

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

201



Elke Erb: Bildschirm-Impression

## Metamorphosen der Öffentlichkeit

Marie-Luise Angerer, Jörg Becker,  
Carsten Klingemann, Juha Koivisto,  
Armand Mattelart, Esa Väliverronen

Karen Ruoff: Clintons Amerika

35. Jahrgang Heft 5 September/Oktober 1993

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

*1991/92 schrieben unter anderen*

Günther Anders, Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Brita Baume, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Klaus Briegleb, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Jens-F. Dwars, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Jana Gohrisch, Pablo González Casanova, Stuart Hall, Nancy Hartsock, Wilhelm Heitmeyer, Fredric Jameson, Jürgen Jünger, Mary Kaldor, Eva Kaufmann, Helga Königsdorf, Volker Külöw, Georges Labica, Gabi Lindner, Jürgen Link, Alaine Lipietz, Michael Löwy, Mary McIntosh, Norbert Mecklenburg, Jost Müller, Ludmila Nikitič, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Philipp Rothfield, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Anne Showstock-Sasson, Dorothee Sölle, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Susan Willis, Erich Wulff

*Redaktion*

Wolfgang Bialas, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann (beurlaubt), Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber. Redaktion dieses Heftes: Ulrich Schmid

*Autonome Frauenredaktion*

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Ingeborg Musold, Antje Rappmund, Jutta Meyer-Siebert

*Korrespondierende Redaktionsmitglieder*

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

*Redaktion:* Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

*Redaktionssekretariat:* Antje Rappmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 20146 Hamburg

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

*Auslieferung*

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 20022 Hamburg, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 10961 Berlin, Telefon (030) 692 79 34

*Direktversand:* Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1993 in 6 Heften (alle 2 Monate), Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11 DM, Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Francis (Bulletin Signalétique), Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Germanistik, Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Internationale Bibliographie der Rezensionen, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlag: Johannes Nawrath. Foto: © J.R. Eyerman: 3-D Movie Viewers. Life Magazine Time/Warner Inc. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BfZ 100 101 11. Fotosatz: Möllner und Steinhardt oHG, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – September/Oktober 1993. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

*Beilagenhinweis:* Dieses Heft enthält in Teilaufgabe Prospekte der Zeitschrift Letzte, des Verlages zu Klampen und des Argument-Verlages.

Editorial .....	681
Klaus Bochmann: Zum Tode von Christian Riechers .....	685
Elke Erb: Bildschirm-Impressionen .....	686
Nachrichten aus dem Patriarchat .....	687

## Metamorphosen der Öffentlichkeit

Armand Mattelart Neue Horizonte der Kommunikation .....	689
Jörg Becker Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989 .....	707
Juha Koivisto und Esa Väliverronen Das Comeback kritischer Theorien der Öffentlichkeit .....	717
Marge Piercy Die Gestaltwechsler .....	735
Marie-Luise Angerer The Pleasure of the Interface: Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur .....	737
Carsten Klingmann Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen im NS-Staat und in der Mediengesellschaft .....	749

\* \* \*

Karen Ruoff Ortsbetrachtungen in Clintons Amerika .....	761
Ursula Menzer Georg Simmels Geschlechterphilosophie .....	765
Kornelia Hauser Montage von Rezeptionen einer Theaterinszenierung .....	775
<i>Kongreßberichte</i> Soziologen-Tag; DGB-Tagung; Das Subjekt in der Psychiatrie .....	779
<i>Besprechungen</i> Ideengeschichte; Geschichte und Politik in der englischsprachigen Literatur; Feministische Medientheorie; Cultural Studies; Gesellschaft- liche Krisen und Pädagogik; »Rechtsextremismus«; Frauengeschichte; Rassismus; Antisemitismus; Gewerkschaften in Europa .....	785
Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Summaries .....	841

## Inhalt der letzten Hefte

### 200: Brauchen wir einen neuen Antifaschismus?

K.-D.Bogdal: Von Glatzen und Gaffern / Z.Baumann: Das Urteil von Nürnberg hat keinen Bestand. Rassismus, Antirassismus und moralischer Fortschritt / L.Baier, P.Bordieu, R.Rürup: Vor-Überlegungen / O.Negt und W.F.Haug: Ende der Nachkriegszeit – Ende des Antifaschismus? / W.Bialas: Antifaschismus in der DDR – historisch-kritische Aufräumarbeiten / W.Kowalsky: Nicht Antifaschismus, sondern Anti-Rechtsextremismus / A.Klönne: Abschied vom Antifaschismus? / A.Hauff: Der alte Antifaschismus ist tot / Th.Laugstien: Das Heiber-Syndrom / U.Schmid: Biologen im NS-Staat / R.Alsich: Neuere Forschungen zur Anthroposophie im NS / Besprechungen: Politische Philosophie; Christoph Hein: Judenbilder; Fußball; Deutscher Faschismus, Regulation und Staat

### 199: Frauen im Umbruch der Arbeit

I.Kurz-Scherf: Fragen an eine Kritik der politischen Ökonomie der Arbeit / S.Andresen: Verfügte Zeit / A.Brensell: Einmischung in »Lean-Production« / A.Schnoor: Siemens-Arbeiterinnen streiten um Selbstbestimmung / A.Braun: Zur Lage der Frauen in den »neuen Ländern« / H.Behrend: Ruhmlose Vereinigung / E.Kaufmann: Laudatio für Helga Königsdorf / K.Hauser: Der Briefwechsel zwischen Brigitte Reimann und Christa Wolf / H.Peitsch: F.C. Delius' Auseinandersetzung mit dem Terrorismus / Besprechungen: Naturverhältnisse und Weltbilder; Fachtextlinguistik; Massenmedien; Pädagogik-Biographien; Geschichte der Arbeiterbewegung; Entwicklungspolitik; Demokratietheorie

### 198: Das Ende der Markt-Euphorie

A.Malkiewicz/J.Palys: Wege und Fallen beim Aufbau des Kapitalismus in Polen / Y.Krasin: Perspektiven nach dem Scheitern der »Schocktherapie« in Rußland / J.Hirsch: Internationale Regulation / P.M.Sweezy/H.Magdoff: Den Kapitalismus in seiner Geschichte begreifen / I.Arbeitslang: Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung / Th.Weber: Glücklose Engel / J.Hermand: Fragen an Heiner Müllers »Autobiographie« / Besprechungen: Antike Philosophie und Sozialgeschichte; Deutsche Mythen; Mediale Inszenierungen; Pädagogische Selbstreflexion; Bilanz des Sozialismus; Nicaragua; Israel/Palästina; Frauenarbeit in Europa

### 197: Elemente neuer ökologischer Politik

W.Brüggen: Ansatzpunkte für einen ökologischen Kompromiß / K.Jacobs: Bruchstücke Sozialismus und Ökologie / C.Thomasberger: Öko-Steuern als Mittel des ökologischen Umbaus? / J.Hoffmann: Ökologisch produzieren – ökonomisch verteilen? / FOWolf: Zu Al Gores »Marshallplan für die Erde« / R.Seifert: Krieg und Vergewaltigung / E.Wulff: Wahnsinn als selbstdurchkreuzte Intentionalität / H.Gess: Gesundheit als Symptomfreiheit / Besprechungen: Philosophiepolitik; Rechts- und Sozialphilosophie; Nietzsche; Internationale Sprachkontakte; amerikanische und mitteleuropäische Literatur; Bildung und Bildungssystem; Geschlechter und Geschichte; 500 Jahre Conquista; Ökologie; Demokratietheorie

### 196: Begriffskarrieren: Subjekt und Geschlecht

Ph.Rothfield: Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit / E.Showalter: Frauen – Männer – Texte / R.Seifert: Männlichkeitskonstruktionen / F.E.Ferguson: Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien / H.-H.Nolte: Innere Peripherien im modernen Weltssystem und die Zukunft Ostdeutschlands / V.Külow: David Rjasanow – mit Marx gegen Stalin / B.Hoffmann: Kuba: Nicht Modell, Tragödie / Besprechungen: DDR-Philosophie; Epistemologie; Benjamin; Kafka; Pädagogische Argumente; Schule und Geschlecht; Faschismus; Regulationstheorie; Automobilindustrie

### 195: Anti-Rassismus Methodendiskussion

G.Auernheimer: Universelle Rechtsansprüche und kulturelle Differenz / W.Heitmeyer: »Schwärmerischer Antirassismus« / M. u. S.Jäger: Rassistische Alltagsdiskurse / W.Kowalsky: Moralisierender Anti-Rassismus / R.Leiprecht: Auf der Suche nach Begriffen / J.Link: Normalismus und Neorassismus / J.Müller: Nationalismus der »Neuen Rechten« / U.Osterkamp: Weitere Fallstricke / N.Räthzel: Zivilgesellschaft und Einwanderung / E.Wulff: Zur Konstruktion von »Rassismus« / Besprechungen: Politische Philosophie; Arbeiterliteratur; Film und Fernsehen; Frauenarbeit; Antirassistische Erziehung; Geschichtsschreibung; Frauen unter EG-Binnenmarkt und deutscher Vereinigung; Marx

## Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73  
Berlin Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17  
Berlin Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32  
Berlin Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51  
Berlin Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89  
Berlin Argument-Buchladen, Reichenberger Str. 150; Tel. 030/611 39 83  
Berlin Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09  
Bremen Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/7 20 73  
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23  
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82  
Frankfurt/M. Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfstr. 77; Tel. 069/77 73 03  
Frankfurt/M. Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/77 88 07  
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77  
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34  
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50  
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10  
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80  
Hamburg Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/441 13 30  
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64  
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04  
Köln Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1; Tel. 0221/52 05 79  
Köln Der andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25  
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33  
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87  
München BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22  
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/4 49 26  
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 25  
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49  
Osnabrück Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05  
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22  
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71  
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87  
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58  
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43  
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18  
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel. 01/251 26 74  
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kollisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21  
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

## Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02  
Berlin Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00  
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154; Tel. 0521/6 84 61  
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidlstr. 12  
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67  
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44  
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40  
Dortmund Frauenbuchladen Zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61  
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50; Tel. 0211/46 44 05  
Frankfurt/M. Frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27; Tel. 069/70 52 95  
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3  
Hamburg Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48  
Hannover Annabea Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24  
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01  
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10  
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74  
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63  
München Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05  
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 0707/2 65 90  
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85  
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74  
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80  
Wien, Frauenzimmer, Lange-gasse 11; Tel. 0222/43 86 78  
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/752 42 45

## Besprechungen

## Philosophie

<i>Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung (Ch.Jäger)</i> .....	785
<i>Theunissen, Michael: Negative Theologie der Zeit (T.Heinrichs)</i> .....	787
<i>Matuschek, Stefan: Über das Staunen (C.Feldmann)</i> .....	788
<i>Ostermann, Eberhard: Das Fragment (S.Kramer)</i> .....	789
<i>Menke, Bettine: Sprachfiguren (M.Wedel)</i> .....	791
<i>Weigel, Sigrid (Hrsg.): Leib- und Bildraum. Lektüren nach Benjamin (H.Weinbach)</i> .....	793
<i>Opitz, Michael, und Erdmut Wizisla (Hrsg.): »Aber ein Sturm weht vom Paradiese her ...« Texte zu Walter Benjamin (H.Weinbach)</i> .....	793
<i>Waldenfels, Bernhard: Einführung in die Phänomenologie (T.Heinrichs)</i> .....	794

## Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>North, Michael: The Political Aesthetic of Yeats, Eliot, and Pound (R.Markner)</i> .....	795
<i>Norris, Margot: Joyce's Web. The Social Unraveling of Modernism (U.Blumenbach)</i> .....	797
<i>Diedrich, Maria: Aufschrei der Frauen – Diskurs der Männer. Der frühviktorianische Industrieroman (G.Nieragden)</i> .....	799
<i>Bestek, Andreas: Geschichte als Roman. Narrative Techniken der Epochendarstellung im englischen historischen Roman des 19. Jahrhunderts (G.Nieragden)</i> .....	801
<i>Bewan, David (Hrsg.): Literature and Exile (H.-Ch.Oeser)</i> .....	803
<i>Onderdelinden, Sjaak (Hrsg.): Interbellum und Exil (H.-Ch.Oeser)</i> .....	804
<i>Fricke, Harald, und Rüdiger Zymner: Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über Studieren (E.O'Sullivan)</i> .....	806

## Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>McGuigan, Jim: Cultural Populism (M.Haupt)</i> .....	807
<i>Schachner, Christel: Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer (U.Weber)</i> .....	809
<i>Bolz, Norbert: Chaos und Simulation (Ch.Jäger)</i> .....	811
<i>Zielinski, Siegfried (Hrsg.): Video – Apparat/Medium, Kunst, Kultur (U.Schmid)</i> .....	812
<i>Gottgetreu, Sabine: Der bewegliche Blick. Zum Paradigmawechsel in der feministischen Filmtheorie (S.Kaltenecker)</i> .....	813

## Erziehungswissenschaft

<i>Fischer, Andreas: Das Bildungssystem der DDR (L.Chisholm)</i> .....	815
<i>Mittler, Wolfgang, Manfred Weiß und Ulrich Schäfer (Hrsg.): Neuere Entwicklungstendenzen im Bildungswesen in Osteuropa (L.Chisholm)</i> .....	815
<i>Lackmann, Jürgen, und Uwe Wäscher (Hrsg.): Arbeitslehre und Polytechnik: Annäherung und Wandel. Beiträge zur technisch-ökonomischen Allgemeinbildung im vereinten Deutschland (D.Kahsnitz)</i> .....	816
<i>Markert, Werner, Rosemarie Klein, Wolfgang Nieke und Sibylle Peters: Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb (M.Bauer)</i> .....	817
<i>König, Joachim: Brüche erleben lernen. Ansätze einer entwicklungspsychologischen Erwerbsbiographieforschung (M.Bauer)</i> .....	819
<i>Kleber, Eduard W.: Grundzüge ökologischer Pädagogik (U.Preuss-Lausitz)</i> ...	820

(Fortsetzung Seite XIV)

## Editorial

Gefragt, wie sich kritische Gegen-Öffentlichkeit, folglich »Politische Kultur« heute noch organisieren ließe, gab Habermas vor kurzem die Antwort: »Gar nicht ... Die kommunikativen Strukturen einer Lebenswelt verändern sich nur übers Medium der Kommunikation selbst. Eine funktionierende Öffentlichkeit verlangt als Kehrseite private Lebensbereiche, die intakt sind.« (FR, 12.6.1993, 3)

Im diskreten Takt des Privaten sollen also die »Gegen-Erfahrungen« zum indiscret Taktlosen der »vermachteten Öffentlichkeit« aufkeimen? Das Private als Springquell »normativer Diskurse«? Das ist allerdings Wunschdenken, denn vor den aktuellen medienkulturellen und -technischen Entwicklungen ist das »Private« schon lange nicht mehr sicher: In wenigen Jahren werden bis zu 150 Kanäle – für das Fernsehland USA prophezeit die Telecommunications Inc. (TCI) sogar 500 parallel angebotene Programme – in die Wohnzimmer geschleust, die dann, gekoppelt mit den »persönlichen« Datenverarbeitungsmaschinen, vielfältige und zunehmend »interaktive« Nutzungsweisen versprechen (vgl. *Screen* 9/93, 26). Eingespielte Sender-Empfänger-Verhältnisse verändern sich ebenso wie die Beziehungen zwischen den klassischen Massenmedien (Presse, Film, Rundfunk, Fernsehen) und Individualkommunikationssystemen (Telefon, Brief etc.). Vormalig getrennte Technologien (Datenverarbeitung, Telekommunikation, Rundfunk etc.) fusionieren – und damit auch die Unterhaltungs-, Bildungs- und Informationsangebote (»Infotainment«, »Edutainment«). Dagegen weichen die alltagsprägenden und -strukturierenden Programmformen der traditionellen audiovisuellen Massenmedien hinter selektive und segmentierte Kommunikationsformen zurück. Die gleichsam durch fordistische – standardisierte und zentralisierte – Massenmedien (Kino, Programm Rundfunk etc.) vermittelten und integrierten Öffentlichkeiten verlieren mehr und mehr ihre soziokulturelle Kohärenz. Registriert wird statt dessen die ständige Entfaltung neuer, flüchtiger, weniger sozio-ökonomisch, dafür ästhetisch und warenästhetisch fundierter »Selbstverwirklichungsmilieus« und »Erlebnismgemeinschaften« (Schulze 1993).

Was also wird aus dem Privaten in den privatisierten Öffentlichkeiten von Sony und Matsushita? Im September dieses Jahres begann RTL mit der Ausstrahlung der ersten »interaktiven« Reisespielshow »Ein Tag wie kein anderer«. Dabei lassen sich, vorausgesetzt, man verfügt über die nötige technische Ausstattung, parallel zu den vorgeführten Reisezielen beliebige touristische Informationen abrufen und in naher Zukunft auch diverse Einkäufe tätigen (vgl. *Screen* 9/93, 30). Dem passivierten, einseitig auf »Empfang« geschalteten »couch-potato« wird demnach televisuell gehörig eingeheizt. Raymond Williams prägte vor rund zehn Jahren den Begriff der »mobilen Privatisierung«, und wahrscheinlich hatte er etwas ganz ähnliches vor Augen, als er die Vision des fest in seiner privaten »Schale« sitzenden, darin jedoch hochgradig mobilisierten Konsumenten entwarf: »Es ist eine Schale, die man mitnehmen kann, mit der man an Orte fliegen kann, die zu besuchen frühere Generationen sich nicht vorstellen konnten.« (*Das Argument* 144/1984, 261) Eine zugespitzte Evidenz erhält dieses Bild, wenn wir es auf die elektronischen Netze übertragen, in denen die »User« potentiell

weltweit miteinander kommunizieren, Daten austauschen, Daten »saugen«, klauen und »befreien«, verkaufen und kaufen – Cyber-Realitäten, in denen Identitäten gewechselt und gesucht, Beziehungen und neue Arten der Intimität hergestellt werden können. Wer mag, lasse sich von Marge Piercy in eine von transnationalen Konzernen und deren elektronischen Nervensystemen modellierte Welt führen – eine medientechnisch bis in die feinsten Sinnesspitzen ihrer BewohnerInnen – beinahe – perfekt durchformte und dominierte Weltgesellschaft ... (s. den Textauszug in diesem Heft). Das »Private« – auch dies illustriert Piercys Science Fiction – wird in den virtuell und kommerziell entgrenzten Beziehungsnetzen ebensowenig verschwinden wie das Öffentliche, vielmehr wird es Metamorphosen durchlaufen, die ökonomisch, politisch und kulturell gerahmt sind. Die mikroelektronisch forcierten Produktionsverhältnisse des Postfordismus führen zu einer Auflösung standardisierter Arbeits- und Lebensweisen und zu einer enormen sozialen Mobilisierung und Flexibilisierung. In den neuen Kommunikations- und Wahrnehmungsapparaturen finden diese Entwicklungen ihre Entsprechung und Verstärkung. Denn als wissens- und informationsprozessierende, -inszenierende und -generierende Technologien sind sie schlechthin *die* Produktivkräfte der geographisch und politisch enträumlichten Produktionsverhältnisse, die, wie der Aufsatz von Armand Mattelart in diesem Heft zeigt, kaum mehr etwas mit den klar strukturierten, hierarchischen (Raum-)Verhältnissen des Fordismus gemein haben. Im Horizont der zunehmend entgrenzten Märkte ermöglichen die erweiterten telematischen Technologien eine beliebige Intensivierung und Verflechtung sozialer und kultureller Interaktivität. Technokulturelle Entwicklungen dieser Art werden folgenreich sein auch für den Status des Subjekts. Denn welche Bezugssysteme, welche kollektiven Normen können die tendenziell grenzen- und »heimatlosen« Netze noch anbieten? Nicht mehr von »Entfremdung« sei zu sprechen, meinte deshalb Jean Baudrillard, sondern von der »Ekstase der Kommunikation«. Ekstase der Informations- und Kulturwaren-Zirkulation müßte es indessen weniger euphemistisch heißen. Denn im komplexen Medienwaren-Universum – im »Pay per View« – konvergieren die gegenwärtigen politischen (Deregulation des Medienbereichs), kulturellen (Segmentierung, Flexibilisierung) und technologischen Entwicklungen (Telematik, Tele-Distribution).

Was bedeutet dies für den Formwandel des Öffentlichen, für die künftigen Bedingungen von Partizipation und Demokratie? Die »bürgerlichen« Öffentlichkeits- und Informationsverhältnisse ziehen, wie Oskar Negt und Alexander Kluge vor 20 Jahren schrieben, »ihre ganze Substanz aus der Existenz von Privateigentümern«. Wenn diese Aussage noch steigerungsfähig wäre, müßte man das heute wohl tun – jedenfalls bezogen auf die Konzentration des Privateigentums in den ehemaligen staatlichen Öffentlichkeitsapparaten. Nicht jedoch im Hinblick auf das totalisierende Verständnis von *bürgerlicher* Öffentlichkeit, wie es damals intendiert war – Juha Koivisto und Esa Väliverronen führen diese Kritik in ihrem Heftbeitrag weiter aus. Hilfreicher als eine normativ-polare Interpretation des Öffentlichen/Privaten wäre ein politischer Öffentlichkeitsbegriff, der Öffentliches als eine Vergesellschaftungs-Dimension, einen spezifischen Modus und Bezugspunkt in zivilgesellschaftlichen Praxen sichtbar werden ließe.

Im Umbau fordistisch/tayloristischer Produktions- und Lebensverhältnisse und im Zerfall der »hegemonialen« Kultur- und Medientechniken verschwinden alte und zeigen sich neue Dominanzen, »Informationsarme und -reiche«, »schweigende Milieus« und blinde Flecken. Der »Flow of Information« kommt nicht erst an den Rändern der technischen Netzwerke, sondern bereits an der Peripherie von Politik, »Kultur« und Ökonomie zum Erliegen. Das Nachdenken über den Wandel telematischer Vergesellschaftung sollte deshalb auch zu einer Kritik der heute allerorts zu beobachtenden, teils naiven, teils fortschrittsgläubigen multimedialen Technikfaszination verhelfen. Es erfordert gesellschaftskritische Orientierungen.

### Zum vorliegenden Heft

Juha Koivisto und Esa Väliverronen entfalten einige grundlegende Dimensionen des Themenschwerpunkts, indem sie die klassischen Öffentlichkeits-Theorien von Habermas und Negt/Kluge vergleichend diskutieren. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Kapitalismuskrisen in den USA erfahren die gesellschaftskritischen Konzeptionen dieser drei Autoren gerade dort eine Art »Wiedergeburt«. Gleichzeitig jedoch nimmt Habermas im Vorwort zur Neuauflage seines Bandes (1990) gelassen Abschied vom Ziel »der Aufhebung eines kapitalistisch verselbständigten Wirtschaftssystems«. Der Aufsatz von Armand Mattelart eröffnet einen umfassenden Blick auf den Strukturwandel globaler Kommunikationsverhältnisse. Was ehemals als Medien- und Kulturimperialismus abgebildet wurde und werden konnte, erfordert heute eine detailliertere Analyse des Zusammenwirkens lokaler Öffentlichkeiten mit den immer ausgefeilteren Vermarktungsstrategien der Multis. Die neue Weltinformationsordnung kennt viele Zentren und Akteure. Rezipienten werden zu Produzenten, eine Unzahl »eigener Unternehmer« – selbstverständlich nur, solange sie Teil(-nehmer) der Vermarktungsstruktur sind. Jörg Beckers Beitrag schließt hier direkt an, indem er die Vernichtung und die partielle, warenförmige Neugestaltung von Öffentlichkeit und Medienkultur in Osteuropa untersucht.

Eine mit »Öffentlichkeit« engstens verwobene Kategorie ist die der »Masse«. Carsten Klingemann reflektiert verschiedene sozialwissenschaftliche Konzeptionen dieses Begriffs hinsichtlich der faschisierten Öffentlichkeit damals und der Massenmedien-Gesellschaft heute. Seine Genese zeigt besonders die Schwächen eines normativen Massenbegriffs, der die wechselseitigen Beziehungen zwischen medialer und außermédialer Realität nicht so recht zu fassen bekommt. Genau darum geht es in den beiden abschließenden Schwerpunktbeiträgen. In dem kurzen Auszug aus Marge Piercys Roman und dann vor allem in Marie-Luise Angerers Beitrag wird das spannungsvolle Ineinander der neuen interaktiven, direkt auf die Erweiterung von Körper- und Sinneserfahrung abzielenden Medientechnologien mit dem Wandel, der Produktion und Modellierung von geschlechtlicher und sozialer Identität in Beziehung gesetzt.

Zwei der Beiträge außerhalb des Schwerpunktes kreisen um das Thema Alltagskultur und -theorie. Zunächst führt uns Karen Ruoff ins »Orange County«:

die US-amerikanische Welt der Kreditkarten, des Fast Foods und der Sonderverkäufe. Die Präsidentschaftswahl habe Clinton indessen vor allem auf dem Terrain der Moral und Religion gewonnen. Ursula Menzers Untersuchungen in dem – momentan eine Art Renaissance erlebenden – Werk eines leidenschaftlichen Anaytikers »moderner« Alltagskultur, Georg Simmel, zeigt dessen Forschungsarbeit als eine durch metaphysische Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen konstituierte, als ein im Hinblick auf die damaligen Geschlechterverhältnisse hochgradig affirmatives Denken. US

### Verlagsmitteilungen

Das im letzten Heft angekündigte *Argument-Fest* mit Martin Buchholz, Hartmut Fladt, Ibo Gauter und dem Hanns-Eisler-Chor mußte auf Montag, den 22. November, verschoben werden. Beginn: 19.30 Uhr. Ort: Ballhaus Kreuzberg, Nauenstraße 27, 10997 Berlin-Kreuzberg. Verkehrsverbindungen: die U-Bahnlinien 1 und 8 (Kottbusser Tor) oder die Buslinien 129, 140 und 141 (Adalbertstraße). Der Eintritt ist frei.

Pünktlich zur Buchmesse sind im Oktober zwei *Argument-Sonderbände* erschienen, die sich auf unterschiedliche Weise mit den aktuellen Umbrüchen der Weltordnung auseinandersetzen.

In *Die Grenzen der Demokratie* (AS 211) untersucht Etienne Balibar die inneren Zerreißproben moderner Gesellschaften. Er prüft Widersprüche und Dynamik einer Politik der Menschenrechte angesichts des Voranschreitens von Nationalismus und Rassismus. Er zeigt, daß die gegenwärtige Krise nur durch eine neue demokratische Anstrengung überwunden werden kann.

W.F. Haug, *Determinanten der postkommunistischen Situation* (AS 203): Der Untergang der Sowjetunion, der Umbruch der Weltordnung und die deutsche Vereinigungskrise liefern den Stoff für die hier gesammelten Essays, Reden, Interviews und Zeitungsartikel aus den Jahren 1990 bis 1993. Es sind Beiträge zu einer Geschichte der Gegenwart, der es darum geht, nicht nur die Tatsachen theoretisch-kritisch zu reflektieren, sondern auch Theorie in der Nachfolge von Marx der Kritik der Tatsachen auszusetzen.

Soeben erschienen ist die um ein aktualisiertes Vorwort und einen 3. Teil erweiterte dritte Auflage des schon längere Zeit vergriffenen Bandes von W.F. Haug *Vom Hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt*. Damit ist ein Beitrag zur aktuellen Diskussion um Antifaschismus/Antirassismus wieder verfügbar, der als Korrektiv zu den Ideologien des Tages wirken könnte.

## Zum Tode von Christian Riechers

Am 14. August 1993 ist Christian Riechers nach schwerer Krankheit gestorben. Mit seiner Auswahl aus Schriften Gramscis unter dem Titel *Philosophie der Praxis* eröffnete er 1967 zum ersten Mal den mit dem Italienischen nicht vertrauten deutschen Intellektuellen einen Zugang wenigstens in einem repräsentativen Ausschnitt. Den Fortgang der nun systematisch erfolgenden Übersetzung des Hauptwerkes von Gramsci kann er nicht mehr weiter verfolgen. Den ersten Band der deutschen Ausgabe der *Gefängnishefte* (1990) hatte er in der bisher gründlichsten, auch Übersetzungsprobleme berührenden und daher besonders hilfreichen Besprechung noch sehr aufmerksam analysiert. Daß wir heute, in den neunziger Jahren, manches anders übersetzen als er in den sechzigern, ist auch den veränderten weltgeschichtlichen Bedingungen zuzuschreiben.

Christian Riechers ist am 2. April 1936 in Einbeck (Niedersachsen) geboren und hatte in Hamburg und Berlin politische Wissenschaften studiert. In den frühen sechziger Jahren engagierte er sich im Berliner Argument-Klub. Die Studentenbewegung von 1968 erlebte er in Italien. In der Zeit, als er in Pisa als Lektor an der Scuola Normale Superiore arbeitete, entstand der Band *Antonio Gramsci. Marxismus in Italien* (1970).

Meine erste Begegnung mit Christian Riechers hatte ich erst ein Jahr vor dem Fall der Mauer. 1988 hatte das am Dialog zwischen Christen und Marxisten interessierte Hendrik-Kraemer-Haus der niederländischen protestantischen Gemeinde in West-Berlin zu einem Gramsci-Colloquium eingeladen, an dem auch Leute aus der DDR teilnehmen konnten. Wenn auch (zu meiner Enttäuschung) in seinen Auffassungen schon von Gramsci entfernt, beeindruckte Christian Riechers doch mit seinen profunden Beiträgen zu den Ursprüngen von Schlüsselbegriffen Gramscis. 1990 traf ich ihn in Hannover wieder, wo er seit 1971 am Institut für politische Wissenschaften tätig war. Die damalige Atmosphäre des herzlichen Aufeinanderzugehens ist in vielen Fällen schnell vorbei gewesen; die Freundschaft mit Christian Riechers und seiner Frau hielt an. Mir ist noch die unglaubliche Aufmerksamkeit in Erinnerung, die er uns, denen aus dem Osten, entgegenbrachte, und jene eindringliche Mahnung, uns nicht über den Tisch ziehen zu lassen. Und es war immer spannend, mit ihm zu reden und sich von seinem Enthusiasmus mitreißen zu lassen.

Christian Riechers wird für viele mit Recht der Gramsci-Pionier in Deutschland bleiben. Er hat als erster dazu beigetragen, daß Gramsci nicht mehr »außerhalb Italiens als Geheimtip« gehandelt wird, wie er 1970 dessen Rezeption charakterisierte. Für mich wird darüber hinaus die Erinnerung an einen warmherzigen Freund bleiben.

Klaus Bochmann

Elke Erb

**Bildschirm-Impression\***

Während der Herr Klavier spielt,  
sieht es sattsam so aus wie:  
Während er sitzt und Klavier spielt,  
bringt er heimlich das Auto  
um, während der Herr auf das Pferd steigt,  
gleich um die Ecke das Auto  
um, während der Herr Klavier spielt,  
schwingt er sich in den Sattel.

Während der Herr Klavier spielt,  
stimmt aber auch noch der Wecker  
nicht mehr, der mit der Zeit geht  
nicht mehr, nimmt automatisch  
Schaden der aus-dem-Schlaf-Schrecker,  
Rache an Haupt und Gliedern,  
während der Herr Klavier spielt,  
nimmt automatisch der Wecker.

\* Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin. Die Erstveröffentlichung erfolgte in:  
*Poet's Corner*. Nr. 3. Elke Erb. Unabhängige Verlagsbuchhandlung Ackerstraße. Berlin 1991.

## Nachrichten aus dem Patriarchat

... *alles Leben geht vom Staate aus*

In der *Zeit* Nr. 38 schreibt der Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis zur Urteilsbegründung für die Verschärfung des Abtreibungsgesetzes. Wir empfehlen seine Analyse und dokumentieren zunächst aus dem alten Paragraphen 218:

»Die Beratung dient dem Lebensschutz durch Rat und Hilfe für die Schwangere und der Anerkennung des hohen Wertes des vorgeburtlichen Lebens und der Eigenverantwortung der Frau (die Beratung soll die Schwangere in die Lage versetzen, eine verantwortungsbewußte, eigene Gewissensentscheidung zu treffen)«.

Die neu gesetzten Akzente: »Die Beratung dient dem Schutz des ungeborenen Lebens. Sie hat sich von dem Bemühen leiten lassen, die Frau zur Fortsetzung der Schwangerschaft zu ermutigen; sie soll ihr helfen, eine verantwortliche und gewissenhafte Entscheidung zu treffen. Dabei muß der Frau bewußt sein ... daß nach der Rechtsordnung ein Schwangerschaftsabbruch ... nur in Betracht kommen kann, wenn der Frau durch das Austragen des Kindes eine Belastung erwächst, die ... so schwer und außergewöhnlich ist, daß sie die zumutbare Opfergrenze übersteigt.«

Hennis entwickelt, daß im ersten Fall das Gesetz von »zwei grundrechtsgeschützten Rechtsgütern aus(ging), von denen das eine im »Konfliktfall« zurücktritt – die Beratung sollte helfen, daß dies nicht verantwortungs- und gewissenlos erfolgt. Die Rechtsgüter waren die *Eigenverantwortung der Frau* und das *ungeborene Leben*. Das jetzt rechtswirksame Gesetz hingegen »beläßt es ... bei einer generellen, nicht auszuräumenden Vermutung der Gewissens- und Verantwortungslosigkeit des Abbruchs. Das Urteil bemüht sich um eine Verschärfung des Gewissenskonflikts.« Aller Ummäntelungen entkleidet legt das neue Gesetz fest, daß nicht mehr die Frau darüber entscheidet, welches der Grundrechte sie zurücktreten läßt, sondern der Staat hat ihr ein Grundrecht bereits genommen.

Die FAZ berichtet (am 26.8.93) über die Schädlichkeit des jetzt nicht mehr vorhandenen Grundrechts »Eigenverantwortung der Frau« im Zusammenhang mit Kindesmißhandlung: »Eine Gesellschaft, die das Leben des ungeborenen Kindes zur individuellen Disposition zu stellen bereit ist, untergräbt das Unrechtsbewußtsein von Eltern. Einige davon betrachten dann ihre schreienden Nachkommen weiterhin als Verfügungsmasse – bisweilen mit tödlichen Folgen.«

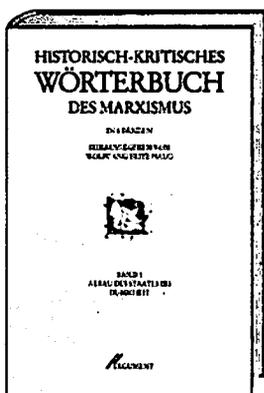
Lehre 1: Da Frauen durch den alten Abtreibungsparagraphen nicht gehindert wurden, ihre »Kinder« vor der Geburt zu töten, töteten sie (jetzt neutral Eltern genannt) sie später. Lehre 2: Die Anwesenheit von individueller Verantwortung führt zur Abwesenheit von Unrechtsbewußtsein. Lehre 3: Rechtsbewußtsein kommt durch die Übernahme des (individuellen) Bewußtseins durch das staatliche Recht zustande. Bisher kämpft die FAZ bei der Frage der Kindesmißhandlung gegen anonyme Feinde, die sie als »Scheinwelt des Fernsehens, sexueller Antriebs« namhaft zu machen sucht; jetzt entdecken sie, die Täter sind die Frauen.

Frauenredaktion

# Eine Arche Noah aufklärerischen Wissens und sozialer Phantasie

## Zur Konzeption

Das Historisch-kritische Wörterbuch ist kein »politisches« oder »weltanschauliches« (=ideologisches=) Positionswerk. Es ist ein historisch-kritisches Kollektivwerk von VertreterInnen unterschiedlicher Orientierungen und regionaler Kulturen, die auf die eine oder andere Weise das von Marx begonnene praktisch-theoretische Projekt fortführen. Die postkommunistische Situation prägt den Titelbegriff des Historisch-Kritischen in bezug auf den Marxismus eine nachdrückliche Aktualität auf: Dabei geht es einerseits um die kritische Auswertung historischer Erfahrungen, andererseits um die wissenschaftliche Sichtung, Erschließung und kritische Durcharbeitung eines enormen Gedankenmaterials. Das Historisch-kritische Wörterbuch des Marxismus trägt also neben einem praxiskritischen und erfahrungsbezogenen einen stark »philologischen« Akzent.



## Die Stichwörter

Bearbeitet werden über 1000 für den Marxismus mit seinen unterschiedlichen theoretischen und praktischen Linien und für die sozialen Befreiungsbewegungen relevant gewordene Begriffe. Viele Stichwörter entstammen der politisch-theoretischen Lexik der Gegenwart und wurden noch nie in Wörterbüchern behandelt. In diesen Begriffen, häufig Neologismen, artikulieren sich Probleme der globalen Krisen und des Übergangs zur Hochtechnologischen Produktionsweise des transnationalen Kapitalismus, des dadurch bedingten Scheiterns der sowjetischen Gesellschaftsformation und des Aufbrechens des nicht länger durch den Ost-West-Gegensatz überdeterminierten »Nord-Süd-Konflikts« im Weltkapitalismus. Nicht zuletzt haben neue soziale Bewegungen - vor allem die Frauenbewegung und die Ökologiebewegung - die neue Lexik mitgeschaffen. Wo nicht die Lexik neu ist, ist es die Lektüre, die sich ihre Fragen von der Zeit geben lässt.

## Editionsplan

Im Winter 1993/94 erscheint:

BAND 1  
ABBAU DES STAATES BIS DUMMHEIT

In den folgenden Jahren erscheinen:

BAND 2  
EGALITARISMUS BIS  
ISLAMISCHER SOZIALISMUS

BAND 3  
JAKOBINISMUS BIS MYTHOS

BAND 6  
ÜBERAKKUMULATION BIS ZWEIFEL

BAND 4  
NATIONALE BEFREIUNG BIS  
QUOTIERUNG

BAND 5  
RADICAL ECONOMICS BIS  
TYRANNEI

Jeder Band gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen im Großformat 18 x 25 cm und einem Umfang von ca. 500 Seiten und 1000 Spalten.  
Subskriptionspreis je Band DM 98,-. Späterer Ladenpreis DM 129,-. Die Subskriptionsfrist endet am 30. Juni 1994. Bitte abonnieren Sie mit der diesem Heft beiliegenden Bestellkarte.

Armand Mattelart

## Neue Horizonte der Kommunikation: Die Rückkehr zur Kultur

In den achtziger Jahren wurde die Begegnung der Kommunikation mit der Kultur projiziert. Diese Bewegung ist von den unterschiedlichsten Logiken und Akteuren angestoßen worden. Kein Wunder daher, daß diese Akteure sehr unterschiedliche Gebrauchsweisen mit dem Ausdruck verbinden. Was uns hier interessiert, ist, kritisch einige der Formen zu untersuchen, welche diese Rückkehr zur Kultur in den internationalen Kommunikationsverhältnissen angenommen hat.

### Vom Internationalen zum Globalen

Ein Begriff hat sich in den Diskursen über die aktuellen Veränderungen in den Kommunikationssystemen durchgesetzt: der Begriff der Globalisierung – so weitgehend, daß er den der Internationalisierung zu ersetzen beginnt. Was verbirgt sich hinter diesem Übergang zwischen Mythos und Wirklichkeit? Welcher neue Kontext wird mit diesem neuen Wort entworfen, das Konzept und Analyseinstrument zugleich ist? Welche neuen Vorstellungen von Akteuren und ihren Strategien umfaßt oder begünstigt es? Der Raum der Organisation von Produktion und Kommerz hat sich erweitert zum Raum der Markt-Welt.<sup>1</sup> Einer der Wege, auf denen man zu diesem neuen Expansionsstadium der Firmen mit Welt-ruf gelangte, bestand in der gigantischen Umschichtung durch die Öffentlichen Kaufangebote, die transnationalen Allianzen und die Megafusionen der achtziger Jahre.

Im Werbe- und Mediensektor hat sich im Verlauf dieser Umschichtung der Besitzstand der neuen planetaren, vor allem amerikanischen, britischen, französischen und japanischen Agentur-Netze sowie der Grundstock der neuen Multimediengruppen vervollständigt, die besonders aus Westeuropa, Australien und Japan stammen. Den Atlantik überquerend und nach amerikanischen Firmen greifend, haben diese neu Arrivierten beim Sich-Überbieten die Megafusion des Jahrhunderts provoziert: die Allianz zwischen den amerikanischen Riesen Time und Warner. Die Kommunikation hat sich als ein äußerst rentabler Sektor erwiesen, und die Börse hat ihren kometenhaften Aufstieg begleitet. Bis zu dem Tag, da die Überschuldung, der Konjunkturabschwung und die Fluktuationen des Werbemarktes die Mega-Netze der Werbebranche und die Medienunternehmen zugleich brüchig werden ließen.

Außer diesen Akteuren aus den großen Industrieländern sind zwei Länder als Multimediengruppen auf dem Weltmarkt der Kulturindustrien aufgetaucht: Brasilien und Mexiko. Sehr spezifische Gruppen insofern, als sie die offizielle Eröffnung der Deregulation nicht abgewartet haben, um sich zu konstituieren, da sie aus einem Kontext hervorgegangen sind, in dem die Deregulation längst existierte! Sie ist selbst ein konstitutives Merkmal ihres Entstehens.

Das Jahrzehnt, das den Aufschwung des Gigantismus in einer mit ihrem eigenen Diskurs über ihr exponentielles Wachstum gedopten Industrie erlebt hat, ist

in den großen Industrieländern für die Investoren und vor allem die Banken im Ungewissen zu Ende gegangen. Was die »industriellen Synergieeffekte« und die Auswirkungen auf die Skalenerträge angeht, haben die Diversifizierungsstrategien im Multimedien- und Multi-Dienstleistungsbereich, geräuschvoll angekündigt von den Kandidaten für das »globale Kommunikationsunternehmen« und die allseitige horizontale und vertikale Integration, nicht immer zu den erhofften Ergebnissen geführt. Das erinnert daran, daß die Konstruktion des globalen Unternehmens chaotischer ist, als das Auktionsfieber bei der wilden Aneignung der Beute glauben machte. Die Kommunikations- und Finanzsphäre schwebten über der produktiven Basis und der konkreten Alltagsexistenz der Konsumenten wie zwei spekulative Seifenblasen. Die semantische Verwandlung von »international« in »global« erfolgte so rasch, daß ihre Theorisierung in keiner Weise Schritt hielt mit den Glaubensbekenntnissen und den Legitimationsdiskursen der großen Industrieunternehmen auf der Suche nach der kritischen Größe, oder der Werbeagenturen, die sich auf den transnationalen Märkten (*marché du transfrontières*) festzusetzen und folglich den triumphalistischen Mythos von der vollständigen Globalisierung hier und jetzt von den fragmentierten und chaotischen Bedingungen ihrer Realisierung abzuspalten suchten.

### Die Amöbe

Zu Beginn der Karriere der Ausdrücke global und Globalisierung steht ein Text von Professor Theodor Levitt, Herausgeber der *Harvard Business Review*, der 1983 erschienen ist. Er ist zwar nicht ihr Erfinder, denn die Ausdrücke zirkulierten bereits eine Zeitlang in den Marketingabteilungen einiger großer Weltfirmen, aber doch ihr erster Doktrinär. Globaler Raum, totale Betriebsführung. Vier Feststellungen begründen den globalen Ansatz: die Welt wird ein »globales Dorf«; die Gestalt des Marktes ist nicht mehr national sondern weltweit; die städtische Lebensweise herrscht vor; folgenschwere Tendenzen sind dabei zu beobachten (Entwicklung des Individualismus, Amerikanisierung der Jugend, Emanzipation des Rentenalters usw.). Aus diesen Beobachtungen ergeben sich drei Hypothesen: Homogenisierung der Bedürfnisse unterm Druck der neuen Technologien; Konkurrenz über die Preise (die Konsumenten sind bereit, besondere Vorlieben zu opfern, um von Billigprodukten relativ guter Qualität zu profitieren); »economies of scale« (die durch die Standardisierung erlaubte Homogenisierung der Weltmärkte erlaubt die Senkung der Kostpreise). Und der amerikanische Professor empfiehlt den Unternehmen: schafft ein Einheitsprodukt für den gesamten Weltmarkt, vermarktet es zu einem möglichst niedrigen Einheitspreis, macht dafür in jedem Land dieselbe Werbung und verwendet überall dieselben Vertriebswege. Kurz, macht es Firmen wie Coca Cola nach, eine der wenigen, die tatsächlich eine solche Strategie verfolgt.

Diese Theorie der Homogenisierung der Bedürfnisse, der Märkte und der Standardisierung der Produkte wurde Gegenstand zahlreicher Kritiken. Ihr Hauptargument ist, daß im Gegenteil die Welt dabei ist, sich zu differenzieren, und daß es darauf ankommt, auf die ursprüngliche Definition des Ausdrucks »marketing« zurückzukommen, nämlich die Segmentierung des Marktes entsprechend den

Differenzen, die ihn durchziehen. Die Globalisierung ist eine interne und eine externe Angelegenheit. Sie ist eine Organisationsweise der Firma und eine Weise des Sich-In-Beziehung-Setzens mit der Raum-Welt. Um diese neue Organisationsweise zu beschreiben, greift die Wirtschaftsliteratur auf die Metapher, das Hologramm, die Amöbe und zumeist auf die Sprache der Biologie zurück. Das Unternehmen und die Markt-Welt werden durch die Brille des lebenden Organismus wahrgenommen.

Aus diesen Metaphern muß zunächst das Ende der Starrheit der Hierarchien im Innern des Unternehmens herausgehört werden, der Niedergang von pyramidalen Autoritätsformen als Erbe der militärischen Managerkonzepte, die aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen sind, als die Zurückhaltung von Information die Quelle von Wissen-Macht war und alles über Sanktionen und Bestrafung funktionierte. Der Kontrapunkt ist das Auftauchen eines netzartigen Betriebsführungsmodells. Eines Informations- und Kommunikationsnetzes, in welches das Personal einbezogen ist und worin es sich für die Festlegung und die Verwirklichung der Ziele verantwortlich fühlt, worin die positive Kritik nach der Harmonie interaktiver Netze sucht, indem sie die informelle und spontane Innovation, die Kreativität der Angestellten einfängt: die Aneignung eines Wissens und Know-hows und dessen kontinuierliche Wiedereinbringung in die Organisation. Wie es der Chef von Gannett, einer der dynamischsten Pressegruppen in den Vereinigten Staaten, zum Ausdruck brachte: »Ich will, daß jeder meiner Journalisten sich in seinen eigenen Manager und *marketer* verwandelt.« In der Neologismenblüte, die den Boom der Management -Bestseller begleitet hat, faßt ein Begriff diese Veränderung zusammen: »der innere Unternehmer«.<sup>2</sup> Der Trennung der Aufgaben im Fordismus ist die neue Form entgegengesetzt: die Kapillarität der Managerfunktion, ihre Verbreitung im Körper des Unternehmens. Da der Angestellte ein Teil des Ganzen ist, ist er auch Träger des Ganzen.

Die Globalität als die Weise, in der die Firma ihre Geschäfte führt, hat nur Sinn, wenn man sie verknüpft mit der Weise, in der das Unternehmen in die Ökonomie-Welt und die Markt-Welt eingefügt wird. Auch hier gehorcht das Unternehmen dem relationalen Schema. Die Organisation von Produktion, Marketing und Forschung-Entwicklung ist die des verketteten Unternehmens, eines Ensembles von Netzen innerhalb der Firma, das mit Netzen außerhalb verbunden ist. Mit dieser Organisationsweise nimmt das Unternehmen den ersten Platz unter den Kunden von integrierten Kommunikationsdienstleistungen ein (Radio, Fernsehen, Bildtelefon, Konferenzschaltungen, Datenübertragung, Telefax, usw.), die den Weg öffnen zur Vereinheitlichung der Systeme über Netze wie das ISDN. Auf dem Feld der internationalen Diplomatie zeigt die Verlagerung der Debatten über die Kommunikation von der UNESCO zum GATT, vom »Politischen« und der »Politisierung« zum »Technischen«, sehr deutlich diesen Druck auf die vollständige Öffnung des Marktes der »unsichtbaren Ströme«, zu denen die Kommunikation gehört.

## Nur noch Koproduzenten

Der hierarchischen Verteilung der Aufgaben und Zuständigkeiten im tayloristischen Unternehmen entsprach eine bestimmte Anordnung der Räume. Das Lokale, das Nationale und das Internationale stellten gleichsam gegeneinander abgeschottete Stufen dar. Das neue Repräsentationsschema der Unternehmen-Netz-Welt schlägt ein Interaktionsmodell zwischen diesen drei Niveaus vor. Jede Strategie in der Markt-Welt muß zugleich lokal und global sein. Die japanischen Führungskräfte drücken das mit dem Neologismus *glocalize* aus.

Erstes Element: die Schaffung einer angemessenen Unternehmenskultur. Das horizontale Organisationsmodell setzt die Schaffung oder die Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls der Lohnabhängigen zu ihrem Unternehmen voraus. In der Firma-Welt hat die Unternehmenskultur als gemeinsame Teilhabe an Werten, Glaubensüberzeugungen, Ritualen und Zielen den Auftrag, die unmögliche Allianz zwischen dem Lokalen und dem Globalen zu verwirklichen. Diese Kultur läßt sich strenggenommen nicht mehr auf einem Territorium situieren: sie ist eine Mentalität. Aber nachdem die neuen Führungskräfte dieses Ziel einmal gesetzt haben, geizen sie mit Präzisierungen. Höchstens ein paar Empfehlungen: nicht zulassen, daß die nationale Identität die globale Identität dominiert; Einheimische auf verantwortliche Posten in der internationalen Geschäftsführung befördern; Karrierepläne einrichten, die für viele Länder gültig sind, und nicht diejenigen bestrafen, die ins Ausland gehen; mehr Gelegenheiten für Auslandsaufenthalte schaffen; in einer kohärenten Politik des Kommunikativen die Ziele der globalen Unternehmensstrategie zustimmungsfähig machen. Indes hat man gut reden von einer Kultur, die sich auf keinem bestimmten Territorium verorten läßt; zur Tür hinausgeworfen, kommt sie früher oder später zum Fenster wieder herein. Wie der Erfolg einiger Veröffentlichungen beweist, die das unaufhaltbare Weltweit-Werden der Geschäfte im Ringen mit den »nationalen kulturellen Hemmschuhen behandeln, welche die Standardisierung der Produkte und Verhaltensweisen verhindern«. Veröffentlichungen, die den Begriff des »Manager-Mischlings« (*métissage managérial*) sanktionieren und Verhaltenshandbücher für Manager vorlegen, die wiederentdecken, daß auch das Unternehmen in klar definierte Geschichten und Kulturen eingeschrieben ist.

Zweiter Aspekt: die Dezentralisierung gewisser Entscheidungen. Wenn dem Zentrum mehr denn je die globalen Management-Entscheidungen über die strategischen Fragen, die Produkte, das Kapital und die Forschung zukommen; wenn der Sitz des Unternehmens mehr denn je den Kopf des Netzes darstellt und der Knotenpunkt der Erfassung und Verteilung der Information ist, so ist die »Dezentralisierung des Zentrums« zum Vorteil der lokalen Einheiten angebracht. Ihre Macht besteht darin, daß sie über taktische Fragen wie das Marketing, die Verpackung und die Werbung entscheiden. Es sei denn, es handelt sich nur um Abwandlungen eines standardisierten »Kern«-Produkts.

Die der Werbung und dem Marketing übertragene Rolle bei der Herstellung der Verbindung zwischen dem Lokalen und dem Globalen ist allerdings ein entscheidender Punkt der Globalisierungsstrategie. Sie gewährleistet die Verankerung beim Konsumenten – eine Verankerung, die sich als um so notwendiger

erweist, als diese Nähe das Gegengewicht zu den »zentrifugalen Kräften« bildet, welche die Aktionen und die Entscheidungen der Manager über die von ihnen kontrollierte Sphäre hinaustreiben, sie aus ihrer Bahn werfen. Je mehr sich die zentrifugale Logik bemerkbar macht, »desto mehr müssen Sie die Starrheiten des Zentrums vermeiden, indem Sie aber doch die Werte übernehmen, die seine Gestalt ausmachen«, wie ein japanischer Experte sagt. Der Lieferant sucht mehr und mehr den Wunsch des Kunden bereits im Ansatz zu ergreifen, ja sogar bei dessen Bestimmung zu helfen. So notiert ein Werbefachmann: »Von der einfachen Produktion geht man über zur 'Co-Produktion': der dem Produkt zuge-setzte Wert steckt mehr und mehr in seiner sehr feinen Übereinstimmung mit der Nachfrage.« Diese Bewegung hin zum Konsumenten, der in den Rang eines »Ko-Produzenten« – oder eines »Prosumenten«, um mit dem Amerikaner Alvin Toffler zu reden – befördert wird, findet eine mächtige Gehilfin in den neuen Technologien der Erfassung, Speicherung und Aufbereitung von Informationen. Die Restrukturierung der privaten Forschungsindustrie und die ungeheure Entwicklung von miteinander verschränkten Untersuchungen über Warenströme, Programmströme und Publikumsströme, die mit den ersten Anwendungen der neuen Scannertechnik in den Supermärkten begonnen haben, beweisen es, ebenso wie die Entwicklung von Datenbanken und -basen, die immer mehr Variablen kombinieren, um Zielgruppen mit gemeinsamen Merkmalen zu identifizieren und zu klassifizieren. Diese Entwicklungen bezeugen zweifellos die wachsende »Taylorisierung« des Konsumbereichs. Immer mehr Disziplinen und immer mehr Personen machen sich daran, das Treiben der Konsumenten zu strategischen Zwecken unter die Lupe zu nehmen. Deshalb erfuhr die administrative oder operative Forschung einen qualitativen und quantitativen Sprung in Ländern, die bislang relativ abgeschirmt waren von den Marktlogiken.

### **Angebot à la carte und Standard-Angebot**

Gerade im Zusammenhang mit der Bestimmung der Zielgruppe bei Werbekampagnen, die auf die neuen Anforderungen der Markt-Welt oder ihrer regionalen Untergliederungen eine Antwort suchen, haben sich die bezüglich der Grenzen der Homogenisierung aufschlußreichsten Fragen herauskristallisiert, indem sie versuchen, das Profil des oder der transnationalen Konsumenten (consommateur/s transfrontières) zu zeichnen. Die Jagd auf die kulturellen Universalien ist eröffnet. Sie stützt sich auf die von der Massenkultur bereits getätigten Investitionen ins Imaginäre von Leuten, die den verschiedensten Kulturen angehören. Die Schaffung eines Einheitsmarkts von Bildern ist einer der Einsätze bei der Um-schichtung der audiovisuellen Industrie. Aber die Widersprüche bei der Kon-struktion eines gesamteuropäischen Fernsehens etwa weisen bereits auf die Schwierigkeiten hin, die sich einstellen, wenn man das Mosaik der Kulturen und Sprachen vor ein und demselben Programm zur selben Stunde versammeln will. Die Kanäle dieses Typs mußten bereits klein beigegeben. (Insofern wäre eine Un-tersuchung der offenkundigen Unterschiede, welche die europäischen Länder von denen Lateinamerikas trennen, von höchstem Interesse.)

Die Erfahrung der Werbeagenturen besagt nichts anderes. Abgesehen von den

Produkten, die auf der Weltszene bereits verankert sind wie Marlboro, Coca-Cola oder Levi-Strauss, zeigt auch sie deutlich, daß es oft mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten gibt. Beim Weltkongreß in Paris im April 1989 waren sich die Mitglieder der Internationalen Vereinigung für Marketing über folgenden Punkt einig: es gibt zwar durchaus eine folgenschwere Logik der Globalisierung der Märkte und Volkswirtschaften, aber sie koexistiert mit anderen Tendenzen, die zu einer »allgemeinen Entmassifizierung« des Konsums und zu einem Aufblühen von Mikromärkten führen, die genauso handfest sind wie die gleichzeitige Internationalisierung von Makromärkten mit Massenverbrauchsgütern. Die Logiken der Zersplitterung erforderten folglich ein abgestuftes Herangehen, das die Geschmacksdifferenzierung der Konsumenten berücksichtigte. Das Angebot à la carte ersetzt mehr und mehr das Standard-Angebot, zumindest in den großen Industriegesellschaften. Diese Problematik der »Differenzierung in der Globalisierung« stimuliert die Suche nach transnationalen Segmenten. Das geht aus Untersuchungen hervor, die den Unterschieden und den Ähnlichkeiten jenseits von nationalen Grenzen nachgehen und eine Beschreibung soziokultureller Mentalitäten versuchen, d.h. großer Ensembles von Individuen, die Lebensbedingungen, Werte, Normen und Vorlieben teilen. Das zeigt, daß man bei der Analyse der Faktoren, welche die transnationalen Kommunikationsräume neu anordnen, schwerlich absehen kann von den neuen Dynamiken durch die Konstruktion weiträumiger übernationaler Handelszonen: das Laboratorium des Europas der Zwölf (angespornt durch die Öffnung nach Osten), aber auch das des Freihandelsabkommens zwischen Kanada, den Vereinigten Staaten und Mexiko, ohne den Pol mitzurechnen, der sich in Asien um Japan bildet.

Die Langsamkeit der Konstruktion von »Transnationalität« auf der Ebene des Produktionssystems macht die Konstruktion der Transnationalität auf dem Weg der Symbole um so dringlicher. Genau deshalb ist der Konsument tatsächlich die Hauptfigur bei der Legitimierung der Globalisierung der Ökonomie; trotz der Tatsache, daß die Szenarien mit dem zugleich globalen und differenzierten Konsumenten ein »durchlöcherter« Diskurs bleiben. All das passiert in einem Umfeld, in dem sich auch die Verhaltensweisen der Konsumenten verändern. Sie sind bestrebt, nichts mehr für bare Münze zu nehmen und sich beim Einkaufen nicht hereinlegen zu lassen. Einige Marktexperten bezeichnen das als Krise der »immateriellen Komponente« (Tagesgeschmack, Design, Mode, Verpackung), die Quelle der blühenden Jahre der Werbung, die, wie sie meinen, bereits der Vergangenheit angehört. Ausgehend von zwei Grundempfehlungen: »Gleich gut« und »Viel billiger«, bauen die Konsumenten ihre eigenen parallelen Informationsnetze auf.

### Ausschließungen

Als Paradigma nicht nur des Unternehmens sondern der Gesellschaft der Zukunft verlangt das Managerkonzept der Globalisierung – das der Kybernetik – zwei Bemerkungen. Der Bereich des Unternehmens, aufgefaßt als hochkomplexes interaktives System, als ein nach innen und außen sendendes Kommunikations- und Informationsnetz, ist ein bevorzugter Ort der Anwendung der

Systemtheorie. Dieser theoretische Korpus, der die unterschiedlichsten Kommunikations- und Informationsformen um Begriffe wie »System«, »Autonomie«, »Komplexität« usw. zusammenfaßt, ist zweifellos reich an Möglichkeiten, um die komplexe Dynamik unserer sozialen Systeme zu erfassen, weil er sich auf die traditionellen oder neuen Wissenschaftsfelder einläßt (Molekularbiologie, Evolutionsbiologie, Künstliche Intelligenz). Allerdings ist Vorsicht geboten. Beim Studium der Kommunikation ist das ideologische Erbe des alten positivistischen Projekts einer Soziologie des »sozialen Organismus« allzu lebendig. Lassen wir dem Biologen G. Beney das Wort: »Mit Sorge sehe ich, wie solche Begriffe – die die Verfechter des 'neuen Paradigmas' zu selbsternannten Propheten zu machen scheinen – sich in dem Maße in eine modische hölzerne Sprache, in eine Ideologie des dritten Jahrtausends verkehren, wie sie von gewissen Kreisen des Unternehmens oder der Medien für sich verwertet werden.« Jedes gesellschaftliche Problem tendiert dahin, als Gleichung auf der Ebene der Kommunikation formuliert zu werden. Wenn eine Schwierigkeit auftritt, ein Knoten, dann deshalb, weil eine Information verloren gegangen ist (Filterung, unterbrochener Kanal, Entropie, usw.). Diese Sicht des Unternehmens ist völlig ungenügend, weil sie behauptet, für die großen Ungleichgewichte und Ungleichheiten einzustehen, die den Planeten spalten. Besonders mittels ihrer Theorien über Selbstorganisation, die zwar das Verdienst haben, die Idee und das Konzept der pyramidalen Organisation der Zuständigkeiten zu untergraben, ihre zwangsläufige Rückseite aber im Dunkeln lassen: nämlich das, was derselbe Biologe die »Exo-Organisation« nennt, d.h. der notwendige Ausschluß von allem, was dem »Referenzsystem« äußerlich ist. Diese Außenwelt aber ist voller Lärm und Wut, voller Widersprüche und Konflikte. Diese eventuellen neodarwinistischen Neigungen sind um so alarmierender, als das Unternehmenskonzept sich als ein neues Konzept des Universalen versteht. In Wirklichkeit ist dieses Universale eines, das in einem geschlossenen Kreislauf funktioniert. Es fixiert die Welt der globalen Ökonomie darauf, was ein Experte das Terrain der »Macht der Triade« getauft hat – das Terrain nämlich, das Nordamerika, Westeuropa, Japan und die neuen Industrieländer Asiens einnehmen.

Es ist folglich eine trennend wirkende Theorie, welche die restlichen 80 Prozent der Weltbevölkerung lediglich als Kandidaten für das Konsummodell und die Lebensweise der Triade betrachtet, dem einzigen Referenzpunkt, um das Weltweite zu definieren. Man fühlt sich an Bekanntes erinnert. Es ist wie beim Übertragungsdenken der alten Modernisierungs- und Entwicklungs-Soziologie. So wie im übrigen die Deregulierung nur die Fortsetzung des alten Prinzips des *Free flow of information* mit anderen Mitteln ist. Erhellte von diesem Prinzip, hat sich im Verlauf der achtziger Jahre der Begriff der Selbstorganisation bestens mit dem der Selbstregulation vertragen, der zum natürlichen Komplement des Deregulierungsprojekts geworden ist. Im Namen des Rechts darauf, sich selbst Regeln zu geben, haben in den Debatten um die Harmonisierung der gesetzlichen Regelung der Werbung in den audiovisuellen Medien die Berufsorganisationen (Inserenten, Agenturen, Werbeträger) die Europäische Gemeinschaft aufgefördert, der »Freiheit der Meinungsäußerung in geschäftlichen Dingen« den Status eines »neuen Menschenrechts« zu verleihen. Im Klartext: die Freiheit zur

Niederlegung der Schranken, die der »Indienstnahme der Sphäre der Öffentlichkeit zu Werbezwecken«, wie Jürgen Habermas gesagt hat, durch die Gesellschaft gesetzt worden sind.

### Die Herausforderung durch die Expertenforschung

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf eine der einschneidendsten Veränderungen, die das Kommunikationssystem erlebt hat, nämlich seine Auffächerung in einzelne Berufe. Diese Professionalisierung fällt zusammen mit dem Prozeß der Rehabilitierung des Unternehmens. In allen Breiten hat der Akteur Unternehmen seine Sichtbarkeit verstärkt. Unternehmen und Unternehmensfreiheit, aber auch regelrechter Unternehmenskult an den Grenzen zum Religiösen. Die Normen und die Referenzen des Wohlfahrtsstaates, der öffentlichen Dienstleistungen und des zwingenden Spiels der sozialen Kräfte haben tendenziell dem Privatinteresse und dem freien Spiel der Marktkräfte den Platz überlassen. Dieses neue Gravitationszentrum der Gesellschaft hat die Hierarchien, die Prioritäten und die Rolle der anderen Akteure neu geordnet. »Das Feld des Managements«, schrieb ein Soziologe 1988, »hat alle Segmente der Gesellschaft kontaminiert, um als universelles kulturelles Modell zu erscheinen«. Mehr noch, das Unternehmen hat sich in einen eigenständigen Akteur des Gemeinwesens verwandelt, der sich immer häufiger öffentlich äußert und auf die Gesamtheit der gesellschaftlichen Probleme politisch einwirkt. Seine Funktionsregeln, seine Wertmaßstäbe, seine Kommunikationsweisen haben zunehmend den gesamten Gesellschaftskörper durchtränkt. Die »Manager«-Logik hat sich als Verwaltungsnorm der gesellschaftlichen Beziehungen durchgesetzt. Mit der Sanktionierung der unternehmerischen Aktionsweise haben sich weitere Stimmen erhoben, die auf dem Feld der Kommunikation Wissen und Know-how beanspruchen. Die Experten auf dem Gebiet des Marktgeschehens haben sich zunehmend auf diesem Feld umgetan. Die Verständigung zwischen Universität und Expertenwesen datiert zwar sicherlich nicht erst von diesem Jahrzehnt, aber es wäre ein Euphemismus zu sagen, daß die Übergänge außerordentlich zugenommen haben und daß immer mehr Begriffe, die vom Unternehmen selbst und seinen Netzen ausgehen, sich um die Kommunikation drehen. Darüber hinaus kann man mit guten Gründen annehmen, daß Zusammenstöße zwischen »praktischem Wissen« und »theoretischem Wissen« – wenn diese Unterscheidung überhaupt noch einen Sinn hat – auf jeden Fall zunehmen werden. Die Freigabe der Ströme bedeutet Beschleunigung der Zirkulation der Wissensströme in alle Richtungen, das theoretische Wissen eingeschlossen.

Diese Vervielfältigung von Kreuzungspunkten und Begegnungen geht oftmals auf Kosten des epistemologischen Sinns und der Distanz. Gewisse zeitgenössische Theorisierungsversuche der Managerkommunikation zeigen das schlagend. Das »postmoderne Unternehmen« verwandelt sich in jene immaterielle Einheit, jene abstrakte Gestalt, jenes verschwommene Universum von Formen, Symbolen und Kommunikationsströmen, das sich in »dissipativen Strukturen« entwickelt, in denen das, worauf es ankommt, sich auflöst: die Restrukturierung der Weltwirtschaft und die Neuverteilung der Abhängigkeiten und Hierarchien auf

dem Planeten. Auswirkungen der Theorie auf die Wirklichkeit, Auswirkungen der Wirklichkeit auf die Theorie: die Proliferation der »Expertenforschung« oder der operativen Forschung im Dienste eines Unternehmensauftrags hat ganz offensichtlich andere Kräfteverhältnisse mit der kritischen – um nicht einfach zu sagen akademischen – Forschung geschaffen. Ein Problem, mit dem man sich noch zu wenig auseinandergesetzt hat und das man ins Zentrum der epistemologischen Untersuchung rücken muß, will man den Kopf nicht in den Sand stecken und eine Monokultur kultivieren, ohne die allgemeine Entwicklung des Feldes in Rechnung zu stellen.

### **Die Rache der Kulturen**

Parallel zu der von den Geostrategen der Ökonomie-Welt inspirierten neuen Philosophie der Globalisierung sind Weltauffassungen aufgetaucht, die im äußersten Gegensatz zu diesen Thesen stehen. Wenn die achtziger Jahre die der Suche nach der globalen »business culture« waren, so waren sie doch auch die der Rache der Einzelkulturen. Die Spannung und die Abstände zwischen der Pluralität der Kulturen und den zentrifugalen Kräften des Kaufmannsuniversalismus haben die Komplexität der Reaktionen auf das Auftauchen eines Marktes im Weltmaßstab erkennen lassen. Konzeptuelle Grenzen sind gesprengt worden. In dem Maße, wie sich das »Welt-System« entfaltete, das die unterschiedlichen Gesellschaften an die Produkte und Netze ankoppelte, die à l'»universel« funktionieren sollten, haben sich Ansätze einer Transnationalisierung der Kultur herausgebildet, die darauf achten, ihr den Charakter eines vielfältigen Interaktionsprozesses zurückzugeben. Was Aufmerksamkeit verdient, sind die Antworten dieser Einzelkulturen auf das Vorhaben der Reorganisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse, deren Träger die neuen Dispositive der transnationalen Kommunikation sind, welche die nationalen und die lokalen Räume zugleich destrukturen und restrukturieren. Antworten, die Widerstand, Nachahmung, Anpassung und Wiederaneignung enthalten. Kurz, man fragt nunmehr nach den Prozessen der »Bedeutungsgebung«, durch welche die zahllosen Anschlüsse an Netze, die das Raster des Weltweitwerdens bilden, einen bestimmten Sinn für jede Gemeinschaft bekommen.

Zurück zu den Differenzen und den Differenzierungsprozessen. Zurück zu den Kulturen, den Territorien, den Einzelräumen. Zurück auch zu den konkreten Subjekten und den intersubjektiven Beziehungen. Seit den sechziger Jahren hatte sich die kritische Erforschung der interkulturellen Kräfteverhältnisse vor allem auf die Logiken der De-Territorialisierung bezogen und bevorzugt die Erkundung der Strategien von Makrosubjekten wie den Nationalstaaten, den großen internationalen Instanzen oder den neuen transnationalen ökonomischen Einheiten betrieben – aber auch den großen Repräsentativinstitutionen der Arbeiterklasse wie den Parteien und den Gewerkschaften. Die neuen Kräftelinien, die sich in den kritischen Ansätzen abzeichnen, widmen ihre Aufmerksamkeit den Logiken der Re-Territorialisierung oder der Re-Lokalisierung, d.h. dem Ensemble der Vermittlungs- und Verhandlungsprozesse, die sich zwischen dem einzelnen und dem Universellen abspielen, der Pluralität der Kulturen und den zentrifugalen

Kräften der Markt-Welt, aber auch zwischen den unterschiedlichen Auffassungen des Universellen. Denn trotz des Hegemonie-Strebens der Kaufmannsauffassungen des Kosmopolitischen, war einer der bedeutenden theoretischen Einschnitte das Zerschneiden der essentialistischen Auffassung des »Universellen«. Damit wurde die in den Analysen zugrundegelegte Geographie der sozialen Akteure umgestürzt. Neue historische Subjekte tauchten auf. Andere wissenschaftliche Disziplinen sind in der Pflicht, und der monodisziplinäre Standpunkt wird durch den Blick von der Seite in Frage gestellt. Die freie Zirkulation des Wissens und des Know-hows, die von den neuen gesellschaftlichen Regulationsweisen bestimmt wird, hat die Ambivalenz als Hauptfigur der heutigen theoretischen Entwicklung installiert.

### Eine alternative Moderne?

Die Theorien der linearen Modernisierung brachten die okzidentale Vision der Moderne zum Ausdruck. Ihre Voraussagen haben sich nicht erfüllt. Die politischen und ökonomischen Formen, welche die Modernisierung angestoßen haben, sind durchweg gescheitert. Nachdem die Sozialwissenschaftler dieses offenkundige Scheitern zu Protokoll genommen hatten, fingen sie an, die Art und Weise zu kritisieren, wie die Politologen, die Historiker und die Soziologen das Verhältnis zwischen den transnationalen kulturellen Strömen und den »nationalen« Kulturen in der sogenannten Dritten Welt aufgefaßt haben, einem immer weniger angemessenen Begriff – und das seit langem –, um die ökonomische und kulturelle Vielfalt ihrer Realitäten zum Ausdruck zu bringen. Ihre zentrale Hypothese: die durch den Transnationalisierungsprozeß ausgelöste Intensivierung der Zirkulation kultureller Ströme führt nicht zur Homogenisierung des Globus, sondern zu einer mehr und mehr durchmischten Welt. Einige bevorzugen den Ausdruck »kreolisiert«.

Zwei Szenarien scheinen ihnen möglich, wenn man die Auswirkungen der transnationalen kulturellen Ströme auf lange Sicht einschätzt. Entweder das transnationale Dispositiv wird weiterhin unbegrenzt auf den Gefühlswelten der immer mehr den importierten Bedeutungen und Formen unterworfenen Völkern an der Peripherie lasten, so daß sich die lokalen Kulturen nur noch wenig von ihnen unterscheiden, schließlich ganz in ihnen aufgehen werden. Oder diese importierten Formen werden mit der Zeit durch die lokalen Kulturen aufgefangen und bearbeitet. Zwei Szenarien, die in Wirklichkeit miteinander verknüpft sind. »Die Globalisierung der Kultur«, schreibt der indische Sozialwissenschaftler Arjun Appadurai, »ist nicht dasselbe wie ihre Homogenisierung. Die Globalisierung impliziert die Anwendung einer Vielfalt von Homogenisierungsinstrumenten (Bewaffnung, Werbetechniken, Hegemonien von Sprach- und Kleidungsstilen), die von den politischen Ökonomien und lokalen Kulturen absorbiert werden, einzig um als heterogene Dialoge über nationale Souveränität, freies Unternehmertum und Fundamentalismus wieder eingebürgert zu werden, in denen der Staat eine immer schwierigere Rolle einnimmt: zu viel Öffnung gegenüber den globalen Strömen, und der Nationalstaat ist durch einen Aufstand bedroht (das chinesische Syndrom); zu wenig, und der Staat verschwindet von

der internationalen Bühne, wie es in Burma, Albanien oder Nordkorea der Fall war. «Dieser Sozialwissenschaftler wagt es sogar, von »alternativer Moderne« zu sprechen. Das ist, was Untersuchungen über die Werbung und die Konstruktion von »Konsumentengemeinschaften« in Indien zu beweisen suchten, wo – im Gegensatz zum Westen, wo die Ideologie des Nationalismus dem Aufstieg von Werbetechniken vorausging – die Entwicklung der Werbung zeitgleich und auf synergetische Weise stattfindet. Die Untersuchungen registrieren den schnell erfolgten Aufschwung der Mittelklassen, die über ein bedeutendes Einkommen verfügen und ihren kosmopolitischen Geschmack zur Schau stellen, und die Explosion der Anstrengungen von seiten der Unternehmer, den Abstand zwischen den Zeichen und den Träumen sowie zwischen den Produkten und den Märkten zu verringern. In einer ähnlichen Untersuchungsreihe haben brasilianische Sozialwissenschaftler versucht – indem sie die Genese der Kulturindustrie und des eigentlich nationalen Marktes an Kulturgütern zum Leitfaden nahmen –, die Geschichte der »Moderne-Tradition« dieses Landes, wie Renato Ortiz sagt, nachzuvollziehen. Eine Legierung aus Moderne und Tradition, die bezeugt wird durch das ungeheure Durcheinanderwürfeln der Massenkultur und der Popularkulturen in den Produkten seiner höchst wettbewerbsfähigen Fernsehindustrie, der es gelingt, zugleich Postmoderne und die Zeichen des Vorindustriellen zu kombinieren. Deshalb kommt Ortiz in seiner Untersuchung zu dem Schluß: »Die Debatte über das Nationale hat einen anderen Stil angenommen. Bisher beschränkte sie sich auf die inneren Grenzen der brasilianischen Nation . . . Heute transformiert sie sich in eine Ideologie, welche die Aktionen der Unternehmenschefs auf dem Weltmarkt rechtfertigt. Eben deshalb gibt es keine großen Unterschiede zwischen dem Verkaufsdiskurs der *Telenovela* und der Argumentation der Wafenhändler dem Ausland gegenüber (Brasilien ist der fünfgrößte Produzent in der Welt), da die beiden ausschließlich als nationale Produkte gesehen werden. Ich würde sagen, daß diese Tatsache einen Einschnitt in der brasilianischen Gesellschaft markiert, die künftig jede Rückkehr zur alten Entgegensetzung Kolonisator/Kolonisierter, mit der wir für gewöhnlich operieren, ausschließt.«

Wollte man diese sogenannte alternative Moderne zur Perspektive machen und den Enttäuschungen eines neuen Mythos vorbeugen, müßte man ihr die Logiken der Segregation hinzufügen, die sich in eben diesen Realitäten unaufhörlich verschärft haben. Das neue Weltentwicklungsmodell ruft eine fortschreitende Abspaltung von Segmenten von Volkswirtschaften, von Kulturen und Gesellschaften, Ländern und sozialen Gruppen hervor, die kein funktionelles und ökonomisches Interesse mehr am System in seiner Gesamtheit haben, da sie zu arm sind, um Märkte zu bilden, und zu zurückgeblieben, um in einem Produktionssystem als Arbeitskraft zu dienen, das auf Information basiert. Denn alle diese Gesellschaften, die nach einer »alternativen Moderne« suchen, sind auch Gesellschaften mit wilder Moderne. Wild wegen dieser Segmente, die am Rand der globalen Ökonomie bleiben. Diese Logik der sozialen Segmentierung kommt den Verantwortlichen der großen globalen Werbe- und Marketingfirmen, die keine Bedenken haben, strategische Lehren daraus zu ziehen, durchaus zupaß. Sie bestimmt auch die Szenarien, die eine Welt vorhersehen, die sich um einige Megastädte-Regionen organisiert, welche die neuralgischen Zentren der Märkte und weltweiten

Ströme bilden – was von einigen Ökonomen bereits als die »neue hanseatische Phase der Weltökonomie« bezeichnet wird, die bestens zusammenpaßt mit der Vision der triadischen Welt. Um sich von dieser wachsenden Segregation zu überzeugen, genügt es, einige Statistiken über die spektakuläre Zunahme eines regelrechten Marktes für elektronische oder andere Sicherheit anzusehen.

### Die Wiederaneignung

In der von den Sozialwissenschaftlern angestoßenen Suche nach einer »alternativen Moderne« kommt eine Bewegung zur Wiederaneignung einer besonderen Geschichte zum Ausdruck, von der auch die Studien inspiriert sind, die begonnen haben, den ungleichen Tausch zwischen der Massenkultur und dem Gelebten der Popularkulturen aufzugreifen. Das gilt insbesondere für die Forschungen, die sich mit den Fernseh-Gattungen nationalen oder regionalen Ursprungs beschäftigen. Besonders den Gattungen, die mit der großen Tradition des Melodrams verbunden sind, wie sie sich etwa in den ägyptischen Serien äußert, den lateinamerikanischen Fortsetzungsromanen oder *Telenovelas*, oder auch dem Kino Indiens, dem am schnellsten wachsenden Produzenten der Welt. Was Studien dieses Typs zu verstehen suchen, ist die Fähigkeit dieser Erzählungen, regelrechte Reinigungszustände auf der Ebene eines ganzen Landes bzw. eines ganzen Kontinents zu schaffen, dessen Gefühle zu mobilisieren. Über diese punktuellen Forschungen hinaus ist ein weites Feld von Untersuchungen über die Formierung nationaler Identität und national-popularer Kulturen entstanden, die bereits Gramsci im Italien der zwanziger Jahre beschäftigten, über die Konfrontation dieser Kulturen mit den transnationalen Netzen und schließlich über die Rolle, die in allen diesen Akkulturationsprozessen die intellektuelle Klasse spielt. In den achtziger Jahren haben insbesondere lateinamerikanische Forscher diesem Typ von Problematik den Weg gebahnt.

Eine andere Dynamik, die zur Erneuerung der theoretischen Fragen beigetragen hat: das Aufkommen von Netzen populärer oder »partizipativer« Kommunikation und Erziehung. Diese Kommunikation, die auf die verschiedensten Hilfsmittel zurückgreift, vom Video über das Radio bis zum traditionellen Papier, geht zusammen mit der Suche nach Formen von Selbstorganisation, durch die neue soziale Akteure versuchen, ihre eigenen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen – angesichts eines Staates, der kein Wohlfahrtsstaat mehr ist, wenn er es denn überhaupt an vielen Orten je war. Auch wenn alle diese Mikroexperimente weit davon entfernt sind, die Falle der »Basistümelei« zu vermeiden – einem konstitutiven Element in der Geschichte der Suche nach der »alternativen Kommunikation«, unabhängig von den Breitengraden. An diesem Vordringen der Konzeption einer netzförmigen sozialen Organisation – das Englische hat den Vorteil, ihre Sprache abzubilden: *Network, Networking, Networkers* –, die von den verschiedensten nicht-regierungamtlichen Organisationen (Non-Governmental-Organisations) angestoßen wurde, ist jedenfalls festzuhalten, daß sie angefangen hat, neue internationale Austauschformen zwischen Nord und Süd ausgehend von der Zivilgesellschaft anzuregen. Sie hat das Verdienst, Ausgangspunkte für eine Reflexion über einen »dritten internationalen Raum« zu liefern, der sich –

träumen sei erlaubt – zwischen die Supermarktlogiken und die zwischenstaatlichen-Logiken schieben und zwischen dem Pragmatismus des Kaufmanns und der *Realpolitik*<sup>3</sup> des in die Staatsräson eingemauerten Fürsten vermitteln würde. Eine solche Reflexion ist um so wichtiger, als zu der Suche nach einer Neubestimmung der Nord/Süd-Verhältnisse die der Ost/West-Verhältnisse gekommen ist. Es gilt, andere Verbindungen aufzubauen als die durch den Expansionsbedarf der Neuen Grenze der Markt-Welt diktierten, denn diese hat sich bereits zu sehr daran gewöhnt, die Freiheiten auf die Freiheit der Meinungsäußerung in geschäftlichen Dingen, das Recht des Citoyen auf die Souveränität des Konsumenten herabzubringen. Der Umweltgipfel von Rio de Janeiro 1992 zeigte, daß es künftig immer schwieriger wird, die neuen transnationalen Akteure zu übergehen, die in besonderen Territorien verankert sind und zugleich die Welt denken. Dieses Vordringen neuer Ausdrucksformen der Zivilgesellschaft auf die internationale Szene bedeutet einen Umsturz institutioneller, aber auch konzeptioneller Grenzen.

Muß man hinzufügen, daß die Entfaltung der Zivilgesellschaft nur Sinn hat komplementär zum Kampf um eine Neubestimmung des Prinzips der Staatsintervention? Mehr denn je muß man jene Lehre präsent haben, die den alten Sozialisten des 19. Jahrhunderts geläufig war: »Wenn der Staat stark ist, erdrückt er uns; wenn er schwach ist, gehen wir zugrunde.« Schwierig, von der Konstruktion einer demokratischen Gesellschaft zu sprechen, wenn man vollständig auf die Rolle des Staates verzichtet.

### Der Konsument als theoretischer Einsatz

Der Konsument ist beim erneuten Ausgreifen des freien Unternehmens ein zentrales Element. Er ist zugleich, als »Koproduzent«, eines der Kettenglieder des Produktionsprozesses, und, als Repräsentant des Markt-Volkes, der Sockel, auf dem die Legitimation des neoliberalen Gesellschaftskonzepts beruht. Es handelt sich ja keineswegs um irgendeinen, sondern um den in seinen Entscheidungen auf einem freien Markt souveränen Konsumenten. In seinem Kampf gegen alle Formen von Kontrolle – soweit es sich nicht um die eigenen, die des freien Unternehmens handelt –, egal ob sie vom Staat ausgehen oder von der organisierten Zivilgesellschaft, erweist sich der Neoliberalismus auch als ein Neopopulismus. Als solcher empfindet er ständig das Bedürfnis, sich auf die Repräsentativität der Konsumenten zu berufen, die sich das Kleid aus Marktanteilen anmessen. Er spricht in ihrem Namen. Als Geisel und als Alibi nimmt dieser Konsument in der Tat eine Hauptrolle auf den Brettern des *democratic marketplace* ein; er ist dessen »Citoyen«. Der ausgehend vom Konsumenten konstruierte Diskurs – genauer: von dem von allen Bindungen und Bestimmungen außer seinem eigenen Willen freien Konsumenten – kommt als ein Argument von solcher Autorität daher, daß er häufig zu einem terroristischen Diskurs wird. Zu einem Diskurs, der Fragen, die nicht ins Feld des Konsums fallen, keinen Platz läßt. Diese Logik, welche die Rehabilitierung des Konsumenten auf ihre Fahnen schreibt und eine neue Tatsache in den von den Marktgesetzen beherrschten Gesellschaften bildet, macht die kritische Erfassung der verschiedenen theoretischen,

widersprüchlichen Bewegungen nicht leichter, die sich um den Status des Konsumenten, Rezipienten oder Benutzers von Medien und Kommunikationsmaschinen seit Anfang der achtziger Jahre entwickelt haben. In einer Zeit, in der das Thema der Rezeption allenthalben anzutreffen ist, indem man lange genug glauben machte, daß das Zurück zum Konsumenten schon an sich interessant sei und einen tiefgehenden Bruch im Verhältnis zur Vergangenheit darstelle, hat man vergessen, nach den Gründen für diese Entwicklung und dem Ursprung der unterschiedlichen Vorgehensweisen zu fragen. Man wird sich nicht zufriedengeben mit der bloßen Aufzählung einer Reihe von Studien, die dieses Zurück zum Konsumenten und zum Benutzer zelebrieren. Für denjenigen, dessen Herz nicht schon beim ersten Ton »Rezeption« höher zu schlagen anfängt, muß man einige Doppeldeutigkeiten zu beleuchten versuchen.

Daß die Rezeptionsfrage die alte funktionalistische Forschung erschüttert hat, wird niemand bestreiten. Im Laufe der achtziger Jahre hat diese Soziologie einige Umfragen durchgeführt, um festzustellen, auf welche unterschiedlichen Weisen die Rezipienten und Rezipientinnen unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit die Fernsehserie *Dallas* entschlüsselten, das Produkt par excellence der sogenannten Kultur von universeller Reichweite. Sie kamen hauptsächlich zu dem Schluß, daß die unterschiedlichen Lektüren abhängig sind davon, was in den jeweiligen Kulturen als Rolle des Fernsehzuschauers konstruiert wird. Die Forschungen an sich verbinden die Eigenschaften der empiristischen Gründlichkeit mit theoretischer Dürftigkeit. Sie stehen am Ende einer langen Strecke, deren Einsatz ein doppelter ist. Doppelt, weil sie an zwei Fronten arbeiten. Die erste entstand in den fünfziger Jahren mit der Theorie des *Two-step flow* gegen Lasswells Medientheorie (Wer sagt Was Wem Wodurch mit Welcher Wirkung?).<sup>4</sup> Der Frage »Welche Wirkungen haben die Medien auf die Gesellschaft, die Gruppen, die Leute?« wird eine andere Fragereihe entgegengesetzt: »Was tun die Leute, die Gruppen, die Gesellschaft mit den Medien?« Diese Frage setzt sich seit den siebziger Jahren immer mehr durch. So weitgehend, daß sich eine ganze Forschungsrichtung über die Zufriedenheit der Mediennutzer, bekannt geworden unter dem Namen *Uses and Gratifications*, daraus speist. Diese interessiert sich besonders für den Begriff der »verhandelten Lektüre« (*lecture négociée*), deren Bedeutung und Wirkungen sich aus der Interaktion der von den verschiedenen Typen von Zuschauern oder Lesern eingenommenen Rollen mit dem Programm ergeben.

Die zweite Front, wie sie von den verschiedenen kritischen Traditionen gearbeitet wird, besteht darin, daß die Idee der Macht selbst verworfen wird. Diese Absicht hat in dem Maße an Bedeutung gewonnen, wie diese Traditionen unumgebar wurden, um das Problem der internationalen Kommunikation zu stellen. Muß man an die Bestürzung der empiristischen Soziologie erinnern angesichts der »Dysfunktionen«, ausgelöst durch die Debatten über die Neue Ordnung und die nationalen Politiken auf dem Feld der Kommunikation, an das Fehlen eines Diskurses oder eines Analyserasters, das nicht in engem Einverständnis mit der neoliberalen Philosophie des *Free flow of information* und des freien Konsumenten auf dem freien Markt, des freien Fuchses im freien Hühnerstall, gestanden hätte?

Das Neue besteht in der Rolle, die man diese Studien im Zusammenhang mit der aktuellen Verwirrung spielen läßt, die gekennzeichnet ist durch das Fehlen jeglicher Verständigung über ihren epistemologischen Status. Warum weiterhin von Kräfteverhältnissen zwischen den audiovisuellen Kulturen und Ökonomien sprechen, während doch die Art, wie die Leute diese sogenannte ökumenische Serie entschlüsseln, beweist, daß sie eine phantastische Macht haben, die des Sinns: das ist ein aus diesem Typ von Untersuchungen geschöpftes Argument, das alle Fragen vertreiben soll, die sich in der konflikthafter Geschichte der Kommunikation, ihrer Theorien und ihrer Gebrauchsweisen immer wieder stellen, seit der erste Kommunikationsbegriff geschmiedet wurde. Auch andere Publikums-Untersuchungen ethnographischen Charakters, die in den achtziger Jahre besonders in den großen Industrieländern in Blüte standen, gehen darüber hinweg. Auch sie erklären das Feld der Rezeption zu einer autonomen Einheit und übertreiben so die Macht der Rezipienten, indem sie die Bedeutung des direkten Gegenüber von »Angebot« und »Nachfrage« überschätzen.

Von der deterministischen Auffassung eines abstrakten Konsumenten, ohne eigene Stimme, dem Imperativ einer Struktur unterworfen, und eines nicht weniger abstrakten Senders, die der strukturalistischen Forschung der sechziger und siebziger Jahre teuer war, gerät man mit dieser neuen Version des Empirismus zu einem so konkreten Rezipienten, daß man vergißt, in welcher Gesellschaft er lebt. Vor lauter Bäumen kein Wald. Dieser Empirismus läßt vergessen, daß der Taylorisierungsprozeß des Konsums den Rezipienten seinen Informationsbedarf spüren ließ, denn ohne Information keine globale Strategie in einer Situation der unendlichen Segmentierung der Zielgruppen und der Märkte. Was bei manchen dieser Studien stört, ist nicht so sehr die Gründlichkeit, mit der vorgegangen wird – eine Eigenschaft, die man nur schätzen kann, weil sie den alten Determinismen aller Art eine Abreibung verpaßt –, sondern ihre gewollte oder erzwungene Extrapolation auf die Raum-Welt, deren Logiken der Ungleichheit gelehrt werden. Diese rein ethnographische Sicht verträgt sich im übrigen gut mit der postmodernen Auffassung des Publikums: ein Fernsehzuschauer von spielerischer Unbekümmertheit, der sich gewieft in den Medienwelten bewegt. In diesem Universum des Nonsens, in dem alles gleich viel wert ist, fängt der neue Relativismus wieder von vorn an. Man hütet sich wohl vor der Frage, warum bestimmte Probleme ausgiebig, andere dagegen weniger studiert, ja völlig ignoriert werden.

### **Für eine kritische Theorie der Gebrauchsweisen**

Die neuen Empirismen der Kommunikation erschöpfen glücklicherweise nicht die theoretischen und praktischen Umwälzungen auf diesem Feld. Es gibt andere Antworten auf die Krise der makroskopischen Auffassung der Macht. Konkurrierende Forschungstraditionen haben das Problem der Rezeption der Fernsehprogramme und die Probleme der Konstruktion des Sinns dieser Sendungen durch das Publikum auf andere Weise formuliert. Unterschiedlichste Logiken haben zur Etablierung des Themas der Rezeption und der Gebrauchsweisen, des Rezipienten und des Benutzers in der Normalität der Forschung über die

Kommunikation geführt. Industrielle Logiken – wir haben bereits darauf hingewiesen. Soziale Logiken – wenn man sie überhaupt voneinander trennen kann –, die auf die neue Lage verweisen, in der das demokratische Leben sich organisiert. Wer das Problem nicht auf eine Gleichung von Angebot und Nachfrage reduzieren will, für den ist das Auftauchen des Themas der aktiven Rolle des Rezipienten und des Benutzers unlösbar verknüpft mit den Fragen, die sich die in der Zivilgesellschaft organisierten Bürger hinsichtlich der demokratischen Kontrollmöglichkeiten über die neuen Ströme und die neuen Netze stellen. Das betrifft nicht nur das Fernsehprogramm, sondern die Benutzung der technologischen Werkzeuge der neuen Kommunikationsweise insgesamt.

Es wäre illusorisch, nach einem einzigen Korpus kritischen Wissens zu suchen, der dieses Zurück zum Benutzer systematisieren würde. Man kann allenfalls das Merkmal skizzieren, das diese neuen Hypothesen von den neuen empiristischen Strömungen unterscheidet. Der Ausgangspunkt dieser neuen kritischen Theorie der sozialen Gebrauchsweisen ist zunächst eine Gegenposition zur Idee und Wirklichkeit der Disziplinarordnung. Mit der daraus folgenden Idee, daß diese staatliche und kommerzielle Ordnung mitsamt ihren vielfältigen Netzen von den Benutzern umgangen werden kann, und daß es keinen passiven Konsum gibt. Das neue kritische Denken über die Gebrauchsweisen und die Benutzer verweist also unvermeidlich auf eine Konzeption der Mächte und Gegenmächte. Wenn das Gemeinwesen aus Dispositiven besteht, die Kontrolle und Zwang, Zustimmung und Konformität erzeugen, so gehören zu ihm doch auch die diskreten Listen und nie versiegenden Taktiken, die subtilen Umgehungen, das Flickwerk und die Diebereien, die unberechenbaren Gebrauchsweisen, die in der Unterdrückung selbst die unausrottbare Freiheit des einfachen Menschen, des »Mannes ohne Eigenschaften«, des »gemeinen Helden«, des Ziels aller Domestizierungsversuche, erhalten. Es gibt keine Übereinstimmung zwischen dem verbreiteten Produkt und dem konsumierten Produkt. Man muß daher die Alltagspraxen der Benutzer in einer Logik der Produktion und Aneignung und nicht mehr in einer Logik der Reproduktion studieren. Die Leistung dieser neuen Perspektiven besteht darin, daß sie ein Gegengewicht bilden zu den Analysen, die dem Invarianten, den sozialen Determinismen, den Vorzug geben, daß sie daran erinnern, daß einer der geläufigsten Fehler darin besteht, die Wirkungen der Macht ausgehend von dieser selbst, von ihren Akten und ihren Perspektiven zu analysieren, und nicht ausgehend von denen, die deren Objekt sind. Wer sich die Mühe machen will und tiefer schürft, für den wird der entscheidende Beitrag nicht nur in Informationen über »Konsumpraxen« bestehen, sondern in dem anderen Blick auf die Formierung der Dispositive der kulturellen Massenproduktion.

»Die Dummköpfe meinen«, schrieb Marcel Proust, »daß die großen Dimensionen in den gesellschaftlichen Phänomene eine hervorragende Möglichkeit bieten, um weiter in die menschliche Seele vorzudringen; sie sollten im Gegenteil begreifen, daß man allein durch tieferes Hinabsteigen in die Individualität die Chance haben wird, diese Phänomene zu verstehen.« Das Modell der Mehrzahl muß in der Einzahl gesucht werden: das behauptete bereits am Ende des 19. Jahrhunderts der Begründer der Sozialpsychologie Gabriel Tarde, für den die Geschichte der Gesellschaften die Geschichte der Individuen in größerem Maßstab

wiederholt – gegen einen Durkheim, der postulierte, daß das Kollektive nicht auf das Individuelle reduzierbar sei. Fast ein Jahrhundert ist vergangen, und diese Spannung existiert immer noch. Die Überzeugung, daß es darauf ankommt, einen Forschungshorizont zu bewahren, der den Ursachen, den Strukturen und den Determinationen Platz einräumt, ohne die Akteure in ihrer Individualität zu vernachlässigen, hat sich ihre Wege gebahnt, wenn sie auch keine Prachtstraßen eröffnet hat.

### **Die Mittelklasse ist auch unsere Geschichte**

Es bleibt eine wichtige Frage, die uns alle angeht: Was ist aus den »Vermittlern« geworden, die wir als Intellektuelle sind? Zumindest läßt sich sagen, daß die kritische Frage nach der Rolle dieser Träger des Wissens und des Know-hows in ihrem Verhältnis zu den gesellschaftlichen Sektoren, die den Anschluß verpaßt haben, seltener geworden ist, jedenfalls weniger hörbar – was ein Euphemismus ist. Die Zeiten sind vorbei, als die berühmte Trilaterale Kommission<sup>5</sup> in den siebziger Jahren sich beunruhigt zeigte über das flagrante Ungleichgewicht zwischen der öffentlichen Bedeutung der traditionellen Intellektuellen, diesen »Unruhestiftern«, und den anderen, die ihr Wissen in den Dienst des reibungslosen Funktionierens der Gesellschaft stellten. Grundlegend für diese Diagnose auf »Legitimationsverlust der traditionellen sozialen Kontrollmittel« durch die Kritik war die Idee – die eine große Zukunft haben sollte, wie man beim Golfkrieg sehen konnte –, daß die Rolle der Medien bei der öffentlichen Meinungsbildung im Hinblick auf den Vietnamkrieg entscheidend gewesen war. Und die Erinnerung an die Infragestellungen, die die Medien im Westen im Rahmen des allgemeinen Protests gegen die internationale Ordnung und die gesellschaftliche Ordnung hervorgerufen hatten.

Der Aufstieg der sogenannten Informationsgesellschaft hat den Umsturz des Verhältnisses zwischen den traditionellen kritischen Intellektuellen und den anderen noch beschleunigt, so daß sich die Waage jetzt eindeutig zugunsten der letzteren neigt. Letztlich haben diese ideologischen Entwicklungen allesamt dahin gewirkt, die Idee zu untergraben, daß wir auf dem Weg in die »Kontrollgesellschaften« sind, wie sie der Philosoph Gilles Deleuze im Anschluß an William Burroughs bezeichnet, und die Michel Foucault die Gesellschaften des »Disziplin-Mechanismus« nannte (im Unterschied zu den alten Gesellschaften der »Disziplin-Einschließung«). Gesellschaften, in denen die flexiblen soziotechnischen Kontrollmechanismen vervielfacht werden. Die Krise des Unternehmensregimes als eines Milieus disziplinierender Einschließung ist die aller geschlossenen Orte und Räume (Gefängnisse, Schulen, Krankenhäuser).

Hören wir daher eine andere Version über die Mutation des Unternehmens, den begeisterten Diskursen über die Kommunikation und die Managerkultur diametral entgegengesetzt, die von Deleuze vorgetragen wird: »Die Familie, die Schule, die Armee, die Fabrik sind nicht mehr distinkte analoge Milieus, die in einem Besitzer, Staat oder Privatmacht, konvergieren, sondern deformierbare und transformierbare verschlüsselte Gestalten ein und desselben Unternehmens, das nur noch Geschäftsführer hat. (...) Man lehrt uns, daß die Unternehmen

eine Seele haben, was durchaus die entsetzlichste Neuigkeit auf der Welt ist. Die Kontrolle ist kurzfristig und rasch wechselnd, aber auch kontinuierlich und grenzenlos, während die Disziplin von langer Dauer war, endlos und diskontinuierlich. Der Mensch ist nicht mehr der eingesperrte Mensch, sondern der verschuldete Mensch. Es ist wahr, daß der Kapitalismus das äußerste Elend von drei Vierteln der Menschheit als Konstante bewahrt hat, zu arm zur Verschuldung, zu zahlreich zum Einsperren: die Kontrolle muß nicht allein der Auflösung von Grenzen entgegentreten, sondern der Explosion der Elendsquartiere oder der Ghettos«.

Ob man will oder nicht, das Zeitalter der Industrie und der Informationsgesellschaft ist auch – vorausgesetzt, man gibt sich nicht mit dem kurzfristigen Blick ihrer Propheten zufrieden – die Produktion mentaler Zustände, die Kolonisierung des Mentalen. Was uns zwingt, das Problem der Freiheit und der Demokratie anders zu denken. Die politische Freiheit kann nicht beim Recht auf Ausübung ihres Willens stehenbleiben. Das immer drängendere Problem ist, wie dieser Wille sich überhaupt formieren kann. Ohne sich von dem weit verbreiteten Glauben zu lösen, wonach alles, was für die Demokratie auf dem Spiel steht, bei den Medien zu suchen ist, wird man kaum hoffen dürfen, den Anfang einer Antwort auf die Frage nach der »fortschreitenden und dispersen Installierung eines neuen Herrschaftsregimes« und den damit verbundenen Ungewißheiten bezüglich der Widerstandsformen zu finden – eine Frage, die Deleuze in der Schwebeläuft. Auch nicht eine Antwort auf den Intellektuellen, der immer mehr in den Positivismus der Geschäftsführer hineingerät, diesen neuen Utilitarismus, der die Suche nach epistemologischen Instrumenten antreibt, die in der Lage sind, die möglichen Konfliktzonen zu umschreiben und die Spannungen durch die Festlegung technischer Lösungen zu entschärfen.

»Eines Tages wird alles gut sein, das ist unsere Hoffnung«, hieß es im aufgeklärten 18. Jahrhundert. Am Ende dieses Jahrhunderts halten wir es eher mit Edgar Morin: »Unsere Hoffnung muß auf das Heil verzichten. Deshalb ziehe ich es vor, von tragischer Hoffnung zu sprechen«.

Aus dem Französischen von Peter Jehle

## Anmerkungen

- 1 Im Original: »marché-monde«, zu unterscheiden von »marché mondial« (Weltmarkt). Vgl. auch die anderen Verbindungen dieser Art, z.B. »espace-monde«, das mit »Raum-Welt«, oder »peuple-marché«, das mit »Markt-Volk« wiedergegeben wird. Der Bindestrich setzt »Markt« und »Welt« bzw. »Raum« und »Welt« als Äquivalente, d.h. vom Standpunkt des global operierenden Kapitals ist der Markt nurmehr als Welt und die Welt nurmehr als Markt von Interesse. – Für weitere Überlegungen sowie Literaturhinweise zum Thema vgl. Armand Mattelart, *La communication-monde*, Paris (Éditions La Découverte) 1992, bes. Kap. 10 u. 11.
- 2 Im Original: »intra-preneur«, im Gegensatz zum »entrepreneur« (»Unternehmer«).
- 3 Deutsch im Original.
- 4 Harold D. Lasswell ist der Begründer der funktionalistischen Theorie der Massenkommunikation; berühmt wurde seine Formel mit den 5 W's: »Who says What in Which channel to Whom with What effect?«.
- 5 Im Jahre 1975 auf Initiative von Brzezinski gegründete Gruppe von hochrangigen Vertretern aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft der größten Industrieländer. Zu ihrer Strategie der Krisenbewältigung vgl. den Band *The Crisis of Democracy. Report on the Governability of the Democracies to the Trilateral Commission* (New York 1975).

Jörg Becker

## Die Lateinamerikanisierung der osteuropäischen Öffentlichkeit nach 1989

Unter dem Titel »J'accuse« schrieb Thomas Mann 1949 einen furiosen Artikel gegen die Kommunistenhatz in den USA und Deutschland, angeekelt von der Doppelmoral und der Verlogenheit der Presse seiner Zeit. Den ökonomischen Wiederaufbau in Deutschland kommentierte er wie folgt: Es ist »herausgekommen . . . daß ein paar biedere Kaufleute, durch Zurückhaltung von Ware, bei der 'Währungsreform' einen Privatgewinn von rund 40 Millionen DM gemacht haben. Man nennt das 'Wiederentfaltung der schöpferischen Persönlichkeit in der Wirtschaft'; man nennt es 'Privatinitiative'; und unter diesen Titeln hat eine barbarische Spekulantenschicht, kalt gegen die Volksnot, die dem Konsum entzogenen Waren in neue Millionenvermögen umgewandelt« (1991, 1441). Nicht besser sind die ökonomischen Strukturen in Osteuropa nach den dramatischen Veränderungen seit 1989 zu beschreiben. Da stehen zum einen kurzfristig orientierte Cash-Strategen, die von der Mafia über den Schwarzmarkt in die Regierung hinein reichen, da gibt es auf der anderen Seite reine Marktwirtschaftler, die auf internationalen Konferenzen mit nichts anderem als mit ihrer Naivität glänzen. In diesem ökonomischen Chaos schlittert der größte Teil der Bevölkerung in materielles Elend. So geben Zweidrittel der Bürger der GUS mehr als die Hälfte ihrer Einkommen für Lebensmittel aus, sie haben entweder keine Ersparnisse oder leben von der Hand in den Mund, und weniger als ein Viertel aller Bürger der GUS hat eine abgeschlossene Wohnung. Der materiellen Verelendung folgt die spirituelle auf dem Fuß. 60 Prozent der Bevölkerung stimmen der Aussage zu, daß sich jeder nur um sich und keiner um die anderen Menschen kümmere. In die Wissenschaft der früheren UdSSR ziehen Aberglauben, Obskurantismus und Spiritismus ein, bis hinein in die einst renommierte Fachzeitschrift »Sozialwissenschaften und Moderne« der früheren Sowjetischen Akademie der Wissenschaften (Kapitza 1991). Solchen Phänomenen entspricht eine starke Zunahme an Programmen mit Wunderheilern und Menschen mit sogenannten übersinnlichen Kräften im sowjetischen Fernsehen (vgl. Albig 1992; Vartanov 1991). Die tiefgreifende, geistige Krise, in die die meisten Menschen Osteuropas gestürzt wurden, zeigt sich nicht zuletzt auch im intimsten Bereich privater menschlicher Kommunikation, nämlich in dem der Sexualität. Es ist nicht etwa eine lebensbejahende, freudige, offene und lustbetonte Sexualität, die da aufblüht, sondern ausbeuterische Prostitution, telephonerotische Dienste und Pornographie machen sich breit, besonders in Ungarn und in der CSFR.

Bei drastisch sinkender Industrieproduktion, fallendem Umsatz im Einzelhandel, bei Anstieg der Konsumgüterpreise und gleichzeitigem Sinken des Realeinkommens bei der Bevölkerungsmehrheit, bei ansteigender Arbeitslosigkeit, bei einem fast völligen Zusammenbruch des früheren RGW-internen Handels, bei hohen Inflationsraten und zum Teil auch bei hoher Verschuldung im westlichen

Ausland, bei unterentwickelten Infrastrukturen im Kommunikations-, Verkehrs- und Bankensektor und schließlich bei fast völliger Abwesenheit rechtsstaatlicher Systeme – angesichts dieser Strukturmerkmale ist es nicht übertrieben festzustellen, daß sich die osteuropäischen Länder in der tiefsten ökonomischen und politischen Depression seit den dreißiger Jahren befinden. Es ist mir nicht nachvollziehbar, wie man wie Dimitry Chereskin und Mikhail Tsalenko (1989) argumentieren kann, daß eine Strategie der totalen Informatisierung von Gesellschaft das ökonomische und soziale Chaos in der UdSSR aufheben könne. Man kann diese Argumentation höchstens vor dem Hintergrund einer naiven Technologiegläubigkeit in der Geschichte der Sowjetunion begreifen, denn immer war es die stets neueste Technologie, die dieses Land aus seiner Zurückgebliebenheit herausführen sollte: In den zwanziger Jahren waren derartige Hoffnungen an das Programm der Elektrifizierung geknüpft, in den dreißiger Jahren war es die damals propagierte »große Umwälzung der Natur«. Es folgten die Raumfahrtforschung, die Atomenergieforschung und schließlich die großen Hoffnungen auf die Umleitungen der sibirischen Ströme. In dieser enormen Krise Osteuropas heißen die beiden entscheidenden Parameter zur Beurteilung zukünftiger Entwicklung: 1. Privatisierung und 2. Weltmarktöffnung. Es sind genau diese beiden Parameter, die auch die Situation von Kultur, Massenmedien und Kommunikation in Osteuropa grundlegend verändern werden.

### Formen beim Wandel der sozialen Strukturen

Kulturpolitik war in den Ländern des früheren RGW stets ein Aktiv- und Vorzeigeposten. Sieht man von bestimmten ideologischen Funktionen dieser Kulturpolitik ab, dann hatten die früheren RGW-Länder in der Tat in vielen Bereichen ein Plus gegenüber den Ländern in Westeuropa. So sah z.B. die Verteilung von Kinoplätzen auf 1000 Einwohner im statistischen Vergleich folgendermaßen aus: Bulgarien 79, Ungarn 52,2, Jugoslawien 18,9 gegenüber Bundesrepublik Deutschland 13, Niederlande 11 und Großbritannien 9. Diese staatlich hoch subventionierte Kulturpolitik im früheren RGW ist inzwischen völlig zusammengebrochen und hat abertausende arbeitslose und verbitterte Schriftsteller, Journalisten, Regisseure, Musiker, Schauspieler, Museums- und Bibliotheksangestellte etc. auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen. Resignierend kommentiert eine Maskenbildnerin im Moskauer Mosfilm-Studio ihre derzeitige Situation mit folgenden Worten: »Früher hatten wir Kosmetika, bessere Gehälter und bessere Arbeitsdisziplin, und vor allem hatten wir Arbeitsmotivation. Jetzt ist alles hoffnungslos. Wir wissen jetzt, daß wir ein Entwicklungsland sind. Es gibt nur noch Scham, Schmerz und rollende Köpfe.« (Lemper 1992) Das Verlagssystem der früheren UdSSR steht vor dem totalen Kollaps, das Datenbanksystem in Polen hat bereits aufgehört zu existieren und das staatliche Filmstudio Barrandov in der CSFR mußte 2 100 Mitarbeiter entlassen. Bitter klingt bei solchen Strukturen das Zitat eines tschechischen Künstlers in der *International Herald Tribune*: »Die Deutsche Mark hat den Staatszensor als bête noire ersetzt.« (Lobrano 1992)

Während der Arbeitsmarkt für Künstler, Intellektuelle und Wissenschaftler in Osteuropa zusammenbricht, ist ein immer stärkerer Brain-Drain von Ost nach

West festzustellen. Trotz eng gewordener Arbeitsmärkte in Westeuropa erscheint der Westen vielen Menschen aus Osteuropa als einzige Überlebensemöglichkeit. Brain-Drain von Ost nach West findet zur Zeit eher bei Wissenschaftlern und Ingenieuren als bei Künstlern statt, da die zweitgenannte Gruppe für ihr berufliches Fortkommen viel stärker auf eine Verwurzelung in der eigenen Sprachgruppe angewiesen ist (Wright 1991; Rhode 1991). 15 Prozent aller ungarischen Wissenschaftler, das sind rd. 4200 Menschen, arbeiten inzwischen im Ausland – 1990 waren 39 Prozent aller Auswanderer aus der früheren UdSSR nach Israel Akademiker, davon waren 64 Prozent Ingenieure und Architekten. Die Konsequenzen dieses Brain-Drain sind für die osteuropäischen Länder katastrophal. Es wandern genau die Menschen aus, deren Energie, Aktivität und Fachwissen für die Transformation in eine neue Gesellschaft so dringend nötig wären.

### **Formen der Privatisierung**

Wo immer man heute mit osteuropäischen Kollegen über Modelle der sozialen Organisation von Massenmedien spricht, erscheint deren Privatisierung als *deus ex machina*. Demgegenüber ist das Modell eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks wie in Deutschland unbekannt. Man will es nicht wahrhaben, daß z.B. die französische Nachrichtenagentur AFP staatlich organisiert ist oder hat kein Interesse an sog. Independent Broadcasters, wie sie in den USA in immer größerer Anzahl existieren. Schnell, vorschnell und sehr grob wird das Adjektiv »öffentlich« mit folgenden anderen Adjektiven gleichgesetzt: stalinistisch, staatlich, kollektivistisch. Auf diesem Boden entwickeln sich Formen einer Privatisierung der Massenmedien, wie sie in ihrer Brutalität und Durchschlagskraft in keinem westeuropäischen Land zu finden sind. Dazu einige Beispiele: Im staatlichen Fernsehen der früheren UdSSR erschien eine Zeitlang das Emblem der italienischen Firma Olivetti jeden Abend auf der Uhr, die kurz vor Beginn der Hauptnachrichtensendung eingeblendet ist. Für die beiden staatlichen Fernsehsender in der CSFR hat eine französische Werbeagentur in einem Exklusivvertrag die gesamte Gestaltung des Werbefernsehens übernommen, die Produktion der Werbespots, das Verhandlungsmandat sowohl mit der Konsumgüterindustrie als auch mit anderen Werbeagenturen. In Ungarn gibt es (bislang noch nicht entschiedene) Pläne, Fernsehfrequenzen an ausländische Interessenten zu vermieten, ein Organisationsmodell, das bislang in keinem Land der Erde ernsthaft erörtert wurde. Im Telefonverkehr von West- nach Ostdeutschland können private Konsortien Satelliten auch zur Übertragung von Sprache einsetzen, obwohl genau der Bereich der Sprachübertragung im neuen Poststrukturgesetz von 1989 dem staatlichen Fernmeldemonopol vorbehalten und mit der Argumentation der Sozialstaatsverpflichtung für eine Privatisierung nicht freigegeben worden war. Schließlich gibt es in der früheren UdSSR offizielle Diskussionen über die Privatisierung des sogenannten Raumsegments in der Satellitenkommunikation (Trägerraketen, Abschußsysteme usw.), die weit über das hinausgehen, was z.B. die Federal Communications Commission in den USA in diesem Bereich als Deregulierung zugelassen hat. Die Privatisierung ehemals öffentlicher Kommunikation trifft insbesondere die unteren Sozialschichten der Bevölkerung und die

Menschen in agrarischen Gebieten hart. So gab es z.B. in der früheren UdSSR in fast allen Wohnungen ein zur Wohnung dazugehöriges und fest-installiertes Kabelradiogerät mit ein bis zwei Radioprogrammen. War dieser Radioempfang früher kostenlos, so muß seit kurzem eine Gebühr dafür bezahlt werden. Ähnliches gilt für Ortsgespräche mit dem Telefon. Waren diese früher gebührenfrei, so sind auch diese Telefonate jetzt gebührenpflichtig (oder werden es demnächst). Solche Gebühren treffen eben gerade jene Menschen besonders hart, die in steigendem Maße sowieso nur von der Hand in den Mund leben können. Tausende von allein lebenden Rentnern, die unter dem Existenzminimum leben, sind ohne Radio und Telefon inzwischen von öffentlicher Medienkommunikation abgeschnitten. Gerade auch die Medienkommunikation in Dörfern und Kleinstädten Osteuropas hat sich seit 1989 drastisch verändert. Gab es bis dahin in fast jeder Gemeinde ein öffentlich subventioniertes Kulturhaus für Tanzveranstaltungen, Theater- und Orchestergastspiele, gab es oft sogar Kinos in kleineren Orten, so fehlen solche Einrichtungen heute überall, und privatwirtschaftlich getragene Kneipen oder Diskotheken können sich nicht halten, da die lokale Kaufkraft eines Dorfes dafür nicht groß genug ist (Reich 1992). Umfang und Form der Privatisierung der osteuropäischen Massenmedien gehen also nicht nur über das hinaus, was bislang im westlichen Kapitalismus praktiziert wird. Vielmehr scheint Osteuropa zum Experimentierfeld für solche Privatisierungsstrategien des westlichen Medienkapitals zu werden, die im Westen durch Sozialstaatsverpflichtungen noch gebremst sind, die man aber über den Hebel Osteuropa aufheben möchte.

### Formen des ausländischen Einflusses

Vor der Neustrukturierung des Rundfunks in West- und Ostdeutschland gab es einige warnende Stimmen aus Westdeutschland, man möge in Ostdeutschland keinen »medienpolitischen Kolonialismus« betreiben (so etwa Hartwig Kelm, damals Vorsitzender der öffentlich-rechtlichen ARD in Westdeutschland, oder Kurt Biedenkopf zur Zeit, als er für den Posten des Ministerpräsidenten in Sachsen kandidierte). Inzwischen gibt es diese Sprache von offizieller Seite nicht mehr. Aber genau diejenigen, die vor einem medienpolitischen Kolonialismus gewarnt hatten, waren sodann aktiv daran beteiligt, ihre Pfründe in der früheren DDR ins Trockene zu bringen. Die Rundfunkstrukturen in der früheren DDR wurden schamloser den Interessen der beiden großen politischen Parteien aus Westdeutschland geopfert als es in der Geschichte des alten Westdeutschland bislang der Fall gewesen war (Frenkel 1991). Während es gegenwärtig noch ein wenig offen ist, wie sich der Einfluß aus dem Westen im Radio- und insbesondere im Fernsehsektor der einzelnen osteuropäischen Länder manifestieren wird, ist die Presse vieler osteuropäischer Länder inzwischen fest in der Hand westlichen Medienkapitals, das gilt besonders für Polen und Ungarn. So zeigt die Forschungsarbeit von Zoltán Jakab und Mihály Gálik (1991), daß die ungarische Presse von deutschen (und zu geringerem Teil österreichischen) Verlagen dominiert wird. Ähnliches gilt auch für die ungarische Telekommunikationsindustrie. Bescheinigten Studien der Weltbank dieser noch vor wenigen Jahren, daß sie

weltmarktfähig sei, so verweist eine jüngste Arbeit (Apáthy u.a. 1991) solche Prognosen bereits in den Bereich der Illusion. Von insgesamt vier ungarischen Betrieben der Telekommunikationsindustrie stehen zwei Firmen kurz vor dem Bankrott; die anderen beiden Firmen wurden zu verlängerten Werkbänken der Konzerne Siemens und Ericsson.

Privatisierung und Weltmarktöffnung sind vielen Ökonomen in Osteuropa die beiden wichtigsten Momente, um eine dem Westen gegenüber erfolgreiche Modernisierung betreiben zu können. Unter Zuhilfenahme verschiedener Statistiken verweisen sie darauf, daß die Situation in ihren Ländern der in Westeuropa vor soundsoviel Jahren ähnlich sei und daß sie ein westeuropäisches Niveau in soundsoviel Jahren erreicht haben werden. Die Formen des Brain-Drain, der Privatisierung und des ausländischen Einflusses sprechen gegen solche Analogien und Prognosen. Vielmehr liegt eine Entwicklung dessen nahe, was ich »Lateinamerikanisierung« nennen möchte. Dieses Phänomen läßt sich recht gut an der Außenhandelsstruktur Rußlands klar machen. Zwar gab es in der russischen Industrieproduktion vor der sozialistischen Revolution enorme Zuwächse, doch war die russische Ölförderung zu 100 Prozent in ausländischem Besitz, der Bergbau zu 90 Prozent, die chemische Industrie zu 50 Prozent und die Textilindustrie zu 30 Prozent. Es ist in diesem Sinne bezeichnend, daß sich die Warenstruktur des Außenhandels zwischen dem zaristischen Rußland und der späteren Sowjetunion mit dem Westen nie entscheidend geändert hat. Mit gleichbleibend ca. 45 Prozent aller russischen/sowjetischen Importe im Bereich von Maschinen-ausrüstungen ist das grundlegende Austauschmuster Rohstoffe aus dem Osten gegen Technologie aus dem Westen mehr als 70 Jahre konstant geblieben (Gott-helf 1979). Das aber heißt, daß die frühere UdSSR (und z.T. auch die anderen osteuropäischen Länder) bereits während der kommunistischen Herrschaft ganz wesentlich auch als peripherer Kapitalismus zu begreifen war und nicht nur als ein qualitativ anderes politisch-ökonomisches System. Fällt nun wie seit 1989 der Systemgegensatz weg, dann bleibt nur eine Peripherie, der Lateinamerikas vergleichbar, zurück. Von alter Macht und Herrlichkeit träumend, rassistische Analogien nicht scheuend, verglichen deswegen einige in Zwangspension geschickte Generäle der UdSSR die abgehalfterte Sowjetunion vor kurzem mit einem »Obervolta + Atomwaffen«. Gemessen an den Steigerungen der Industrieproduktion und der aktiven Teilnahme am Welthandel (nicht an einer Zunahme von sozialer Gerechtigkeit) haben in der jüngeren Geschichte nur die »vier kleinen Tiger« in Südostasien (Singapur, Taiwan, Hong Kong und Südkorea) eine erfolgreiche nachholende Modernisierung auf der Ausgangsbasis von peripherem Kapitalismus geschafft. Die weltweit sinkende Bedeutung von Rohstoffen ist einer von mehreren Gründen dafür, warum der früheren UdSSR eine nachholende Kapitalisierung nicht erfolgreich gelingen wird. Die am 17. Dezember 1991 unterzeichnete »Europäische Energiecharta« wird ganz wesentlich dazu beitragen, die traditionelle Rolle Rußlands als abhängiger Energielieferant zu zementieren. Die inzwischen einsetzende Jagd ausländischer Investoren nach den natürlichen Reichtümern Sibiriens ist in seinen frühkapitalistischen Formen nur noch mit dem Gold-Rush in den USA des 19. Jahrhunderts vergleichbar. Ein zweiter Grund, warum eine Strategie der nachholenden Kapitalisierung nicht

gelingen wird, hängt mit der enormen Auslandsverschuldung Osteuropas zusammen, die sich von 1981 bis 1989 um 25 Prozent erhöhte. Hatte Rußland auf Grund seiner immensen Getreideexporte vor 1917 eine sehr positive Handelsbilanz, so betrug die Verschuldung der UdSSR im westlichen Ausland 1989 knapp 40 Milliarden US-Dollar, die von Ungarn knapp 20 Milliarden und die von Polen ebenfalls rd. 40 Milliarden. Viele Überlegungen sprechen dafür, daß sich Osteuropa aus dem Mechanismus der Schuldenfalle ebenso wenig lösen kann wie die Entwicklungsländer.

### Öffentlichkeit und peripherer Kapitalismus in Osteuropa nach 1989

Resümierend zu konstatieren, daß die frühere Zensur von Medien, Meinungen und Informationen durch Partei- und Staatsbürokratie jetzt durch eine Zensur durch das Medienkapital abgelöst worden sei, wäre nur halb richtig. Aber immerhin wäre ein solches Ergebnis bei der theoretischen Durchdringung dessen, was Öffentlichkeit in Osteuropa nach 1989 sein könnte, immer noch zutreffender und sehr viel eher einer Tradition kritischen Denkens verpflichtet, als das allerorts zu hörende abstrakte Gerede von der Medienfreiheit. Elizabeth Fox, nordamerikanische Spezialistin für Massenkommunikation in Lateinamerika, hat Medienimperialismus einmal schlagwortartig so definiert: »Medienimperialismus liegt dann vor, wenn das Fernsehen einen Werbespot für die Zahnpaste 'Colgate' zeigt, der Zuschauer aber nicht einmal das Geld hat, sich eine Zahnbürste zu kaufen.« Mit anderen Worten: Solange der Prozeß der materiellen Verelendung bei einem Großteil der osteuropäischen Bevölkerung anhält, also keinerlei konkrete Einlösung der abstrakten Medienfreiheit möglich ist, bleibt diese selbst höchstgradig ideologisch.

Um adäquat bestimmen zu können, was Öffentlichkeit der Kommunikation in Osteuropa nach 1989 sein könnte, muß eben nicht nur der Kapitalisierung der Massenmedien Rechnung getragen, sondern vielmehr danach gefragt werden, wie die sozialen Strukturen aussehen, die dieser kapitalisierten Öffentlichkeit ihre spezifische Form geben. Dazu die folgenden Überlegungen:

- Der bereits erwähnte Verelendungsprozeß bei vielen Menschen wird diese von einem Zugang zu den Massenmedien ausschließen. Die stumm Gemachten werden weiterhin stumm bleiben müssen. Demgegenüber wird es in den Metropolen und wenigen High-Tech-Inseln (steuerfreie Zonen, Teleports) modernste Anbindungen an westliche Informationstechnologien geben. Nach aller Erfahrung mit solchen Zonen (z.B. in der Karibik) wird ihr Trickle-Down-Effekt auf die sie umgebende Volkswirtschaft gleich Null sein.

- Sieht man von der früheren DDR ab, deren wirtschaftliche und politische Elite fast völlig durch Manager aus Westdeutschland ausgetauscht wurde, so wird sich in den meisten Ländern Osteuropas die alte Nomenklatura cum grano salis halten. Für die Massenmedien resultiert daraus ein neuartiger Mix aus privatwirtschaftlicher Ökonomie und einem in bürokratisch-autoritären Strukturen geprägten Mitarbeiterpersonal. In Rußland führt diese Situation dazu, daß rd. 92.000 Staatsbeamte damit beschäftigt sind, staatliche Betriebe zu privatisieren. Einerseits kann diese Paradoxität kaum funktionieren, andererseits wird

das zu seltsamen und autoritären Formen von Öffentlichkeit führen. Im Gegensatz zum westeuropäischen Bourgeois, der sich im Laufe der letzten 200 Jahre privates Eigentum erkämpfen konnte und dieses in der Verquickung von Meinungs- mit Pressefreiheit in seinem Interesse auch gut zu schützen wußte, wird es auch in naher Zukunft in Osteuropa keine nennenswerte bürgerliche Schicht geben, die ihren Status auf der Grundlage von persönlichem Eigentum aufbauen kann. Es wird sich also in diesen Ländern eine neue-alte Art von Staatsklasse herausbilden, deren Öffentlichkeitsverständnis autoritär und undemokratisch sein muß. Einige Beispiele aus der GUS mögen diese Tendenzen illustrieren. Da gab es Ende 1991 den Fall, daß Staatsanwälte aus Moskau Videofilme mit den Verhörprotokollen der August-Putschisten an westeuropäische Massenmedien verkauften. Da bessern – bis auf den heutigen Tag – hochrangige Militärs ihr Gehalt mit dem Verkauf von wertvollen deutschen Büchern aus Beutebeständen des Zweiten Weltkriegs auf, oder da finden die Mitarbeiter der Moskauer Zeitschrift *Business World* nichts dabei, ihre Bezüge mit freundlichen Artikeln über dankbare Firmen mit 2000 Rubel pro Beitrag aufzumöbeln.

– Öffentlichkeit in der Tradition westlichen Demokratieverständnisses hieße auch eine bewußte, leidenschaftslos-abgeklärte Auseinandersetzung mit Geschichte. Dazu wäre vor allem viel Zeit notwendig. In den früheren RGW-Staaten gibt es genau das nicht. Die Hast bei der Umbenennung von Straßen und Städten oder die plötzliche Sehnsucht nach im Exil lebenden Monarchen signalisieren eine Loslösung der Geschichte von der Gegenwart. Wo schwierige Verarbeitung des Früheren durch Tabus ersetzt wird, greift Verdrängung statt Öffentlichkeit Raum.

– Die Transformation von bankrottem Kommunismus zu peripherem Kapitalismus in Osteuropa wird ausgesprochen brutal und mit brachialer Gewalt vor sich gehen. Dementsprechend wird es brutale Formen von Scheinöffentlichkeit geben. Die nackte, physische Brutalität dieses neuen Verständnisses von Öffentlichkeit wird besonders an folgendem Beispiel deutlich: Im Sommer 1991 wurden auf einer Müllhalde in der ehemaligen DDR einhunderttausend funkelneue Bücher aus Verlagen der früheren DDR entdeckt. Darunter waren Titel von Heinrich Mann, Leo Tolstoi, Stefan Heym und Ernesto Cardenal. Die früher staatlich gelenkte monopolistische Buchauslieferungsgesellschaft der DDR hatte diese Bücher auf den Müll geworfen, da sie sich in Konkurrenz mit neuen Westwaren als nicht absetzbar erwiesen. Nach der öffentlichen Bücherverbrennung durch deutsche Faschisten 1933 erwies sich diese Vernichtungsaktion bei einem Autor wie Heinrich Mann als eine mehr als peinliche Wiederholung.

Viele osteuropäische Länder und die meisten Staaten der früheren Sowjetunion haben einen nur kleinen Markt. Kleine Volkswirtschaften bedeuten für kapitalintensive Massenmedien und Informationstechnologien immer eine Vernachlässigung von sogenannten »Local Content« und eine Verstärkung von ausländischem Einfluß auf Kapital, Technologie und Inhalt. Wo im Prozeß der Demokratisierung außerdem alte zentralistische Medienstrukturen dezentralen Strukturen weichen müssen, führt die Abruptheit des Systemwandels in vielen Fällen nicht zu Dezentralisierung, sondern zu in sich zersplittertem Chaos. Es

liegt in der inneren Logik des peripheren Kapitalismus, daß dieser gerade nicht durch das jeweilige nationale, sondern eben durch ausländisches, multinationales und metropolitantes Kapital gesteuert wird. Diese Kapitalkräfte sind stärker als alle nationalen Kapitale und haben außerdem und notwendigerweise ein anderes Medieninteresse als das jeweilige nationale Kapital in Osteuropa (falls ein solches überhaupt nennenswert entstehen kann). Daraus folgt für Osteuropa zweierlei: Erstens, ökonomisch gesprochen, blockiert dieser Prozeß den Aufbau einer eigenen Medienindustrie. Zweitens, kulturell gesehen, werden diese Prozesse dazu führen, daß die einem ausländischen Kapital verpflichtete Form von Öffentlichkeit der einheimischen Bevölkerung gegenüber als fremd und kulturell bedrohend erscheinen muß. War dem ausländischen Medieneinfluß vor 1989 immer auch ein gewisses Quantum an politischer Emanzipation eigen, so wird ausländischer Medieneinfluß nach 1989 die kulturelle Heterogenität der osteuropäischen Länder beschleunigen. »Überzeugte Westler« werden in scharfem Kontrast zu autochthonen Gruppierungen stehen. All diese Prozesse sind im sogenannten Cultural Clash zwischen der Dritten Welt und den nördlichen Industrieländern gut bekannt und erforscht. Sie werden in Osteuropa wahrscheinlich deswegen schärfer sein, weil die sich dort abzeichnende ausländische Privatisierung der Massenmedien intensiver zu sein scheint als z.B. in Lateinamerika. Wandelt sich eine »Doppelgesellschaft« (Wagner 1981) mit ihrer typischen Form von Öffentlichkeit im Verborgenen zu einer öffentlichen Gesellschaft, dann fehlt dem Verborgenen und Verbotenen auf einmal der Stachel, es fehlt auch die Vision von einem Leben im Besseren. Wo private und intime Kommunikation nicht mehr von einer besseren Welt träumt (und sei es noch so vage), wo sich die einstmals ersehnte bessere Welt zudem, zumindest zunächst und zumindest für die meisten Menschen, als eine schlechtere herausgestellt hat, da wird aus dem Öffentlichen in der privaten Kommunikation nur allzu schnell ein kleinkariertes Spießertum. Aus vitaler Kommunikation wird so nichts anderes als Mief.

In diesem äußerst komplexen Umstrukturierungsprozeß von Öffentlichkeit spielt Werbung eine zentrale Rolle. In vielen osteuropäischen Ländern kommt Werbung via kommerzielle TV-Sender aus dem westlichen Europa. Westliche Konsumgüterwerbung ist in der CSFR z.B. inzwischen derart intensiv und geläufig, daß in einer Länder vergleichenden Umfrage die Konsumgüterprodukte der Firmen Coca Cola, Pepsi Cola, Sony, Kodak und Michelin den Befragten dort bekannter und sympathischer waren als in der früheren DDR, obwohl doch gerade Ostdeutschland stets einem weitaus größeren ausländischen Mediendruck ausgesetzt war als jedes andere osteuropäische Land. Eine Umfrage aus der GUS zeigt, daß westliche Werbung dort im wesentlichen über das Kino, das Radio und die Tageszeitungen bekannt ist. Nahezu die Hälfte aller Befragten findet diese Werbung interessant, gut gemacht und notwendig. Als »Pressure Group« für westliche Werbung kristallisierte sich überdurchschnittlich häufig folgende soziale Gruppe heraus: Junge Männer mit akademischer Ausbildung und hohem Einkommen aus Moskau und St. Petersburg, d.h. die soziologisch klassische Gruppe, die gesellschaftliche Dynamik vorantreibt, im Guten wie im Schlechten. Erste (und noch recht dürftige) Angaben über russische Werbeagenturen zeigen, daß sich diese viel eher auf dem Dienstleistungsmarkt (Banken, Börsen,

Großunternehmen) als auf dem Konsumgütermarkt bewegen. Während sich hinter den 200 bis 300 Börsen in Moskau oft alte Staatshandelsfirmen in neuem Gewand präsentieren, macht deren intensive Werbung bei der Bevölkerung bereits böses Blut. Man müsse die Börsenwerbung reduzieren, so die Zeitung »Moskau News«, da sie »bei der Bevölkerung die Gereiztheit erhöhe« (Wesselow 1992, 12). Werbung, insbesondere solche aus dem westlichen Kapitalismus, dürfte zu einem der ganz wesentlichen Momente bei der Verschärfung kultureller Heterogenität in Osteuropa gehören.

Zum Abschluß seiner 1991 veröffentlichten Arbeit über Massenkultur in der UdSSR schreibt Yassen Zassoursky: »Ich glaube, daß es möglich ist, Instrumente zu finden, die es zulassen, daß sich der Markt weise verhält.« (Zassoursky 1991, 18) Gegen diese Hoffnung allerdings spricht jede historische Erfahrung und analytische Erkenntnis. Das Ende des befehlsadministrativen Kommunismus in Osteuropa zwingt uns erst recht, über Marktversagen nachzudenken.

## Literaturverzeichnis

- Albig, J.-U., 1992: Wunder. Hokuspokus überall. In: GEO Special, 8.4.1992, 88-90
- Apáthy, E., G. Lamberger, M. Rácz u. M. Szanyi, 1991: The Change of Regime and the Hungarian Telecommunication Industry. An Empirical Study. Budapest
- Chereshkin, D., und M. Tsalenko, 1989: Information Processing 89. Hrsg. v. G.X. Ritter. Amsterdam 1989, 1083-1087
- Frenkel, R., 1991: Rundfunkkolonie Ost. Ein Jahr nach der Einigung: Hörfunk und Fernsehen folgen dem schlechten westdeutschen Beispiel. In: Die Zeit, 3.10., 65
- Gotthelf, M., 1979: Aussenhandelsentwicklung und Aussenhandelsstrategie der Sowjetunion. Frankfurt/M.
- Jakab, Z., u. M. Gálik, 1991: Survival, Efficiency and Independence. The Presence of Foreign Capital in the Hungarian Media Market. Manchester
- Kapitza, S., 1991: Wissenschaftsfeindlichkeit in der Sowjetunion. In: Spektrum der Wissenschaft, Oktober, 130-136
- Lemper, U., 1992: Human Dignity Trampled by Perestroika. In: The European, 10.5., 31
- Lerg, W.B., M. Ravenstein u. S. Schiller-Lerg, 1991: Sowjetische Publizistik zwischen Öffnung und Umgestaltung. Die Medien im Zeichen von Glasnost und Perestroika. Münster
- Lobrano, A., 1992: Czech Artists Mull Free Market's Cost. In: International Herald Tribune, 25./26.4., 7, 10
- Mann, T., 1991: J'accuse. Wider die Selbstgerechtigkeit der besseren Welt. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 12, 1435-1445
- Reich, A., 1992: »Dann kam der Westler mit dem Spielsalon.« In: Die Welt, 3.4., 19
- Rhode, B., 1991: East-West Migration/Brain Drain. Brüssel
- Vartanov, A., 1991: Television as Spectacle and Myth. In: Journal of Communication, Spring, 162-171
- Wagner, H., 1981: Die Doppelgesellschaft: Systemwandel in Polen. Berlin/West
- Wesselow, S., 1992: Das Werbegeschäft in Rußland. In: Moskau News, Mai, 12-13
- Wright, R., 1991: Why Soviet Science Collapsed. The Experiment that Failed. In: The New Republic, 26.10., 20-25
- Zassoursky, Y.N., 1991: Mass Culture and Market Culture. In: Journal of Communication, Spring, 13-18



Eine gründliche Einführung in Pierre Bourdieus Soziologie und zugleich mehr als das: denkendes Eingreifen in die aktuelle Diskussion um Macht- und Herrschaftsformen der Moderne.

Der Autor untersucht die verschiedenen Theoriekonzepte Bourdieus – das Raum-Modell sozialer Klassen, die *Theorie der Praxis*, die *Habitus-* und *Feldtheorie* –, analysiert das kampfanalytische Paradigma, das den theoretischen Ansätzen zugrunde liegt, und konfrontiert schließlich diese »Analytik der Kämpfe« mit aktuellen Analysen, die der Tradition kritischer Theorie verpflichtet sind.

Argument-Sonderbände Neue Folge Band 215  
304 Seiten, DM 29,00

 Argument Verlag



»Die Utopie steckt in der bestimmten Negation dessen, was bloß ist, und das dadurch, daß es sich als ein Falsches konkretisiert, immer zugleich hinweist auf das, was sein soll.« *Theodor W. Adorno im Gespräch mit Ernst Bloch*

Adornos Projekt einer *Ethik* blieb unausgeführt. Seither dauern die Diskussionen um dieses nicht geschriebene Werk an. Anhand der moralphilosophischen Ansätze in Adornos Schriften erarbeitet Schweppenhäuser eine systematische (Re-)Konstruktion seiner ethischen Grundgedanken. Schweppenhäuser kann dabei erstmals auf Adornos moralphilosophische Vorlesungen aus den fünfziger und sechziger Jahren zurückgreifen.

*Ethik nach Auschwitz* rückt zentrale Gedankengänge Adornos in ein neues Licht und ist darüber hinaus ein erhellender Beitrag zum Verhältnis von Diskursethik und kritisch-theoretischer Moralphilosophie.

Argument-Sonderbände  
Neue Folge Band 213  
256 Seiten, DM 29,00

 Argument Verlag



Innerhalb wie außerhalb des nationalen Raums markieren die »Grenzen« (zwischen den Staaten und den sozialen Gruppen) die Grenzen der Demokratie. Zugleich sind sie Ausgangspunkt demokratischer Fortschritte. In zwölf politischen und philosophischen Essays werden einige der wichtigsten aktuellen Fragen diskutiert: das Voranschreiten des Rassismus und des Nationalismus, die Krise des Staats-Sozialismus und dessen Zusammenbruch, Ausgrenzungen und Ungleichheit sowie plurale kulturelle Bewegungen und neue Dimensionen der Bürgerrechte und der Staatsbürgerschaft. Balibar prüft Widersprüche und Dynamik einer Politik der Menschenrechte angesichts der Paradoxien des Universalismus, der Umwälzungen der Arbeitsverhältnisse, der Gewalt und des Friedens. Er zeigt, warum die Sicherheit aller auf dem Spiel steht - und daß der Rechtsstaat nicht überleben kann, wenn er nicht neue demokratische Anstrengungen unternimmt, wenn nicht durch Analyse und kollektives Handeln seine Grenzen erweitert werden.

Argument-Sonderbände  
Neue Folge Band 211  
240 Seiten, DM 29,00

 Argument Verlag

Juha Koivisto und Esa Väli-verronen

## Das Comeback kritischer Theorien der Öffentlichkeit<sup>1</sup>

Für jede radikale politische Initiative ist die kritische Überprüfung, was in den herrschenden Diskursen als *öffentlich*, was dagegen als *privat*, als *unpolitisch* gilt, praktisch unerlässlich. Dem Begriff *Öffentlichkeit* ist auch einer der wichtigsten gesellschaftstheoretischen Beiträge der Frankfurter Schule der Kritischen Theorie aus den letzten dreißig Jahren gewidmet. Die Öffentlichkeitstheorie von Jürgen Habermas und auch die von Oskar Negt und Alexander Kluge<sup>2</sup> haben in letzter Zeit wachsendes Interesse in der englischsprachigen Welt gefunden. Der Artikel prüft vor diesem Hintergrund kritisch deren eingeführte Theorien und ihre erneuten Eingriffe in die aktuelle Diskussion.

*Öffentlich*, *Öffentlichkeit* und *Öffentlicher Bereich* spielen in den modernen Vorstellungen von Demokratie eine grundlegende Rolle. In der Entwicklung des modernen juristischen Diskurses wird das Adjektiv *öffentlich* im 17. Jahrhundert mit dem Staat verbunden. *Öffentlich* wie die entsprechenden, vom lateinischen *publicus* abgeleiteten Begriffe sind seitdem unverändert mit dem Staat verknüpft. Der Aufstieg des vorwiegend landbesitzenden Bürgertums erneuerte die republikanischen Bedeutungen des lateinischen *publicus* und der *res publica*: *Öffentliches Rasonieren* und die Macht der *Öffentlichen Meinung* wurden den Praxen des Absolutismus und der Geheimhaltung gegenübergestellt.

Der französische Begriff *publicité*, erstmals als Stichwort im Wörterbuch der Französischen Akademie von 1694 aufgeführt, wird zunächst im juristischen Sinn im Zusammenhang mit sichtbaren und allgemein bekannten Verbrechen benutzt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht er für eine freie, gesprochene oder geschriebene Kommunikation. Der englische Begriff *publicity*, vermutlich dem Französischen entliehen, taucht ebenfalls zuerst im 18. Jahrhundert auf. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheinen im Deutschen *Publizität* und *Öffentlichkeit*. Das französische *opinion publique*, Grundlage der deutschen *öffentlichen Meinung*, gewinnt in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Vorfeld der Französischen Revolution politische Bedeutung (Hölscher, 438, 446-448).

Der Pionierstaat auf dem kapitalistischen Weg, England, hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einen Bürgerkrieg hinter sich. Für David Hume war die »Stabilität moderner Regierungen« (1975, 10) nur durch 'Meinungspolitik' zu sichern.

»Nichts erscheint erstaunlicher bei der philosophischen Betrachtung menschlicher Angelegenheiten«, schrieb Hume 1742, »als die Leichtigkeit, mit der die Vielen von Wenigen regiert werden.« (1988, 25)

### Die Antwort lag in der Dialektik von Stärke und Meinung:

»Fragt man sich, wie es zu diesem Wunder kommt, so stellt man fest, daß, zumal die Regierten stets die *Stärke* auf ihrer Seite haben, die Regierenden durch nichts anderes gestützt werden als durch Meinung. Regierung gründet sich daher ausschließlich auf Meinung, und diese Tatsache gilt für die überaus despotischen und militärischen Regierungen ebenso wie für die freiesten und republikanischsten.« (1988, 25)

Während so alle Regierungen ihre *Machtausübung* mehr oder weniger auf Meinung gründen, ist die *Stabilität moderner Regierungen* in besonderer Weise von *Meinung* abhängig. Die Philosophie hat im Prozeß der kapitalistischen Entwicklung die Aufgabe, die noch uneinheitliche Meinung dadurch zu organisieren, daß sie zeigt, wie Stabilität allein durch anerkannte legislative und exekutive Institutionen und deren Entwicklung sowie durch die Annehmlichkeit der Moral erhalten werden kann.<sup>3</sup>

Allerdings stellten seit dem 19. Jahrhundert viele Intellektuelle zunehmend die Annahme in Frage, daß in der öffentlichen Meinung auch nur die geringste Vernunft zum Ausdruck komme. Sie sahen ihre eigenen Ideen, Werte und ihre besondere gesellschaftliche Position durch Massenkultur, durch die wachsende staatliche Repräsentation des – noch immer untergeordneten – breiten Volkes bedroht. Doch auch unbeschadet aller intellektuellen Kritik scheint *Öffentlichkeit* infolge ihrer wachsenden Vermarktung aus den Höhen der Aufklärung in die Niederungen der Propaganda, Manipulation, in die Hände der Propagandisten und Öffentlichkeitsarbeiter gefallen. Dieser Niedergang läßt sich auch an der Geschichte des Begriffs ablesen; das englische *publicity* und das französische *publicité* haben ihre alte Bedeutung weitgehend verloren und sind zu Synonymen für Werbung und Public Relations geworden.

Bereits diese kleinen Bruchstücke zeigen, daß die historischen Veränderungen der Wortbedeutungen, die das Feld *Öffentlichkeit* beschreiben, einen geeigneten Ausgangspunkt bieten, um Fragen von Demokratie und Kulturkritik zu erörtern. Tatsächlich gibt es in dem erstmals 1962 erschienenen, nach 17 weiteren Auflagen 1990 noch einmal unverändert, mit einem Vorwort neu aufgelegten Buch *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von Jürgen Habermas über den Aufstieg und Fall der bürgerlichen Öffentlichkeit auffällige Parallelen mit einigen Auf und Ab der oben angesprochenen Begriffe.

Das Buch ist als Versuch beschrieben worden, eine historische Grundlegung für die Kulturkritik der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno zu liefern (Kellner 1982, 510-511; Hohendahl 1982, 243). Habermas schließt sich eng an die früheren Analysen der Frankfurter Schule an. Wie Adorno und Horkheimer zuvor (vgl. Kellner 1989, 55-63), macht Habermas in der Nachfolge Pollocks eine scharfe Unterscheidung zwischen dem liberalen und dem fortgeschrittenen monopolistischen Kapitalismus. Er bezieht die Transformation der Öffentlichkeit auf die sich ändernde Rolle des Staates in der Wirtschaft. Die Verflechtung von Staat und bürgerlicher Gesellschaft macht die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen der klassischen Öffentlichkeit dadurch hinfällig, daß sie die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Raum verwischt. Dem Aufstieg des verwaltenden und eingreifenden Staats folgt der Niedergang der Öffentlichkeit und ihrer Institutionen. Die kritische, rasonierende Öffentlichkeit verliert ihre Rolle in der Willensbildung und Entscheidungsfindung, und die Macht verschiebt sich auf die Monopole, die Parteien und die Interessenorganisationen.

Neben der Kulturkritik war das Buch von Habermas zugleich ein aktueller politischer Eingriff, als der Kalte Krieg und die im Zuge der Restaurierung beendete Entnazifizierung die demokratische Entwicklung Westdeutschlands

gefährdeten. Selbst Horkheimer fand seinerzeit die Habilitationsschrift von Habermas zu links, und statt in Frankfurt wurde sie im Marburg angenommen, wo Wolfgang Abendroth Politische Wissenschaften lehrte (vgl. Wiggershaus 1988, 617).

Habermas verfolgt, ebenso wie Hannah Arendt in *Vita Activa*, die Idee der Öffentlichkeit bis zur griechischen *polis* zurück. Hier reagiert Habermas' Denken auch auf eine allgemeinere politisch-philosophische Verschiebung in der etablierten deutschen Philosophie weg von Plato (oder Hobbes) zu Aristoteles, die in Westdeutschland der einflußreichen Ritter-Schule zuzurechnen ist. Habermas' Konzept der Öffentlichkeit verdankt jedoch am meisten der Tradition der Aufklärung, besonders dem Denken Kants. *Publizität* war für Kant Prinzip der Rechtsordnung wie auch Methode der Aufklärung. Es ist die *Herrschaft der Vernunft*, die die Einhelligkeit der Politik und der Moral garantieren und die Grundlagen für das Recht legen kann. Gleichwohl macht Kant einen entscheidenden und klarsichtigen räumlichen Vorbehalt für den *öffentlichen Gebrauch der Vernunft*; die Bereiche Arbeit und Produktion sind ausgenommen. Im Amt oder in offizieller Funktion haben sich die Menschen auf privates Rasonieren zu beschränken. Zugleich war für Kant Öffentlichkeit nicht für jedermann zugänglich. Erziehung und eine gesicherte wirtschaftliche Stellung waren Voraussetzungen, um an öffentlichen Diskussionen teilhaben zu können.<sup>4</sup> Die Frage ist, wie sehr diese Beschränkungen und die mitenthaltene geschlechtsspezifische Sichtweise, die im aufklärerischen Denken Kants vorhanden sind, auch Habermas' Öffentlichkeitsbegriff durchdringen.

### Schwierigkeiten mit Habermas' normativer immamenten Kritik

Die Probleme, die Habermas' Öffentlichkeitsbegriff aufwirft, sind eng mit seiner Art immamenten Kritik und seiner *Ideologiekritik* verbunden. Die bürgerlichen Ideen der Demokratie und der Öffentlichkeit dienen Habermas als Norm, um die Formen des öffentlichen Lebens im sozialen Wohlfahrtsstaat zu kritisieren. Diese Art immanenter Kritik, den Kapitalismus an seinen eigenen Idealvorstellungen gemessen zu kritisieren, war auch typisch für Horkheimer und Adorno.<sup>5</sup>

Habermas' Ideologiebegriff hat zwei Seiten. Einerseits als *falsches Bewußtsein* begriffen, enthält er andererseits zugleich einen utopischen Bezug (II1): Wenn Habermas einräumt, daß die liberale bürgerliche Öffentlichkeit auch ideologische Elemente einschließt, betont er den utopischen Bezug von Ideologie. Gleichwohl spricht er ungeachtet dieser utopischen Dimension, zumindest über weite Strecken, von der bürgerlichen Öffentlichkeit als einer realen Praxis. Wenn er aber die Transformation der bürgerlichen Öffentlichkeit kritisiert, liegt sein Augenmerk auf Ideologie als *falschem Bewußtsein*. Im fortgeschrittenen Kapitalismus, so stellt er abwertend fest, verwandelt sich die bürgerliche Öffentlichkeit in reine Ideologie; die frühere utopische Dimension des Begriffs ist verschwunden.

Die kritischen Zugänge, die Habermas wählt, werfen sowohl empirisch-historische wie theoretische Probleme auf. Er ersetzt weitgehend die historische

Analyse der Formen der Öffentlichkeit durch die Geschichte der Ideen über Öffentlichkeit. Dies führt zur Entwicklung eines ahistorischen und idealistischen Begriffs *bürgerlicher Öffentlichkeit*. Habermas benutzt den Begriff gleichwohl als Maßstab seiner normativen Kritik. Das Problem dieser Kritik ist, daß sie innerhalb der normativen Kategorien verbleibt. Sie fragt nicht scharf genug nach deren gesellschaftlicher Bestimmtheit und den Grenzen der Ideale. An dieser Stelle unterscheidet sich die normativ bestimmte immanente Kritik der Frankfurter Schule grundlegend von der Marxschen immanenten Kritik, die sich durch ihren Verzicht auf den normativen Diskurs auszeichnet.

Habermas hat später die Spannung zwischen seinen beiden Kritikweisen dadurch verändert, daß er immanente Kritik für untauglich erklärte, noch länger den fortgeschrittenen Kapitalismus zu kritisieren. Nachdem »das bürgerliche Bewußtsein zynisch geworden« sei, fehle es nunmehr an Normen und Werten für eine normative Kritik (1976, 10-11). Für einen Theoretiker, der so sehr wie Habermas der normativen Grundlegung kritischer Theorie verpflichtet ist, ist dieser Verlust von Normen und die Beschränkung auf bloße *Ideologiekritik* jedoch nicht hinnehmbar. Habermas suchte und fand eine neue normative Grundlegung kritischer Sozialwissenschaft in der Theorie kommunikativen Handelns und kommunikativer Rationalität (1981).

Vor allem drei Probleme der Analyse von Habermas sind seinem idealisierten Begriff der Öffentlichkeit geschuldet: Das erste ist mit der Dialektik zwischen Idee und Wirklichkeit verbunden, der Frage, in welchem Ausmaß die Idee der Öffentlichkeit Wirklichkeit repräsentiert. Das zweite ist mit der abstrakten Natur von Habermas' Öffentlichkeitsbegriff verknüpft. Er spricht von Öffentlichkeit im Singular und übersieht die Kämpfe innerhalb der und um die öffentlichen Diskurse. Das dritte erwächst aus seiner problematischen und unreflektierten Trennung zwischen *öffentlich* und *privat* als besonderen Bereichen.

(1) Habermas' historische Analyse des Zeitalters der liberalen Öffentlichkeit (grob zu datieren vom späten 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts) ist hauptsächlich illustrativ und kombiniert einzelne Elemente der Entwicklung in England, Frankreich und Deutschland. Problematisch ist, daß in Habermas' Darstellung (vgl. Tuschling 1978, 24-32) das Goldene Zeitalter des *liberalen Rechtsstaates* und der bürgerlichen Öffentlichkeit auch im Falle Englands auf gerade dreißig Jahre zusammenschnurrt. Und selbst hier ist Habermas' überhöhte Vorstellung des englischen Parlamentarismus zwischen 1832 und 1867 höchst problematisch; auch zu der Zeit war Politik alles andere als »herrschaftsfreie Kommunikation« (vgl. Jäger 1973, 18-28). Die gleiche Kritik trifft auch Habermas' Entwurf der Geschichte der britischen Presse. Er verfängt sich »in der märchenhaften Idealisierung der 'unabhängigen' Presse des 18. Jahrhunderts«, die tatsächlich massiv »in einem komplizierten Netz von Cliquenkämpfen, finanzieller Korruption und ideologischen Manipulationen« (Curran 1991, 41) verwickelt war. Gleichzeitig nimmt Habermas die gesellschaftlichen Kräfte nicht wahr, die wie die radikale volkstümliche Presse mit der bürgerlichen Öffentlichkeit konkurrierten.

Habermas trennt Arbeit und Produktion als Teil der Privatsphäre strikt von der Öffentlichkeit, die in seinem Modell »mit dem Prinzip des allgemeinen Zugangs«

(1965, 98) steht und fällt. Wie aber ist dieser Zugang geregelt? Im liberalen Modell waren nur diejenigen der öffentlichen Teilhabe fähig, die über unabhängige ökonomische und intellektuelle Mittel verfügen. Der Knackpunkt des Problems liegt also darin, wie folgende Bedingung erfüllt werden kann:

»Öffentlichkeit ist dann garantiert, wenn die ökonomischen und sozialen Bedingungen jedermann gleiche Chancen einräumen, die Zulassungskriterien zu erfüllen: eben die Qualifikationen der Privatautonomie, die den gebildeten und besitzenden Mann ausmachen, zu erwerben.« (1965, 99)

Doch selbst im Goldenen Zeitalter der bürgerlichen Öffentlichkeit waren diese Vorbedingungen nicht erfüllt, wie Habermas zugesteht. Gleichwohl schließt er: Die »Öffentlichkeit als Organisationsprinzip des bürgerlichen Rechtsstaates war in jener Phase des Kapitalismus glaubwürdig« (1965, 100). Wie auch in anderen ähnlichen Formulierungen<sup>6</sup> zeigen sich hier Habermas' Zweideutigkeiten in der Beschreibung der *Dialektik* zwischen der Geschichte der Ideen und der *wirklichen Geschichte*, zwischen *Idee* und *Ideologie* der Öffentlichkeit. Habermas neigt in seiner Kritik dazu, die Sicht auf die Wirklichkeit durch das Ideal beherrschen zu lassen – und nicht umgekehrt.

(2) Der Begriff der Öffentlichkeit als diskursiver Raum bleibt bei Habermas abstrakt. Entsprechend seiner immanenten Kritikweise spricht er über Öffentlichkeit im Singular. Er ist an der Untersuchung der konkurrierenden Formen der Öffentlichkeit nicht wirklich interessiert. Und wenn sie erwähnt werden, werden sie nur als abweichende Formen bürgerlicher Öffentlichkeit in ihrem Niedergang beschrieben. Aus einer anderen theoretischen Perspektive können diese konkurrierenden Formen als Versuche verstanden werden, den diskursiven Raum zu demokratisieren und zu erweitern. Denn tatsächlich erfolgt der von Habermas konstatierte *Niedergang* der Öffentlichkeit zeitgleich mit einer Ausweitung von Zugängen zur Öffentlichkeit und mit den Kämpfen um ein universales Wahlrecht.<sup>7</sup>

Habermas' Öffentlichkeitsbegriff eignet sich in seiner Verbindung mit der einleuchtenden Vorstellung einer einheitlichen herrschaftsfreien Gemeinschaft besser für konkrete Untersuchungen, wenn er von seinen normativen Fesseln befreit wird (vgl. Eley 1992). Nancy Fraser bemerkt überdies, daß »die Vorstellung einer egalitären, multikulturellen Gesellschaft nur sinnvoll ist, wenn wir von einer Vielfalt öffentlicher Arenen ausgehen, in denen Gruppen mit unterschiedlichen Werten und Sprechweisen teilnehmen.« (1990, 69)

(3) Habermas' Konzept von öffentlich und privat als getrennten Bereichen ist erneut zu prüfen. Die *öffentlich* und *privat* unterscheidenden Merkmale sind keine natürlichen sondern gesellschaftlich und kulturell konstruierte; was als öffentliche Angelegenheit gilt, ist immer eine Frage des politischen Aushandelns und Kampfes. In dieser Hinsicht sind die gesellschaftlichen Beziehungen, in denen die *Wirtschaft* und die Art und Weise der Organisation von Produktion und Reproduktion in der Regel als privat wahrgenommen werden, ein wichtiges Untersuchungsobjekt.

Der zentrale Punkt feministischer Kritik ist an dieser Stelle, daß die liberale Öffentlichkeit sowohl durch patriarchale wie durch Klassenverhältnisse strukturiert worden ist; der Ausschluß von Frauen ist grundlegend für Theorie und

Praxis der bürgerlichen Öffentlichkeit.<sup>8</sup> Dieser Ausschließung entsprechend gilt die *Familie* als private Angelegenheit, *verteidigt* durch den öffentlichen Staat, der zugleich »eine Schlüsselrolle in der Erhaltung der 'Familienideologie' als Ideal und durch bestimmte Praxen« spielt (McIntosh 1984, 237). Eines der zentralen Ziele der Frauenbewegung ist es, diese Grenze in Frage zu stellen und dadurch zu verschieben, daß bislang als privat gehandelte Probleme zu öffentlichen gemacht werden (häusliche Gewalt gegen Frauen, sexuelle Belästigungen am Arbeitsplatz usw.). Dies erfordert eine Neudefinition solcher Probleme (vgl. Fraser 1992) und die öffentliche Darlegung und Erörterung der ausschließenden Praxen. In einigen Fällen, wie bei Abtreibung, kann dies auch den öffentlichen Streit für eine neue Art von Privatheit nach sich ziehen.

### Die Linke antwortet Habermas

Zehn Jahre nach Habermas' Buch veröffentlichten 1972 Oskar Negt und Alexander Kluge *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Zu der Zeit hatte sich viel verändert: Konjunkturkrisen hatten das westdeutsche »Wirtschaftswunder« befleckt, die Vorherrschaft der Christdemokraten war gebrochen, die muffige Kultur der restaurativen westdeutschen Gesellschaft war auch durch Vietnam und die Studentenrevolte von 1968 erschüttert worden.

Wie für Habermas ist Öffentlichkeit auch für Negt und Kluge entscheidend für die gesellschaftliche Emanzipation. Allerdings gibt es einen bezeichnenden Perspektivenwechsel zwischen den beiden Büchern. Für die radikalisierte Studentenbewegung, deren organische Intellektuelle Negt und Kluge waren, war die Überwindung der die Kritische Theorie der Nachkriegszeit prägenden Perspektive des privaten Intellektuellen zwingend. Der Kampf gegen das Zerrbild einer *liberalen* Presse und der Versuch, eine eigene Öffentlichkeit zu schaffen, war für die Bewegung Teil des Versuchs, Bündnisse mit der Arbeiterbewegung zu organisieren und zu schmieden. Unter diesen Bedingungen wurde auch das Verhältnis zwischen der linken Studentenbewegung und Habermas, der den Studenten »Linksfaschismus« vorwarf, bis zum äußersten angespannt; der Herausgeber des Buches *Die Linke antwortet Habermas* war Oskar Negt.

Für viele radikale Studenten lag die Lösung des Problems, mit der werktätigen Bevölkerung Bündnisse zu schmieden, in einer Art von Partei. Weil aber kein Einvernehmen über die Eigenart und die Politik einer solchen Partei vorhanden war, herrschte bald kein Mangel an Parteien mehr. Negt und Kluge intervenierten mit ihrem Buch gegen diese Entwicklung in der Studentenbewegung, sich in zahllose kleine *linke Fraktionen* aufzuspalten. Sie entwerfen eine umfassendere Perspektive *proletarischer Öffentlichkeit* und machten die »Dialektik von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit« (1972, 7) zum Gegenstand ihres Buches. Verglichen mit Habermas ist auch die Bedeutung neu, die Negt und Kluge dem Zusammenhang zwischen den einzelnen Öffentlichkeiten und den Erfahrungen der Menschen zumessen.

»Öffentlichkeit bezeichnet bestimmte *Institutionen*, Einrichtungen, Aktivitäten (z.B. öffentliche Gewalt, Presse, öffentliche Meinung, Publikum, Öffentlichkeitsarbeit, Straßen und

Plätze); sie ist aber gleichzeitig auch ein allgemeiner gesellschaftlicher *Erfahrungshorizont*, in dem das zusammengefaßt ist, was wirklich oder angeblich für alle Mitglieder der Gesellschaft relevant ist. Öffentlichkeit ist in diesem Sinne einmal eine Angelegenheit weniger Professioneller . . . , zum anderen etwas, das jedermann angeht und sich in den Köpfen der Menschen erst realisiert, eine Dimension ihres Bewußtseins.« (17-18; Hervorh. im Original)

Der entscheidende theoretische Punkt ist, daß die bürgerliche und die – kaum entwickelte – proletarische Öffentlichkeit sich grundlegend in der Art unterscheiden, wie sie Erfahrung verarbeiten.

Die bürgerliche Öffentlichkeit rezipiert den proletarischen Lebenszusammenhang nur insofern, »als er sich in domestizierter Form in die Realisierung des Verwertungsinteresses einfügt. Hierbei modifiziert sich die Ausdrucksform dieses Verwertungsinteresses; es paßt sich an wirkliche Bedürfnisse an, gleichzeitig muß es alle wirklichen Bedürfnisse modeln, um sie als einzelne in seine abstrakte Systematik einpassen zu können.« (41)

Negt und Kluge unterscheiden zwischen zwei Formen bürgerlicher Öffentlichkeit. Die klassische Öffentlichkeit setzt sich hauptsächlich aus Zeitungen, Kanzleien, Parlamenten, Clubs, Parteien und Vereinen zusammen. Die neuen industrialisierten Öffentlichkeiten sind demgegenüber »unmittelbarer Ausdruck der Produktionssphäre« (35). Diese neue Form der *Produktionsöffentlichkeiten* regelt die Bewußtseinsindustrie sowie den Konsum- und Werbezusammenhang, den sie hervorbringt, und auch die neuen Formen der Öffentlichkeitsarbeit in der Politik. Sie stiftet eine neue Verbindung zwischen dem Produktionsprozeß und den früher privaten Bereichen der Individuen. Nun »wird *das Bewußtsein der Arbeitskraft* zum Rohstoff und zum Ort, an dem sich diese Öffentlichkeiten realisieren« (43; Hervorh. im Original). An »die Stelle der Unterscheidung zwischen öffentlich und privat tritt der Widerspruch zwischen dem Druck der Produktionsinteressen und dem Legitimationsbedürfnis«, einschließlich der Folge, daß »die Bereiche, die die für den Produktionsprozeß und den Legitimationsunterbau nicht unmittelbar notwendigen menschlichen Arbeiten betreffen, . . . einer organisierten Verelendung« unterliegen; sie werden »endgültig privat« (38, 43).

Als Emanzipationsstrategie setzen Negt und Kluge auf andersgeartete Produktionen, auf *Gegenöffentlichkeiten*, die *soziologische Phantasie* (nach C. Wright Mills) in Bewegung bringen und neue aktive Beziehungen zwischen den Produzenten und dem Publikum erzeugen. So bemerken sie am Beispiel des *Fernsehrealismus*:

»Die bloße Abbildung der Realität, zum Beispiel die Dokumentation entfremdeter Arbeitsprozesse, stößt auf die Tatsache, daß die Menschen die Aneignung dieser Erfahrung nur dann als Vergnügen empfinden, wenn sie wissen, wie sie aktiv diese sie bedrückenden Verhältnisse verändern können. Erst aus dieser Handlungsmöglichkeit könnte sich ihr Interesse am Realismus rekrutieren.« (222)

Negt und Kluge zeichnen das Bild bürgerlicher Öffentlichkeit mit einem so breitem und dunklen Bürstenstrich, daß es sich hinreichend gegen das der *proletarischen Öffentlichkeit* abhebt; denn letztere ist die Form, die die unterdrückten, in Erfahrung und Phantasie verkörperten emanzipatorischen Potentiale in Bewegung bringt. Abgesehen von dieser allgemeinen historisch-philosophischen Rolle ist der Begriff der proletarischen Öffentlichkeit in doppelter Hinsicht wichtig. Zum einen im Hinblick auf politisches Bewußtsein und Organisation:

Negt und Kluge kritisieren abstrakte Begriffe von Klassenbewußtsein und politischer Partei, die den tatsächlichen Prozessen politischer Mobilisierung und deren materieller Grundlage in den täglichen Erfahrungen, Bedürfnissen und Phantasien der Menschen keine Aufmerksamkeit schenken (66-67). Proletarische Öffentlichkeit ist für sie die radikale Organisation dieser Elemente. Sie warnen jedoch auch vor den Gefahren einer *Lagermentalität*, die in die politische Isolation führt. Zum anderen geht es um die Erfahrungen aus dem Aufstieg des Faschismus in Italien, Deutschland und Österreich: Negt und Kluge argumentieren, daß die Arbeiterbewegungen hauptsächlich deshalb geschlagen wurden, weil sie versäumten, eine Politik zu verfolgen, die die »präventive Kontrolle der bürgerlichen Öffentlichkeit«<sup>9</sup> mit dem Aufbau einer »Gegenöffentlichkeit« kombiniert (vgl. 351-352). Weil sich die Arbeiterbewegungen aus der bürgerlichen Öffentlichkeit in ihre eigenen Organisationen mit beschränktem Horizont zurückgezogen haben, hätten sie, so Negt und Kluge, den Weg für faschistische Kräfte freigemacht, die politische Arena zu beherrschen.

### Das große Duell

Diese kurze Darstellung kann natürlich dem Reichtum der Ideen nicht gerecht werden, der in Negt und Kluges steinbruchartigem Buch an den Tag tritt. Aber sie macht vielleicht deutlich, wie die beiden argumentieren und wo die Probleme dabei liegen. Die Grundstruktur ihrer Theorie läßt sich so beschreiben: Die Beziehungen zwischen der bürgerlichen (a) und der proletarischen Öffentlichkeit (b) sind von entscheidender Bedeutung für den Kampf zwischen der abstrakten Logik des Kapitals (A) auf der einen und den unterdrückten Bedürfnissen und Phantasien des Proletariats (B) auf der anderen Seite. Der Grundwiderspruch zwischen A und B findet seinen entscheidenden Ausdruck in dem sekundären Widerspruch zwischen a und b.

(1) Für einige Kritiker (so Apel/Heidorn; Qvortrup) liegt das Hauptproblem in der Beziehung zwischen A und B: Diese Gegenüberstellung erzeuge einen »anthropologischen Trugschluß«, weil B theoretisch zu etwas werde, was als »authentisch« erscheine, das von der abstrakten Logik des Kapitals unterdrückt werde. Negt und Kluges Versuch, menschliche Sinnlichkeit zu historisieren, führe paradoxerweise dazu, die Idee einer authentischen menschlichen Natur zu beschwören, die durch den Kapitalismus unterdrückt werde. Da Negt und Kluge dieses Problem aber nicht fremd ist, bestreiten sie ausdrücklich jeden Versuch, einem Anthropologismus Vorschub zu leisten, zumindest im engsten naturalistischen Sinne:

»Das 'menschliche Wesen' ist nicht eine Natursubstanz, zu der im Sinne Rousseaus eine Rückwendung möglich ist, dessen Wesen also nur durch den Kapitalismus verkehrt worden ist.« (1972, 486; vgl. Negt 1973a, 11)

Doch diese Verabschiedung einer authentischen menschlichen Natur wäre, um nur ein Beispiel zu geben, glaubwürdiger, wenn ihr nicht wenige Zeilen später die Aussage folgen würde:

»Es sind die einzelnen Eigenschaften und einzelnen Sinne, so wie sie von der geschichtlichen Entwicklung als zerstreute hergestellt werden, der proletarische Rohstoff, der den Inhalt proletarischer Öffentlichkeit ausmacht. Proletarische Öffentlichkeit ist hier die Summe der Situationen, in denen in einem Prozeß miteinander verknüpfter Subjekt-Objekt-Beziehungen diese unterdrückte und im Kapitalverhältnis verdreht entfaltete menschliche Sinnlichkeit zu sich selbst kommt.« (486)

Der Grund für diese theoretische Diskrepanz liegt in Negt und Kluges Begriff der *zwei* im Kapitalismus wirkenden *antagonistischen Logiken*. Um diesen Begriff zu verstehen, der für das gesamte Denken der beiden grundlegend ist, ist die Erinnerung an einen Eingriff Negts in die Diskussion über die Aktualität von Lukács zur Zeit der Studentenbewegung im Jahr 1969 hilfreich (Cerutti u.a. 1977): Lukács Bedeutung für die Frankfurter Schule bestand vor allem in seiner Analyse der kapitalistischen Rationalität auf der Grundlage verdinglichter gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Ware, bestimmt durch ihren abstrakten Tauschwert, der den konkreten Gebrauchswert subsumiert, ist für Lukács das »Urphänomen der Verdinglichung« (1923, 106; vgl. 104). Wie schon für Horkheimer und Adorno beruht auch für Negt die abstrakte, unterdrückende Logik des Kapitalismus auf der Herrschaft des abstrakten Tauschwertes über die Menschen und die konkreten Gebrauchswerte. Dies ist die erste der *zwei antagonistischen Logiken*.

Was die Theoretiker der politisierten Studentenbewegung jedoch interessierte und was in den Nachkriegsjahren in der Frankfurter Schule ein irgendwie unterdrücktes Thema war, war die Frage, wie Lukács sich die Gegenmacht vorstellte. Für Lukács lag in *Geschichte und Klassenbewußtsein* die entscheidende Differenz zwischen Hegel und Marx in der Unfähigkeit Hegels, »das identische Subjekt-Objekt in der Geschichte selbst aufzufinden« (ebd., 162), das Marx später im Proletariat fand (vgl. ebd., 164). Lukács stand vor dem Problem, die Kluft zwischen dem wirklichen Proletariat, das »der Verdinglichung vorläufig noch erlegen ist« (ebd., 89), und seiner historisch-politischen Fleischwerdung als identisches Subjekt-Objekt der Geschichte zu überbrücken. Um mit diesem wichtigen theoretischem Problem fertigzuwerden, benutzte er den Begriff *zugerechnetes Klassenbewußtsein*, ein Bravourstück begrifflicher Akrobatik (vgl. ebd., 62-63), das zu kompliziert ist, um uns hier weiter damit zu beschäftigen. Uns interessiert Negts Kommentar:

»Gegenüber allen objektivistischen Theorien ... hebt Lukács die Bedeutung des subjektiven Faktors hervor, das heißt, die Notwendigkeit der revolutionären Bewußtseinsveränderung des Proletariats. Auf der anderen Seite erhält diese Argumentation ihren historischen Stellenwert erst dadurch, daß in den Begriff des Klassenbewußtseins das Bewußtsein wirklicher, handelnder Subjekte eingeht.« (Cerutti u.a. 1977, 35; vgl. Negt/Kluge 1972, 419-420)

Um mit diesem *Widerspruch* – so Negt – umzugehen, ergänzt Negt Lukács' Ideen mit denen von Wilhelm Reich.

Es bleibt sein großes Verdienst, »als erster die komplexen Bedürfnisstrukturen des Proletariats aufgedeckt und ihren Folgen für den politischen Klassenkampf zur Diskussion gestellt zu haben. (...) Die systematische Neubestimmung dieses dialektischen Verhältnisses ist eine aktuelle Forderung an die Theorie der Neuen Linken.« (Cerutti u.a. 1977, 45)

Dieser 'aktuellen Forderung' gerecht zu werden war der Anlaß für *Öffentlichkeit und Erfahrung*. Die Betonung der *subjektiven Dimension der Bedürfnisse und Interessen der handelnden Subjekte* gegenüber der abstrakten Wertlogik bietet zugleich den Schlüssel für den subversiven Teil der *zwei antagonistischen Logiken*<sup>10</sup>: die unterdrückten, durch proletarische Öffentlichkeit zu organisierenden Erfahrungen, Bedürfnisse und Phantasien des Proletariats.

(2) Ein Problem liegt in den Beziehungen zwischen den Öffentlichkeiten (a und b) und ihren jeweiligen Grundlagen (A und B). Es ist bezeichnend, daß die beiden Öffentlichkeiten (a und b) jeweils die wesentlichen Qualitäten von A und B *ausdrücken*. Dies ist ein theoretischer Zugriff, wie ihn Louis Althusser in *Das Kapital lesen* als Ausdruck »expressiver Totalität« kritisiert hat.

(3) Schließlich liegt auch in den Beziehungen zwischen den beiden Öffentlichkeiten ein Problem. Sie dienen bei Negt und Kluge der Vermittlung zwischen den zwei grundlegenden antagonistischen Logiken einerseits und den jeweiligen politischen Entwicklungen andererseits und überdies als Arena für die Auflösung dieser Logiken. So haben wir es hier mit einer Ideologietheorie »im einem praktischen Zustand« (Koivisto/Väliverronen, 119-135) zu tun. Negt und Kluge benutzen den Ideologiebegriff – wie auch später in *Geschichte und Eigensinn* (790-791) – in der Tradition der auf Lukács zurückgehenden Tradition der Frankfurter Schule im Sinne von *falsches Bewußtsein*. Mit ihrer Vorstellung eines Kampfes zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Öffentlichkeit wechseln sie jedoch bereits in das Terrain der Hegemoniekämpfe. Das schließt zugleich den für die fortgeschrittenen Ideologietheorien<sup>11</sup> bestimmenden Schritt ein, die gesellschaftlichen Formen und Praxen zu untersuchen, in denen die Herrschaftsverhältnisse ideologisch reproduziert und umkämpft werden. Allerdings geraten Negt und Kluge bei diesem Schritt ins Schlingern, weil ihre Verwendung der Begriffe bürgerliche und proletarische Öffentlichkeit unscharf bleibt und im Gegensatz zu ihren Absichten und ihrer fragmentarischen Schreibweise schlicht totalisierend ist: Sämtliche Praxen und deren je eigene Bewegungsgesetze bleiben grau in grau gemalt – eine Farbe, die sich aus Schwarz und Weiß ergibt.

Typisch für diese *operative Ideologietheorie* ist schließlich ihr Klassenreduktionismus. Er ergibt sich aus der Perspektive von Negt und Kluge: Sie versuchen über Lukács dadurch hinauszugelangen, daß sie die Konstitution des Klassenbewußtseins thematisieren, um die unterdrückten Bedürfnisse, Phantasien und Erfahrungen des Proletariats ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. So werden aber die wichtigsten Elemente des ideologischen Kampfes strikt mit der Klassenzugehörigkeit verknüpft. Trotz ihrer Kritik linker *Lager-Ideologie*, die grundsätzlich auf einen weiteren Horizont verweist, sind sie unfähig, den Klassenreduktionismus hinter sich zu lassen. So bleiben sie auch weit hinter Gramscis Vorstellungen von Hegemonie und den Kämpfen darum zurück.

## Neue Überlegungen

Im Vorwort zur Neuausgabe von 1990 hat sich Habermas erstmals direkt mit der Kritik an seinen Überlegungen zur bürgerlichen Öffentlichkeit in *Strukturwandel*

der Öffentlichkeit auseinandergesetzt und einige der Einwände anerkennt. So stimmt er bedingt der Kritik einer *Überstilisierung* und *Idealisierung* der bürgerlichen Öffentlichkeit zu. Er nimmt die feministische Kritik auf, daß der Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit konstitutiv für die liberale Öffentlichkeit war, hält ihr jedoch entgegen: Sie »dementiert freilich nicht die ins Selbstverständnis der liberalen Öffentlichkeit eingebauten Rechte auf uneingeschränkte Inklusion und Gleichheit, sondern nimmt sie in Anspruch« (20).

In gleicher Weise versucht er, die Kritik an den Beschränkungen und der Abstraktion seiner Theorie, die hauptsächlich auf die Kämpfe um Öffentlichkeit und die dort ausgefochtenen Diskurse zielt, aufzufangen:

»Wenn die moderne Öffentlichkeit verschiedene Arenen für einen ... mehr oder weniger diskursiv ausgetragenen Meinungsstreit umfaßt, in denen nicht nur verschiedene Parteien von locker assoziierten Privatleuten miteinander konkurrieren, sondern von Anfang an ein dominierendes bürgerliches auf ein plebejisches Publikum trifft, und wenn man weiterhin die feministische Dynamik des ausgeschlossenen Anderen im Ernst berücksichtigt, dann ist das ... Modell der widerspruchsvollen Institutionalisierung der Öffentlichkeit im bürgerlichen Rechtsstaat zu starr angelegt. *Die in der liberalen Öffentlichkeit aufbrechenden Spannungen müssen deutlicher als Potentiale der Selbsttransformation hervortreten.* Dann kann auch der Kontrast zwischen der frühen politischen Öffentlichkeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und einer vermachteten Öffentlichkeit in den sozialstaatlichen Massendemokratien etwas vom Gegensatz einer idealistisch überhöhten Vergangenheit und der kulturkritisch verzerrten Gegenwart verlieren. ... *Eine falsche Gewichtung falsifiziert freilich nicht die großen Linien des Transformationsprozesses, den ich dargestellt habe.*« (21; Hervorh. JK/EV)

Habermas versucht also, die kritischen Anmerkungen zu seiner Theorie zur Vollständigkeit seiner Untersuchung über die Geschichte des öffentlichen Lebens zu nutzen und damit der Kritik auszuweichen, die eine grundlegende Neubewertung seiner methodologischen und theoretischen Prämissen erfordern würde. Sein normativer Begriff von Öffentlichkeit ist immer noch auf die Annahme gegründet, daß beim Eintreten in die öffentlichen Diskurse klassenmäßige und andere gesellschaftliche Unterschiede ausgeklammert werden können. Zusätzlich hat Habermas die Vorstellung, daß gesellschaftliche Probleme rational verhandelt werden können, obgleich die Formen von Vergesellschaftung und Herrschaft, die durch Kapital- und Geschlechterverhältnisse bestimmt sind, beiseite geschoben werden. Dieses Beiseiteschieben, dieses Abschotten ist für Habermas jedoch für jedes bedeutungsvolle Leben in *hochkomplexen Gesellschaften* notwendig, und nicht nur für rationale Verhandlungen – so schmerzlich diese Einsicht für den Champion der *herrschaftsfreien Kommunikation* auch sein muß. Denn die Vorstellung einer demokratischen Entwicklung von Ökonomie und Staatsapparat scheint – so paradox dies klingen mag – bei Habermas den alten Alptraum von end- und ergebnislosen, ja zerstörerischen Verhandlungen auszulösen:

»Ökonomie und Staatsapparat betrachte ich ... als systemisch integrierte Handlungsbereiche, die nicht mehr von innen demokratisch umgestaltet, d.h. auf einen politischen Integrationsmodus umgestellt werden könnten, ohne in ihrem systemischen Eigensinn beschädigt und damit in ihrer Funktionsfähigkeit gestört zu werden. (...) Ziel ist nicht mehr schlechthin die 'Aufhebung' eines kapitalistisch verselbständigten Wirtschafts- und eines bürokratisch verselbständigten Herrschaftssystems, sondern die demokratische Eindämmung der kolonialisierenden *Übergriffe* der Systemimperative auf lebensweltliche Bereiche.« (36; Hervorh. im Original)

So bleibt Habermas' Vorstellung von Öffentlichkeit in dem Maße restriktiv, wie sie die Grenzen und Dilemmata spiegelt, die schon die Aufklärungsphilosophie eines Kant oder Rousseau kennzeichneten.<sup>12</sup> Es bleibt jedoch abzuwarten, ob Habermas sich in der Zukunft der Beschreibung seiner jetzigen Position annähert:

»Der Zwang zur Stilisierung einzelner prototypischer Ausprägungen einer institutionell verkörperten Rationalität entfällt zugunsten eines empirischen Zugriffs, der die Spannung des abstrakten Gegensatzes zwischen Norm und Wirklichkeit auflöst.« (34)

Negt und Kluge haben in ihrem umfangreichen Werk *Geschichte und Eigensinn* (1981) versucht, die Elemente der *Gegenlogik* im Kapitalismus zu verfolgen: Sie interessierten sich vor allem dafür, was »den Gegenpol zum Kapital konstituiert« (1982, 80). In ihrem Versuch, die Grundlagen des Widerstands zu veranschaulichen, haben sie es jedoch unterlassen, die *proletarische Öffentlichkeit* zu untersuchen. Statt dessen äußern sie sich sehr kritisch über ihre frühere Verwendung des Begriffs:

»In 'Öffentlichkeit und Erfahrung' wird proletarische Öffentlichkeit postuliert und umschrieben. Negativ nämlich als das, was nicht in die bürgerliche Öffentlichkeit eingeht, was von ihr ausgegrenzt wird. Heute treten wir gewissermaßen beiseite und sagen: wir wissen gar nicht, was proletarische Öffentlichkeit ist.« (1982, 80)

In seinem jüngsten Beitrag zur Debatte konzentriert sich Negt nun auf die Entwicklung einer neuen Art von »Medienwirklichkeit«, die »die unmittelbaren Erfahrungen der Menschen nicht erweitert sondern sie ersetzt« (1993, 271). Trotz ihres befreienden Potentials, unsere Wahrnehmungen und Erfahrungen verbreitern zu können, tragen die Medien zum »Verlust an Erfahrung« bei und unterwerfen Politik dem »Rhythmus der Medienwirklichkeit« (1993, 274-275). Negt bietet hier eine Reformulierung der Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der Menschen und den vorherrschenden Formen der Öffentlichkeit aus *Öffentlichkeit und Erfahrung* an – mit dem zentralen Unterschied, daß das Konzept proletarischer Öffentlichkeit samt der in ihm enthaltenen Emanzipationsperspektive fehlt.

### Von Sphären zu umkämpften Praxen

Mit der Einführung und Entwicklung des Öffentlichkeitsbegriffs haben Habermas wie auch Negt und Kluge disziplinübergreifend und fruchtbringend in der Tradition der Kritischen Theorie grundlegende Fragen der Demokratie und der Vergesellschaftung gestellt. Das Hauptproblem in ihren Arbeiten ist jedoch der überbewertete Status des Begriffs *Öffentlichkeit*. Habermas' normative Sichtweise erzeugt einen Zwiespalt zwischen dem geschönten *Idealtypus* und der Geschichte. Sie ignoriert auch die Rolle von Öffentlichkeit als Forum für politische und ideologische Kämpfe – ein Problem, das auch in Habermas' späteren Beiträgen herausspringt. Die bürgerliche Öffentlichkeit, wie sie von Habermas dargestellt wird, schafft die diskursiven Machtverhältnisse nicht ab, sie ordnet sie neu an. Negt und Kluge totalisieren dagegen den Begriff der *Öffentlichkeit* in ihrer Beschreibung des Kampfes zwischen bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Das Ergebnis ist ein Begriff von Öffentlichkeit, der auf der

klassenreduktionistischen Vorstellung einer bürgerlichen Gesellschaft als einer alles einschließenden Totalität beruht.

Der Begriff der *Öffentlichkeit* wird nützlicher, wenn er zur Analyse der Formen der Vergesellschaftung mit Begriffen wie Hegemonie, Diskurs und soziales Geschlecht in Beziehung gesetzt wird. Wie im vergleichbaren Fall der *Zivilgesellschaft*<sup>13</sup> sind wir gezwungen, um die dynamische Realität überhaupt zu erfassen, über abstrakte und normative Vorstellungen von *Öffentlichkeit* hinauszugehen. Dies erfordert die Untersuchung der Vorgänge, wie *öffentliche* Formen der Vergesellschaftung entstehen, wie sie sich von *privaten* unterscheiden und auf sie beziehen und wie sie jeweils durch Herrschafts- und Widerstandsverhältnisse, durch Hegemoniekämpfe geprägt werden.

Es ist wichtig, Öffentlichkeit nicht nur als einen besonderen Bereich sondern zugleich (wie im Fall der Zivilgesellschaft) als einen Aspekt verschiedener gesellschaftlicher Praxen wahrzunehmen. Zum Beispiel stellen Diane Elsons (1990) innovative Überlegungen über die Vergesellschaftung des Marktes eine fundamentale Herausforderung für jede beschränkte Sichtweise von *Öffentlichkeit* dar: Durch die Nutzung neuer Kommunikationstechniken könnten die Informationen öffentlich zugänglich werden, die die Unternehmen bereits für ihre private Nutzung gesammelt haben. Für Produzenten und Konsumenten würde dies neue Möglichkeiten der Kooperation und der demokratischen Steuerung der Ökonomie eröffnen, die die falsche Alternative zwischen der nicht länger glaubwürdigen zentralisierten Befehlswirtschaft und dem ökologisch verhängnisvollen Kapitalismus vermeiden.

Negt hat darauf hingewiesen, daß die »Medien nicht das Zentrum einer kritischen Medientheorie bilden« (1973b, IV; 1993, 275). Es geht um die gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Medien vermitteln. Die Medien erscheinen als ein vielstimmiges diskursives Forum, auf dem gesellschaftliche Beziehungen und Identitäten ununterbrochen verhandelt, neu formuliert und umkämpft werden<sup>14</sup>: Hegemonie in den als gesellschaftliche Praxen verstandenen öffentlichen Diskursen erzeugt im jeweiligen Vergesellschaftungsprozeß Macht. Im Unterschied zu eingeführten Theorien der Öffentlichkeit wird so der Blick auch auf die organisierenden und Zusammenhänge herstellenden Aufgaben der Medienproduzenten als *Intellektuelle* im Sinne Gramscis (1971, 12) gerichtet. Es geht dann um die Frage, auf welche Weise die Medien Vergesellschaftung organisieren: Wie produzieren die Medien gesellschaftliche Verhältnisse, indem sie Sprechen (und Schweigen) verwalten, und wie werden in diesen umkämpften Prozessen der Repräsentation gesellschaftliche Identitäten und Kapazitäten zum Handeln (de- und re-)konstruiert.

Aus dem Englischen von Jo Rodejohann

## Anmerkungen

- 1 Eine englische Version des Beitrags erscheint demnächst in *Theory, Culture & Society*. Wir danken Douglas Kellner, Lauri Mehtonen, José F. Pacheco und Anne Showstack Sassoon für wertvolle Kommentare.

- 2 Das Buch von Habermas 1965 wurde Ende der achtziger Jahre ins Englische übersetzt (1989a), eine Übersetzung von Negt/Kluge 1972 ist für 1993 angekündigt.
- 3 Zum Aufklärer Hume vgl. Koivisto 1993.
- 4 Für Gerechtigkeit vgl. Kant, XI, 244-246, zur Aufklärung XI, 3-61.
- 5 Vgl. 1947, 292; Habermas (1958, 53) zitiert die beiden bestätigend; vgl. auch die wichtige Studie von Küsters.
- 6 Habermas erklärt, daß das liberale Modell, obwohl die Bedingungen für eine Gesellschaft der Kleinwarenproduzenten »keineswegs erfüllt« waren, der Wirklichkeit »immerhin ... soweit angenähert« war, »daß das Interesse der bürgerlichen Klasse mit dem allgemeinen Prinzip identifiziert und der dritte Stand als Nation etabliert werden konnte«; weiter: »Das Klasseninteresse ist die Basis der öffentlichen Meinung. Es muß sich jedoch während jener Phase auch objektiv mit dem Allgemeininteresse so weit wenigstens gedeckt haben, daß diese Meinung als die öffentliche ... hat gelten können.« (1965, 100)
- 7 Im Vorwort zur schwedischen Ausgabe von *Strukturwandel* kritisiert Mats Dahlkvist (1984, XXXIV) Habermas, er halte an »einen kleinbürgerlichen Traum« fest und pflege einen »romantischen Pessimismus«. Keane (1984, 94) bemerkt bei Habermas »eine gewisse Nostalgie für das Ideal bürgerlicher Öffentlichkeit«, die voller Unbehagen neben »einem tiefen Pessimismus über die Möglichkeiten, neue Formen autonomen öffentlichen Lebens zu begründen«, stehe.
- 8 Zu den Grenzen des philosophischen Begriffs vgl. Pateman, 105-107. Wichtige historische Untersuchungen zur Prägung der bürgerlichen Öffentlichkeit durch Geschlechterverhältnisse sind Hall (1985), Hall/Davidoff (1987) und Landes (1988); vgl. auch die Kritik in Landes (1992, III-III3).
- 9 Das heißt, »sich der Öffentlichkeit zu bemächtigen, nicht um sie zu besitzen, sondern um ihre Besetzung durch den Klassengegner zu verhindern« (1972, 351).
- 10 Der Begriff findet sich nicht in *Öffentlichkeit und Erfahrung*; er wird von Negt in seinen Kommentaren zu den Konzepten Lelio Bassos für eine mögliche revolutionäre Transformation Westeuropas eingeführt (1975, 1979).
- 11 Um nur einige Namen zu nennen: Louis Althusser und Michel Pêcheaux in Frankreich, in Großbritannien Stuart Hall und der Argentinier Ernesto Laclau sowie die in der angelsächsischen Welt übersehenen Arbeiten von W.F. Haug und dem Projekt Ideologietheorie in Deutschland; einen Überblick geben Koivisto/Pietilä (1993).
- 12 Vgl. dazu Habermas (1989b, 208): Wir »müssen erklären, wie es im Prinzip möglich ist, daß sich staatsbürgerliche Moral und Eigeninteresse miteinander verflechten. Wenn das normativ angemessene politische Verhalten *zumutbar* sein soll, muß die moralische Substanz der Selbstgesetzgebung, die bei Rousseau kompakt zu einem einzigen Akt zusammengezogen war, über viele Stufen des prozeduralisierten Meinungs- und Willensbildungsprozesses auseinandergezogen werden und in viele kleine Partikel zerfallen.« (Hervorh. im Original) – Grundlegende Kritik an Habermas zu Fragen der Vergesellschaftung findet sich bei Tuschling (1987), Marquardt (1978) sowie bei Fraser (1987, 1990).
- 13 Eine scharfsichtige Kritik der abstrakten Diskussion über *Zivilgesellschaft* und *Bürgerrechte* leistet Sassoon (1991).
- 14 In diesem Zusammenhang ist die Unterscheidung zwischen Gramscis realistischer und Habermas' abstrakter und idealistischer Sicht der Produktion von *Konsens* wie von *Subjekten* bedeutsam. Trotz seiner Kritik der *Bewußtseinsphilosophie* und der *Subjektophilosophie* (1981, I, 518-534) verharret Habermas innerhalb der *Subjektideologie*.

## Literaturverzeichnis

- Althusser, Louis und Etienne Balibar, 1965: Das Kapital lesen. Reinbek 1972
- Apel, Hartmut und Joachim Heidorn, 1977: Subjektivität und Öffentlichkeit. Kritik der theoretischen Positionen Oskar Negts. In: Prokla 29, 3-37
- Arendt, Hannah, 1958: Vita activa oder vom tätigen Leben. Stuttgart 1960
- Calhoun, Craig (Hrsg.), 1992: Habermas and the public sphere. Cambridge u.a.

- Cerutti, Furio, u.a. (Hrsg.), 1977: *Geschichte und Klassenbewußtsein heute (I). Eine Diskussion von 1969.* Frankfurt/M.
- Curran, James, 1991: *Rethinking the media as a public sphere.* In: Dahlgren, Peter, u.a. (Hrsg.): *Communication and citizenship.* London u.a., 27-57
- Dahlkvist, Mats, 1984: *Jürgen Habermas' teori om »privat« och »offentligt«.* In: Habermas, Jürgen: *Borgerlig offentlighet.* Lund, I-XXXVII
- Eley, Geoff, 1992: *Nations, publics, and political cultures: Placing Habermas in the Nineteenth Century.* In: Calhoun, 289-339
- Elson, Diane, 1988: *Markt-Sozialismus oder Sozialisierung des Marktes?* In: *Prokla* 67, 60-107
- Fraser, Nancy, 1987: *What's critical about Critical Theory? The case of Habermas and gender.* In: Benhabib, Seyla u.a. (Hrsg.): *Feminism as critique.* Cambridge, 31-56
- dies., 1990: *Rethinking the public sphere: A contribution to the critique of actually existing democracy.* In: *Social Text* 25-26, 8/9 (3/1), 56-80 (auch in Calhoun)
- dies., 1992: *Sex, lies and the public sphere: Some reflections on the confirmation of Clarence Thomas.* In: *Critical Inquiry*, 18(4), 595-612
- Gramsci, Antonio, 1971: *Selections from prison notebooks.* London
- Habermas, Jürgen, 1958: *Zum Begriff der politischen Beteiligung.* In: Ders.: *Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze.* Frankfurt/M., 9-60
- dies., 1965: *Strukturwandel der Öffentlichkeit.* Neuwied am Rhein u.a. (2. durchges. Aufl.)
- dies., 1976: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus.* Frankfurt/M.
- dies., 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns.* Frankfurt/M.
- dies., 1989a: *The structural transformation of the public sphere.* Boston
- dies., 1989b: *Volksouveränität als Verfahren. Ein normativer Begriff der Öffentlichkeit.* In: Ders.: *Die Moderne - ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977-1990.* Leipzig, 180-212
- dies., 1990: *Vorwort zu Neuauflage 1990.* In: Ders.: *Strukturwandel der Öffentlichkeit.* Frankfurt/M., 11-50 (auch in Calhoun, 421-461)
- Hall, Catherine, 1985: *Private persons versus public someones. Class, gender and politics in England, 1780-1850.* In: Steedman, C. u.a. (Hrsg.): *Language, gender and childhood.* London, 10-33
- dies., und Leonore Davidoff, 1987: *Family fortunes. Men and women of the English middle class 1780-1850.* London
- Hölscher, Lucian, 1978: *Öffentlichkeit.* In: Brunner, Otto u.a. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe.* Stuttgart, 413-467
- Hohendahl, Peter Uwe, 1982: *The institution of criticism.* Ithaca u.a.
- Horkheimer, Max, und Theodor W. Adorno, 1947: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Amsterdam
- Hume, David, 1975: *Enquiries concerning human understanding and concerning the principles of morales.* Oxford
- dies., 1988: *Politische und ökonomische Essays. Teilband I.* Hamburg
- Jäger, Wolfgang, 1973: *Öffentlichkeit und Parlamentarismus. Eine Kritik an Jürgen Habermas.* Stuttgart
- Kant, Immanuel, 1977: *Werkausgabe.* Frankfurt/M.
- Keane, John, 1984: *Public life and late capitalism. Toward a socialist theory of democracy.* Cambridge
- Kellner, Douglas, 1982: *Kulturindustrie und Massenkommunikation. Die Kritische Theorie und ihre Folgen.* In: Bonß, Wolfgang u.a. (Hrsg.): *Sozialforschung als Kritik.* Frankfurt/M., 482-515
- dies., 1989: *Critical Theory, Marxism and modernity.* Baltimore
- Koivisto, Juha, 1993: *David Hume and the starry sky of philosophy.* In: Liedman, Sven-Eric (Hrsg.): *The German idealism.* Göteborg (i.E.)
- dies., und Veikko Pietilä, 1993: *Der umstrittene Ideologiebegriff.* In: Haug, Wolfgang Fritz: *Elemente einer Theorie des Ideologischen.* Hamburg, 233-246
- dies., und Esa Väliveronen, 1987: *Julkisuuden valta. Jürgen Habermasin sekä Oskar Negtin ja Alexander Klugen julkisuusteorioiden tarkastelua.* Tampere
- Küsters, Gerd-Walter, 1980: *Der Kritikbegriff der Kritischen Theorie Max Horkheimers.* Frankfurt/M. u.a.

- Landes, Joan, 1988: *Women and the public sphere in the age of the French Revolution*. Ithaca u.a. dies., 1992: Jürgen Habermas, *The structural transformation of the public sphere. A feminist inquiry*. In: *Praxis International*, 12(1), 106-127
- Lukács, Georg, 1923: *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Studien über marxistische Dialektik. Darmstadt (Neuwied 1970)
- Marquardt, Ole, 1987: *Dannelse til myndighed. Om den Herredømmefri kommunikation hos Jürgen Habermas*. Aarhus
- McIntosh, Mary, 1984: *The family, regulation, and the public sphere*. In: McLennan, Gregor u.a. (Hrsg.): *State and society in contemporary Britain*. Cambridge, 204-240
- Negt, Oskar (Hrsg.), 1968: *Die Linke antwortet Habermas*. Frankfurt/M.
- ders., 1973a: *Bürgerliche und proletarische Öffentlichkeit. Zu dem Buch von Oskar Negt und Alexander Kluge. Eine Diskussion mit Oskar Negt*. In: *Ästhetik und Kommunikation*, (12), 6-27
- ders., 1973b: *Massenmedien: Herrschaftsmittel oder Instrumente der Befreiung?* In: Prokop, Dieter (Hrsg.): *Kritische Kommunikationsforschung. Aus der Zeitschrift für Sozialforschung*. München, I-XXVIII
- ders., 1975: *Bassos dialektische Konzeption der zwei antagonistischen Logiken*. Nachwort. In: Basso, Lelio: *Gesellschaftsformation und Staatsform. Drei Aufsätze*. Frankfurt/M., 187-197
- ders., 1979: *Zur Dialektik der Übergangsperiode in Westeuropa - Lelio Bassos Konzeption der revolutionären Transformation*. In: *Prokla*, 9(1), 3-25
- ders., 1993: *Keinen Augenblick mehr allein gelassen. Medienwirklichkeit und Erfahrungsverlust*. In: Maresch, Rudolf (Hrsg.): *Zukunft oder Ende*. o.O., 271-280
- ders., und Alexander Kluge, 1972: *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt/M.
- dies., 1981: *Geschichte und Eigensinn*. Frankfurt/M.
- dies., 1982: *Die Geschichte der lebendigen Arbeitskraft. Diskussion mit Oskar Negt und Alexander Kluge*. In: *Ästhetik und Kommunikation* 48, 79-109
- Pateman, Carole, 1987: *Feminist critiques of the public/private dichotomy*. In: Phillips, Anne (Hrsg.): *Feminism and equality*. Oxford, 103-126
- Qvortrup, Lars, 1980: *Oskar Negt - Doppeltlogik og utopi*. In: *Kurasje*, (22), 91-117
- Sassoon, Anne Showstack, 1991: *Gleichheit und Unterschied: Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft*. In: *Das Argument* 185, 27-39
- Tuschling, Burkhard, 1978: *Die »offene« und die »abstrakte« Gesellschaft. Habermas und die Konzeption von Vergesellschaftung der Klassisch-bürgerlichen Rechts- und Staatsphilosophie*. Argument-Sonderband 25/26, Berlin/West
- Wiggershaus, Rolf, 1988: *Die Frankfurter Schule*. München



Argument-Sonderbände  
Neue Folge Band 210  
312 Seiten, DM 29,00

Walter Benjamin (1892-1940) gehört inzwischen zu den meistrezipierten deutschsprachigen Autoren dieses Jahrhunderts. Im Anschluß an die kommentierte Bibliographie von M. Brodersen (bis 1982) dokumentiert und kommentiert dieser Band die internationale Rezeption der letzten 10 Jahre. Personen-, Sach- und ein Werkregister, das auch die Literatur zu den einzelnen Texten Benjamins zu finden erlaubt, schaffen angesichts der Unübersichtlichkeit und des beziehungslosen Nebeneinander der Literatur über Benjamin Abhilfe.

Die künftige Rezeption wird so Benjamins eigenem Anspruch gerecht, weil sie nicht nur »an der Quelle trinkt«, sondern dem »Strom der Überlieferung« nachgeht. »Wessen Mühlen treibt dieser Strom? Wer verwendet sein Gefälle? Wer dämmt ihn ein? So fragt der historische Materialist und verändert die Landschaft, indem er die Kräfte beim Namen nennt, die in ihr am Werk gewesen sind.«

 Argument Verlag



Der Untergang der Sowjetunion, der Umbruch der Weltordnung und die deutsche Vereinigungskrise liefern den Stoff für die hier gesammelten Essays, Reden, Interviews und Zeitungsartikel aus den Jahren 1990 bis 1993. Es sind Beiträge zu einer Geschichte der Gegenwart, der es darum geht, nicht nur die Tatsachen theoretisch-kritisch zu reflektieren, sondern auch kritische Theorie in der Nachfolge von Marx der Kritik der Tatsachen auszusetzen.

Argument-Sonderbände Neue Folge Band 218  
176 Seiten, DM 23,00

 Argument Verlag



Die hier gesammelten Arbeiten eignen sich besonders als Studienbuch zur Einführung in die Ideologie-Theorie. Ausgehend vom Begriff der "ideologischen Mächte" werden Funktionen, Praktiken und Effekte des Ideologischen durch die verschiedenen gesellschaftlichen Sphären verfolgt. Das Ideologische wird gefaßt als widersprüchliches Kampffeld und institutioneller Rahmen hegemonialer Herrschaftssicherung. Die Aufsätze untersuchen Zusammenhänge von Ideologie und Arbeitsteilung, Geschlechterverhältnisse, Subjektkonstitution, Moral, Ästhetik und Philosophie und bringen exemplarische Studien zum Antisemitismus und zum "ideologischen Klassenkampf von oben."

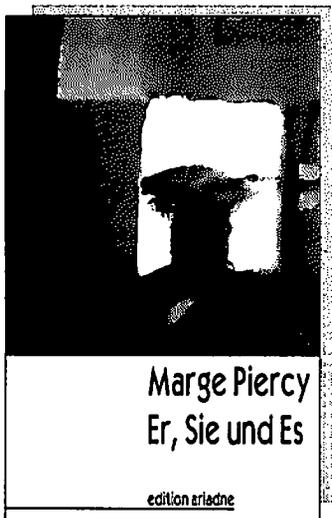
Argument-Sonderband Neue Folge Band 203  
304 Seiten, DM 25,00

 Argument Verlag

---

## »Gewaltiger Raum, physikalisch wie geistig«

Los Angeles Times



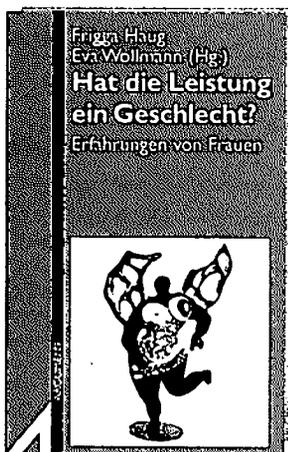
Roman, edition ariadne  
520 Seiten. Gebunden. DM 49,-

Computerspezialistin Shira Shipman verläßt nach der Scheidung die streng hierarchische Konzernmetropole ihres Arbeitgebers, wo weder ihre Karriere noch ihre Ehe auf einen grünen Zweig gekommen sind. Sie kehrt heim zu ihrer Großmutter Malkah in die freie Stadt Tikva, wo Rätedemokratie und Geschlechtergleichheit herrschen. Malkah ist derweil mit dem alten Forscher Avram an einem waghalsigen Geheimprojekt zugange, dessen Kern ins Prager Ghetto des 16. Jahrhunderts zurückreicht, jene Zeit, da Rabbi Juda Löw einen Golem gegen die Pogrome schickte ...

edition ariadne bei argument

---

## Muß Leistung sich wieder lohnen?



Argument-Sonderbände Neue Folge  
256 Seiten. 21,00 DM

Den Begriff »Leistung« mit Erfahrung zu füllen, machte mir selbst enorme Schwierigkeiten. Kalt und bürokratisch, schulmeisterlich und papieren steht er vor mir. Das Gefühl, in einem dunklen Raum mit einer zu hellen Lampe zu sitzen, wie im Physiksaal in der Schule bei einem Experiment. Unzugänglich sperrt er sich zunächst der Erinnerung. Dabei weiß ich doch, daß Sätze wie: Leistung muß sich wieder lohnen, auch bei mir unvermittelt Zorn aus Erfahrung hervorrufen. Die Erfahrung scheint theoretisch zu sein. Ich weiß, daß Leistung sich nicht lohnt, wie ich auch weiß, daß Leistungsgesellschaft ein ideologischer Begriff ist. Wir sollen denken, wenn wir etwas leisten, würde sich das für uns lohnen oder anders, wir lebten in einer Meritokratie. Wer was leistet, wird belohnt.

 Argument Verlag

---

Marge Piercy

## Die Gestaltwechsler

Das Netz zu betreten war Angelegenheit jedes einzelnen; sobald sie sich projiziert hatten, mußten sie sich sofort drinnen finden. Oft, wenn Shira das Netz für ihre normale Arbeit oder zur Entspannung benutzte, tat sie es nur im visuellen oder im Audio-Modus. Dann las sie Menüs, redete mit dem Computer, sah Dateien durch, so wie jemand, der etwas in einer gedruckten Enzyklopädie nachschaut, der äußeren Welt seine Aufmerksamkeit nicht völlig zu entziehen braucht.

Seminare im Netz wurden in der Projektion durchgeführt, wie auch ernsthaftes Studium, die meiste schöpferische Systemarbeit und Spiele. Das Netz zu durchqueren, wie sie es vorhatten, erforderte die Projektion. Deshalb stöpselte Shira sich ein. Das vertraute Logo der Tikva-Basis erschien, der Empfangsraum. Sie wählte eine Tür, die das Netz auswies, trat ein und stand dann vor einem Plan, wo der Benutzer einen Zielort angab und dann auf der großen Schaukarte ein Pfad aufleuchtete.

Sofort erschien Jod. Er war schon vorher angekommen und hatte Erkundungen gemacht. Er sah wie er selbst aus, so wie er gewesen war, als sie sich von ihm abgewandt und nach dem Systemstöpsel gegriffen hatte. Malkah schlüpfte durch die Tür und kam zu ihnen. Ihr Erscheinungsbild war verblüffend, denn sie sah aus wie damals in Shiras Kindheit. Shira war gerührt von dem Anblick und stand einen Augenblick stumm schauend da. Was für eine vitale und tolle Frau Malkah gewesen war! Sie hatte ein leicht habichtartiges Aussehen, lebhaftes, wachsames Raubvogelaugen, denen nichts entging. Sie hatte auch die leichten, zierlichen Knochen eines Vogels und die raschen Bewegungen. Sie blickte umher, um aufzusteigen und auf alles herabzustoßen, was ihr auffiel. Malkah war so langsam gealtert, daß sie in Shiras Vorstellung immer so aussah, wie sie es jetzt tat, aber hier war die Malkah in der Blüte ihres Lebens, ihrem inneren Alter. Nicht zwanzig, nicht dreißig, aber um fünfundvierzig. Das war Malkahs Bild von sich selbst, die Haut glatt und frisch, der Körper fest.

Sobald die drei zusammengekommen waren, verwandelte sich Jod. Es war unheimlich, obwohl sie versuchte, sich im Netz stets bewußt zu bleiben, daß die Bilder, die sie von sich zeigten, eben nur dies waren. Er begann lichtdurchlässig zu werden, so daß sie durch ihn hindurch schwach die Wand sehen konnte. »Ich sehe keinen Grund, meine äußere Gestalt beizubehalten. Schließlich wäre es günstiger für uns, nicht erkannt zu werden.«

»Aber wie machst du das?« fragte Malkah.

»Malkah, das mußt du doch schon wissen. Du siehst auch nicht wie sonst aus – ich meine, nicht ganz«, sagte Shira behutsam.

»Unsinn, ich projiziere einfach mich selbst. Ich weiß, wie ich es anstellen muß, mich anders zu machen.« Plötzlich war Malkah ein hochgewachsener, geschniegelter Mann von vielleicht vierzig, mit schwarzem Haar und verwegendem Lächeln. »Aber wie kann ich durchsichtig werden?«

»Projiziere dich einfach als durchsichtig, ebenso wie du deine Gedanken vorwärts projizierst.« Jod machte sich zu einem großen, leuchtend roten Kasten und dann zu einem Reinigungsroboter und dann zu einem riesigen schwarzen Hund. Dann nahm er wieder seine lichtdurchlässige Gestalt an.

Malkah schloß die Augen und konzentrierte sich. Shira beobachtete sie einen Augenblick. Nichts geschah. Sie schloß auch die Augen und konzentrierte sich auf sich selber als die Mörderin, die sie angegriffen hatte, die Frau, die ihr das Handgelenk gebrochen hatte. Sie war einsfüfundachtzig. Sie hatte lange Spinnenarme und -beine mit der Spannkraft von Stahl. Sie konnte sich nicht deutlich an das Gesicht der Frau erinnern, also gab sie ihr Nilis Gesicht und Haut. Als sie die Augen aufschlug und hinabsah, erblickte sie die Klauenhand der Frau an einem Arm, anderthalb mal so lang wie ihr eigener.

Malkah schlug die Augen auf und sah hinab. Sie erschien genau so wie zuvor. »Ich scheine nicht in der Lage, den Dreh rauszukriegen. Ich möchte jetzt keine Zeit mehr aufs Üben verschwenden. Ich werde als mein Alter ego gehen.« Wieder war sie der geschniegelte Mann. Für Shira sah sie wie ein Filmstar aus der Zeit vor fünfzig Jahren aus, als Flachfilme überall öffentlich projiziert worden waren, vielleicht ein angebeteter Schauspieler aus Malkahs Jugend.

Der normale Weg, in eine Basis einzubrechen, das Standardverfahren von Datenpiraten, war, auf den Com-con-Kanälen einzudringen, zusammen mit Nachrichten. Es gab keine Möglichkeit für eine Basis, zwischen berechtigt eingehenden Daten und Trittbrettfahrern zu unterscheiden. Sie fuhren auf den Kommunikationskanälen hinein, vorbei an dem ansonsten undurchdringlichen Schild, der die Y-S-Basen umgab. Dabei kam es darauf an, nicht durch Energieausstoß aufzufallen, nicht zu reagieren, nicht zu sprechen, einfach in den Datenketten mitzuschwimmen, die in der herkömmlichen Bildwelt des Netzes als dahinsausende Pakete auf einem sehr schnellen Förderband erschienen. Der Trick war, die Geschwindigkeit aufzubauen und dann hineinzuschlüpfen. Es mutete gefährlich an, aber da die Bits und auch die eigene Person nur elektrische Ladungen waren, bestand wenig Gefahr. Die räumlichen Dimensionen des Netzes waren rein metaphorisch, mentale Versinnbildlichungen. Die Gefahren des Netzes waren real, aber das waren Gefahren, die vom menschlichen Gehirn oder Nervensystem verursacht waren oder von feindlichen Begegnungen mit anderen Menschen oder von in die Systeme eingebauten Fallen.

Alle eigentlichen Abwehrvorrichtungen befanden sich innerhalb der Peripherie jeder Basis. Sie konnten auf dem Com-con nicht weiter mitfahren, da es zu einzelnen Empfangsbereichen in Verbindung stand. Sie wären schließlich in irgendjemandes Terminal gelandet. Nacheinander ließen sie sich in die Dunkelheit rollen, die nur von Blitzen wie von Wetterleuchten erhellt wurde. In der Ferne konnten sie eine Großstadt funkeln sehen, umgeben von einem Energiefeld, das die Quelle der knisternden Lichtmuster war. »Wie sollen wir da hineingelangen?« fragte Shira ratlos.

Marie-Luise Angerer

## The Pleasure of the Interface<sup>1</sup>

### Beziehungsgeflechte in einer telematischen Kultur

Keine Objekte, Räume oder Körper sind mehr heilig; alle Komponenten können beliebig miteinander verbunden werden, wenn ein geeigneter Standard und Code für den Informationsaustausch in einer gemeinsamen Sprache konstruiert werden kann.  
(Donna Haraway, *A Manifesto for Cyborgs*)

#### Transitionen

*Info Highway:* »Der Info Highway steht unmittelbar vor der Tür und revolutioniert Unterhaltung, Nachrichten und Kommunikation.« So oder ähnlich lauten Schlagzeilen, die eine völlig neue Ära durch den *digital turn* ankünden.

»Jeder weiß, was ein Telefon ist. Es klingelt. Man nimmt es ab. Eine Stimme reist durch das Kabel und wird genau an ihr Ohr geführt. Jeder weiß, was man mit einem Fernseher tut. Man schaltet ihn an, wählt ein Programm und läßt dann Werbung, Nachrichten und Unterhaltung ins eigene Heim hereinfließen. Nun stellen sie sich ein Medium vor, das die Möglichkeiten des Telefons mit jenen verbindet, die elaborierte Kabelsysteme, Datenbanken und Video anbieten.« (Zitate aus: Newsweek, 12. April 1993)<sup>2</sup>

Die Möglichkeiten klingen unbeschränkt – von der Telekonferenz, über das Abrufen bestimmter Videofilme, einschließlich der Fähigkeit, sich bestimmte Szenen, Personen, Ausschnitte entsprechend zu zoomen (Schlagwort: interaktives Fernsehen), bis zu Kontobewegungen und Einkaufsbestellungen im Supermarkt – das alles führen sie zu Hause an ihrem Schirm durch – Kommunikation im Sinne einer face-to-face-Kommunikation ist genausowenig mehr notwendig wie die Bewegung ihrer Beine.

*Im Netz:* »Julie war eine schwer behinderte alte Frau. Sie konnte jedoch ihre Computer-Tastatur mit Hilfe eines Headsticks bedienen. Die Persönlichkeit, die sie ins Netz schickte – in dieses weite elektronische Netz, das weltweit Computer miteinander verbindet – war vielseitig. Im Netz war Julies Behinderung unsichtbar und bedeutungslos. (...) Nach einigen Jahren ereignete sich aber etwas, das die Konferenz-TeilnehmerInnen bis ins Mark erschütterte: 'Julie' existierte überhaupt nicht. 'Sie' war, wie sich herausstellte, ein männlicher Psychiater mittleren Alters. Als dieser sich erstmalig in die Konferenz eingeschaltet hatte, war er irrtümlicherweise von einer Frau für eine Frau gehalten worden.« (Zit. nach Stone 1991, 83f.)

*Cyberspace:* Die Welt der Cyborgs<sup>3</sup>: Halb Mensch – halb Maschine. Cyberspace revolutioniert die Interaktion mit Computern. Bislang fand diese Kommunikation außerhalb statt, nun befinden wir uns innerhalb der Information. »Um dies zu erreichen, müssen wir selbst auf bits reduziert werden, um im System repräsentierbar zu sein, wobei wir in diesem Prozeß wiederum zu Informationen werden. (...) Cyberspace ist ein Ort des Imaginären. (...) Cyberspace ist der

Platz, an dem das bewußte auf das unbewußte Träumen trifft, eine Landschaft rationaler Mystik, mystischer Vernunft – der Ort und Triumph von Poesie über Poesie, des 'es kann so sein' über das 'es sollte so sein'.« (Novak 1991, 225f.)

Alle drei Orte machen deutlich, was im Begriff ist sich zu verändern: Realität und ihre Definition. Herkömmliche Konzepte, um gesellschaftliche Mächte-spiele zu analysieren, greifen nicht mehr einfach. Wie die US-amerikanische Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway bereits 1985 in ihrem »Manifesto for Cyborgs« geschrieben hat: »Unsere Unterdrückung funktioniert nicht länger via Verordnung und Normierung, sondern vielmehr durch Netzwerke, neue Kommunikationstechnologien und Formen des Stress-Managements.« (Haraway 1990, 194) In diesem *Manifesto*, das eine noch anhaltende Diskussion eingeleitet hat (die allerdings im deutschsprachigen Raum erst geführt werden muß) schreibt Haraway weiter: Nicht länger gelte Michel Foucaults »Geburt der Klinik«, sondern vielmehr müsse deren Tod geschrieben werden. Andere Machtverhältnisse erfordern andere Analyse-Techniken, um die »neuen Agenten« dieser Mächte ausfindig zu machen (vgl. Haraway 1990, 194). Es gehe nicht mehr länger darum, Realität gegen Realität (beispielsweise TV-Realität gegen »wirkliche« Realität) zu setzen, sondern darum, die Differenzen zu benennen und eine neue Ordnung der Differenz einzuführen. Zwei signifikante Merkmale werden in der gegenwärtigen Diskussionen, wann immer die Rede auf eine »postmoderne Verfaßtheit« unserer Gesellschaft kommt, genannt: *Vervielfältigung* und *Neue Allianzbildungen/Fusionierungen*. Beide korrespondieren dabei mit jenen Tendenzen, die im Anschluß an Marshall McLuhans »Global Village« als charakteristisch für unsere Post-Gesellschaft bezeichnet worden sind: *Globalisierung* und *Regionalisierung/Lokalisierung*. Die postmodernen Landkarten sind durch neue Raum/Ort-Kombinationen gekennzeichnet, durch neue Grenzbeziehungen. »Der Macht-Raum ist transformiert worden in Bilder und Vorstellungen, die wir immer weniger unter Kontrolle haben, während der Bedeutungs-Raum reduziert worden ist auf Mikroterritorien neuer Stammesgemeinschaften.« (Manuel Castells, zit. nach Morley/Robins 1989, 30) De-Lokalisation und De-Realisierung sind ebenfalls Begrifflichkeiten in dieser Debatte, mit deren Hilfe versucht wird, den neuen Verortungen in telekommunikativ entstandenen Räumen einer postindustriellen/postmodernen<sup>4</sup> Gesellschaft Rechnung zu tragen. Man wohnt nicht mehr länger an einem bestimmten Ort, sondern man nimmt eine spezifische Position im Raum ein. »Unsere Nächsten sind nicht mehr ihre Nachbarn, es sind Bilder, die ihnen die Medien präsentieren.« (Raulet 1988, 286) Diese Charakteristika sind für die folgenden Ausführungen insofern relevant, als sie auch auf konsequenzreiche theoretische Verschiebungen verweisen, die sich parallel zu den gesellschaftspolitisch-technologischen Entwicklungen in den letzten Jahren immer deutlicher abzuzeichnen begonnen haben – der »Zusammenbruch« der »großen Erzählungen« (J.-F. Lyotard) markierte dabei nur den Beginn. Was sich hierbei, sozusagen als allgemeine Tendenz, für alle Bereiche benennen läßt, ist ein Zusammenfallen klassischer – *moderner* – Dichotomien: Natur-Kultur, öffentlich-privat, rechts-links, Kunst-Kitsch, Mensch-Maschine, Körper-Geist, männlich-weiblich. Ein Gefühl der Transition erfaßt zunehmend mehr Bereiche.

Was steht angesichts der hier kurz umrissenen Entwicklungen auf dem Spiel? Doch wohl auch die Frage, was dies alles mit uns, mit jedem/r persönlich zu tun hat. Wie verändern diese Prozesse unseren Begriff von »Identität«, unsere Wahrnehmungsweisen, die Definition des Verhältnisses von Subjekt und Objekt usw.? Wo und wie bestimmt sich unser Ort in diesem *medialen environment*? Alle diese Fragen zielen mehr oder weniger direkt auf den »Körper« und seine »Materialität«, die sich – zunächst einmal – quer legt zur »Immaterialität der Medien«. Doch angesichts von Biotechniken, *Virtual Reality* und *cyberspace* ist es gerade jene Substanzialität des körperlich Materiellen, die angegriffen wird. Durch »genetic engineering« werden diese physikalischen Grenzen zumindest versuchsweise über- und unterschritten. »Ich« und »du« werden als relationale Positionen gefaßt, an keinen substantiellen »Körper« gebunden. »Anstelle menschlicher Intersubjektivität stoßen wir auf Systemschnittstellen, Grenzen zwischen cyborgs, die Informationen selektiert passieren, ohne jedoch Fragen nach dem Bewußten oder Unbewußten, dem Begehren oder Willen, dem Einfühlungsvermögen oder dem Gewissen – die allesamt in simulierten Formen abgespeichert sind – aufzuwerfen.« (Nichols 1988, 30f.) Was geschieht, wenn sich Geschlechtsidentitäten nicht mehr ohne weiteres von körperlichen Oberflächen ablesen lassen, was, wenn Biokörper und *virtual body* miteinander in Konkurrenz treten?

### Auf dem Weg zu einer post-Körper – postgender Kultur?

Die Koinzidenz von gesellschaftlich wahrnehmbaren Instabilitäten mit jenen theoretisch konstruierten ist in manchen Fällen beindruckend. Z.B. im Falle Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1990). Dieses seit seiner Übersetzung ins Deutsche (1991) rasch Furore machende Buch benennt offensichtlich ein Thema, das mehr als »zeitgeistig« zu sein scheint. Geschlechtsidentität, so Judith Butler, sei eine ständige Nachahmung, die Nachahmung einer Kopie ohne Original. D.h. Frau und weiblich sind genausowenig feststehende Begrifflichkeiten wie Mann und männlich. Um in einer Gesellschaft anerkannt zu werden, müssen wir erst zu Mann oder Frau werden, sozusagen »kulturell lesbare« geschlechtliche Identitäten vorweisen können. Der Körper wird in dieser Lesart zu einer »Oberfläche«, auf die sich geschlechtliche Identitäten performativ einschreiben. An dieser Stelle zunächst nur soviel zu Butlers Text.

Was hier interessiert, ist die Frage, ob und wie diese Konzeption einer nur »naturalisierten« Geschlechtsidentität im Kontext von kommunikations- und biotechnologischen Entwicklungsprozessen zu sehen ist. D.h. inwieweit lassen sich Butlers Ausführungen vor dem Hintergrund der Figur des »cyborg«, wie sie Donna Haraway 1985 formuliert hat, lesen? D.h. weiter: bilden Biotechnik und *Virtual Reality* notwendige Rahmenhandlungen für die Butlerschen *Gender trouble* (so der englische Originaltitel)?

Nach Haraway sind wir alle *cyborgs* – Kreaturen halb Mensch, halb elektronische Maschine. Wir befinden uns in einem Entwicklungsprozeß in Richtung einer Gesellschaft hybrider Maschinen und Organismen. »Wir leben«, schreibt Haraway, »inmitten eines Entwicklungsprozesses von einer organischen Industriegesellschaft zu einem polymorphen Informations-System – von 'alles ist

Arbeit' zu 'alles ist Zeitvertreib', ein tödliches Spiel.« (Haraway 1990, 203). Kommunikations- und Biotechnologien sind die Kräfte, die unsere »Körper« fabrizieren – auf direkte und indirekte Weise. Der direkte »Angriff« erfolgt für Haraway dabei besonders auf den weiblichen Körper, dessen Reproduktionsfähigkeit sich in dieser Gesellschaft zunehmend zu einer Frage reproduktionstechnologischer Genmanipulation verdichtet haben wird.

»Die aktuelle Situation von Frauen ist ihre Integration/Ausbeutung in einem weltweiten Produktions- und Reproduktionssystem, das als Informatik der Unterdrückung bezeichnet werden kann. Die Wohnung, der Arbeitsplatz, die öffentlichen Räume, ja der Körper selbst – all dies kann zerstreut und gekoppelt werden in nahezu unendlicher Weise, mit weitreichenden Konsequenzen für Frauen und andere. Konsequenzen, die ihrerseits sehr unterschiedlich für verschiedene Menschen sind, und internationale oppositionelle Gruppierungen bzw. ihr Überleben schwer vorstellbar machen.« (Haraway 1990, 205)

Die Figur des »cyborg« ist eine zugleich mythische und realistische Kreation – eine gedoppelte Existenzweise, in verschiedenen Realitäten. »Es ist notwendig, ein anderes Fenster zur Realität zu öffnen!« schreibt die Virtual Reality-Forscherin Allucquère R. Stone in ihrem Aufsatz »Will the Real Body Please stand up?« (1991) Was bedeutet es, fragt sie, als Mann oder Frau in eine durch Computer generierte virtuelle Welt einzutreten und dort – wo? – einzukaufen: Häuser, Reisen, Körper, Hüte, Haare, Geschlechtsidentitäten. Wer kauft in der Sex-Klinik wen oder was ein? Als Beispiel für ein derartiges Virtual Reality Programm zitiert Stone »Habitat«. Ein für Computerverhältnisse altes Programm, geschrieben für den Commodore 64. Mit Hilfe diverser »body parts« kann der/die Benutzer/in sich als Cartoon-Figur generieren und auf diesem Wege andere Virtual-Reality Teilnehmer/innen innerhalb dieser Computerwelt treffen. Bei der Tagung »in-control«<sup>5</sup> erzählte Stone, daß sich die Programmierer durchaus die Frage gestellt hätten, wieviele geschlechtliche Identitäten sie anbieten sollten. Mehr als nur zwei? Und wie diese benennen? Auf Grund der Unlösbarkeit dieser Frage hätten sie sich dann doch wieder für das »Gewohnte« entschieden – klare Trennung in männlich und weiblich. Während eines meiner Seminare an der Universität versuchte ich, diese Überlegungen mit Studierenden durchzuspielen. Vor dem Hintergrund der Ausführungen von Butler und Stone überlegten wir, wie diese Form »Mehr-als-zwei-Geschlechtsidentitäten« sich denken ließe. Die Reaktionen waren teilweise erstaunlich, teilweise eher tragikomisch. Was letztendlich übrig blieb, war die Aussage eines Studenten, er möchte nur eine geschlechtliche Identität, die les- und aussprechbar sei, die also durch unsere Sprache in unserer kulturell codierten Wahrnehmung als intelligibel zugelassen wäre. (Zum Konzept der »culturally intelligible bodies« siehe weiter unten.)

Für Stone erfordert die Interaktion mit dieser neuen Stufe von Technologie neue Formen von Fähigkeiten. Beispielsweise die der Delegation seiner/ihrer eigenen Repräsentation: D.h. die Benutzer/innen dieser Programme »delegieren ihre Vollmacht an Körper-Repäsentanten, die in einem imaginären Raum gemeinsam mit Repräsentanten anderer Individuen existieren. Sie haben sich an eine Art des Tagträumens gewöhnt – ähnlich dem Lesen, aber in einem aktiven und interaktiven Sinne. (...) Es entwickeln sich soziale Räume, die zugleich natürlich, künstlich und durch Einschreibungen konstituiert sind.« (Stone 1991, 94f.)

Diese, nach Stone, dritte Epoche<sup>6</sup> wird ab ca. 1980 von der vierten Epoche, jener von *Virtual Reality* und *Cyberspace* abgelöst. Dieser nun entspreche Haraways Charakteristik einer Welt, die von *cyborgs* bewohnt werde, in der die Natur zum »Koyoten« geworden und in der die Geographie irgendwo sei (vgl. Haraway 1991, 21f.).

»Das ist eine Vielfach-Bewältigung (multitasking) auf einer Makroebene – ein Zustand in den wir eintreten, wenn wir unsere Persönlichkeit entsprechend der jeweiligen sozialen Situation auswählen – soweit dieser reflexiv ist, markiert er den Übergang zu der gefährlich multiplen Perspektive von Haraways *cyborg* oder der aufbrechenden experimentellen 'bricolage' des Schizo von Deleuze und Guattari. Dies ist zugleich eine Herausforderung und ein Versprechen virtueller Systeme.« (Stone 1992, 621)

Es ist dies eine noch nicht realisierte Fiktion, jedoch literarisch mehr als präsent. (Vgl. Gibsons *Neuromancer*, der den »cyberpunk«, den »console-cowboy« einführte.)<sup>7</sup>

Die Kreation des *cyborg* steht für eine Welt nach den Geschlechtern, für eine Gesellschaft, in der sich Geschlechts-Identitäten nicht mehr unbedingt auf diejenige der Heterosexualität als gesellschaftlich anerkannter reduzieren, in der sich Identitäten (wieder) von sexuellen Konnotationen »befreit« haben (hetero-, bi-, homo-, trans- und non-sexual). Die Metapher *cyborg* stellt die Fragilität und Künstlichkeit – die Konstruiertheit des Körpers und seiner Subjektivität – in den Vordergrund. Der physische Körper, traditionellerweise vertrauensvoller Grund für Identität, hat in einer biotechnischen/telematischen Gesellschaft seine Unschuld eingebüßt. »Das Ablesen der geschlechtlichen Identität (oder anderer kultureller Identitäts-Markierungen), von der körperlichen Oberfläche wird zu hoffnungsloser Verwirrung führen.« So faßt Anne Balsamo (1988, 340) Haraways Gedankengang zusammen. Doch was bedeuten physische Körper in virtuellen Welten, um die Frage von Stone nochmals aufzugreifen, welche Geschlechtsidentität hat mann/frau, tritt man als männlich/weiblich in sie ein? Ein interessantes Detail am Rande: Obwohl sich weit mehr Männer unter den Programmwendern befinden, sind die Gestalten, die sich in den computergenerierten Welten bewegen, in viel größerer Zahl weiblich. *Cross-dressing* im tiefsten Sinne? *Computer crossdressing*. Es ist nicht zufällig, daß in erster Linie Frauen – und zwar auf spezifische Weise – die »körperliche Seite« in diesem Themenkomplex ansprechen. Das Verhältnis Frauen/Körper ist traditionellerweise ein intensives und gleichzeitig äußerst ambivalentes (gewesen/geblieben).

## Körper-Los

Zunehmend mehr verdrängt der Begriff des Körpers die zentrale Stellung der Begriffe »Frauen«, »gender« und »sexueller Differenz« innerhalb feministischer Theorien und mit diesen in enger Beziehung stehender Diskurse (cultural-, film-, gay, lesbian-, ethnic studies) (vgl. u.a. Stanton 1992). Die Auseinandersetzung mit dem »Körper« war von Beginn an zentral für die Frauenbewegung und für die feministischen Theorien in den unterschiedlichen Disziplinen. Der Körper fungiert(e) dabei einmal als Ort der »Wahrheit«, Garantie einer wie auch immer essentiell gefaßten Weiblichkeit, ein andermal als »Kriegsschauplatz« (Gynäkologie,

Abtreibungsdebatte, Gentechnologie). Der Körper als ein, wie auch immer, letzter Rest von Natur, letzte sinnstiftende Einheit. Diese problematische Setzung wurde zunächst vor allem durch feministische Künstlerinnen ab den siebziger Jahren in Frage gestellt, der Körper im Kunst-Prozeß »angegriffen«, »zerstört«, und seine Identität/Authentizität als unendliches Spiel von Maskeraden entlarvt (Cindy Sherman, Barbara Kruger, Valie EXPORT – um nur sie stellvertretend zu nennen<sup>8</sup>). Dennoch, oder gerade deshalb, steht der Körper, sein Begriff, heute wieder inmitten einer heftig geführten Diskussion – zwischen Essentialist/innen und ihren Gegner/innen (Angerer 1993).<sup>9</sup> Darüber hinaus haben jedoch auch die sogenannten postmodernen (in erster Linie männlichen) Theoretiker die Frage nach dem Körper entdeckt und rasch eine Antwort darauf gefunden: Es gibt ihn nicht mehr, unsere Kultur ist bereits eine körperlose geworden. Jean Baudrillard und das kanadische Ehepaar Marilouise und Arthur Kroker sind hierfür typische und gleichzeitig radikale Beispiele. Für den ersten geht es heute nur mehr darum, »an seinen Körper angeschlossen (connected) zu sein: angeschlossen an die eigene Geschlechtlichkeit und an die eigene Libido. An die eigenen Körperfunktionen ist man angekoppelt, wie an Energiedifferentiale oder Videomonitor«. (Baudrillard 1989, 117) Für die Krokers haben sich unsere Körper in eigenständige Parts aufgelöst und manifestieren sich in einer Kombination von Organen und Subjektivitäten (Kroker/Kroker 1987, 22).

Während dies Beispiele dafür sind, daß den Medien die Hauptverantwortung im Prozeß einer »Entmaterialisierung« zufällt, und damit ein Medien- und Realitätsbegriff im Spiel ist, der den Verschiebungen nur »nachhinkt«, rückt der Körper und seine Vergnügungen im Prozeß der Medienkonsumtion innerhalb der *Cultural Studies* zunehmend ins Zentrum der Forscher/innen-Aufmerksamkeit. Der Körper wird dabei als Ort des Vergnügens, der Lust und Faszination entdeckt und zelebriert, gleichzeitig zu einem Ort des Widerstands, zum letzten subjektiven Bollwerk gegen omnipotente mediale Ideologien stilisiert (vgl. Fiske 1987, Harris 1992). Ob nun als letzte Identitätsstütze oder durch die Neuen Kommunikations- und Informationstechnologien verdrängt/ersetzt/prothesenhaft verlängert – ein Moment durchzieht alle hier angeführten Deskriptionen: Die Körper und mit ihnen ihre (Geschlechts-)Identitäten sind zentrale Knoten im gesellschaftlichen Verkehr.<sup>10</sup>

### Körper und gender – das Double und sein Text?

Im folgenden werde ich zwei Autorinnen vorstellen, die den Versuch unternommen haben, den Begriff des Körpers und jenen der geschlechtlichen Identität auf eine Weise zu definieren, die es auch möglich macht, den Körper und seine Identitäten in bezug zu interaktiven Medien zu setzen.

»Speaking an embodied Self« – so könnte das Vorhaben der kanadischen Kommunikationswissenschaftlerin Elspeth Probyn umrissen werden. In ihrem Aufsatz »This Body Which Is Not One« (1991) entwickelt sie hierfür einen Begriff des Körpers, der ihn als den Anderen/die Andere (s/he and me) in Spannung hält. Zentral sind für sie dabei der Begriff des »image«, wie ihn die französische Philosophin Michèle Le Doeuff (1989) definiert, sowie jener der »Sorge um sich

selbst«, den Michel Foucault im dritten Band seiner *Sexualität und Wahrheit* eingeführt hat (1986). Das bedeutet nun, wie Probyn schreibt, daß wir den Körper als etwas denken müssen, das keinen einheitlichen Ort bezeichnet. Vielmehr müssen wir ihn in seinen »Wendungen, Vor- und Rückwärtsbewegungen, in seinen Unebenheiten denken« (Probyn 1991, 114). Ihr Anliegen ist es, die Arbeit des »Selbst« neu zu formulieren, Identität und Differenz als *Bilder* zu setzen, die alternative Artikulationen des Nicht-Diskursiven ins Diskursive und von diesem wieder zurück ermöglichen (Probyn 1992, 505). Um das Verhältnis von Körper- und Selbstbild zu rekonzeptualisieren, verwendet sie einen weiteren Begriff Le Doeuffs, jenen der »learned imagination«, der ge/er/lernten Imagination. Imagines sind nach Le Doeuff nicht, was ich denke, worin ich denke, sondern, was ich mitdenke (»what I think with«) – »das, wodurch mein Denken mir meine eigene Definition ermöglicht« (Le Doeuff, zit. nach Probyn 1992, 505). Der Körper, so Probyn, konstruiert in der Artikulation von diskursiven und affektiven Machtbeziehungen – wie sie sich in und durch Geschlechtsidentität, Sexualität, Rasse und Klasse manifestieren, keine Wahrheit. Er ist weder Garant für Authentizität noch vereinheitlichendes Rückzugsgebiet. Das einzige, was bleibt, ist seine Gedoppeltheit in Spannung zu halten/zu ertragen (Probyn 1991, 116f.). Das bedeutet aber, daß wir Körper und Geschlechtsidentität als ge/er/lernte Imaginationen begreifen können, ge/er/lernte Imaginationen in ihrer jeweiligen konkreten historischen, geographischen und politischen Lokalität.

Die Konstruktion »kulturell intelligibler Körper« ist eine der basalen Ausgangsüberlegungen Judith Butlers in ihrem bereits genannten Buch *Gender trouble* (1990, dt. 1991). Im Prozeß der Einführung einer nur »naturalisierten« Geschlechtsidentität werden Körper als »lesbare« produziert und dann in die Gesellschaft eingegliedert. Doch wie Judith Butler provozierend feststellt: Frau-Sein ist sicherlich nicht alles, was man ist (1991, 18). Damit verabschiedet sie sich von herkömmlichen Identitätskonzepten, die das biologische und kulturelle (soziale) Geschlecht trennen, um es durch das Begehren unlösbar wieder zu verschweißen. Die Unterscheidung von sex als anatomische/biologische Gegebenheit und gender als sozialem/kulturellem Geschlecht würde nämlich, so Butler, den Körper zu einem passiven Moment machen, dem die

»kulturellen Bedeutungen eingeschrieben sind, oder er (werde) als Instrument betrachtet, mittels dessen ein aneignender und interpretierender Wille für sich selbst eine kulturelle Bedeutung festlegt. (...) In beiden Fällen wird der Körper als bloßes Medium dargestellt, das nur äußerlich mit einem Komplex kultureller Bedeutungen verbunden ist. Doch der Leib selbst ist eine Konstruktion. (...) Man kann nämlich dem Körper keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge. So stellt sich die Frage, inwiefern der Körper erst in und durch die Markierung(en) der Geschlechtsidentität ins Leben gerufen wird.« (26)

Die geschlechtliche Identität bezeichnet »als sich ständig verschiebendes (shifting) und kontextuelles Phänomen nicht ein substantiell Seiendes, sondern einen Schnittpunkt zwischen kulturell und geschichtlich spezifischen Relationen.« (29) Geschlechtliche Identitäten sind permanente Nachahmungen, Kopien eines nicht vorhandenen Originals. Butler spricht in diesem Zusammenhang von einer Performanz, von einem »Tun, wenn auch nicht das Tun eines Subjekts, von dem sagen ließe, daß es der Tat vorangeht« (49). »To become a gender – mit diesem

Satz benennt Butler den mühsamen Vorgang, »naturalisiert« zu werden – sich als Mann und Frau zu setzen. »Sowohl die männliche als auch die weibliche Position werden (also) durch prohibitive Gesetze begründet, die die kulturell intelligiblen Geschlechtsidentitäten erzeugen, wenn auch nur durch die Produktion einer unbewußten Sexualität, die im Reich des Imaginären wiederkehrt.« (53) Dieser Produktion von »lesbaren Identitäten« sind nun – angesichts von *Virtual Reality* – neue Dimensionen eröffnet, virtuell zumindest. D.h. wir können, wie Allucquère R. Stone schreibt, die Produktion von »geschlechtlich markierten Körpern als ein Set von Zeichen begreifen, die Unterschiede innerhalb eines Felds von Idealtypen codieren« (1991, 111f.). Wenn wir, um nochmals auf Judith Butler zurückzukommen, Geschlechtsidentität als einen komplexen Sachverhalt verstehen, dessen »Totalität ständig aufgeschoben ist, d.h. sie ist an keinem gegebenen Zeitpunkt das, was sie ist« (Butler 1991, 36), dann können wir diese permanente Verschiebung gerade für die shuttlebewegung der Grenzlandbewohner – inner- und außerhalb von cyberspace – benutzen. Denn die Bewohner-/Teilnehmer/innen elektronischer virtueller Welten leben in den »Grenzgebieten von physischer und virtueller Kultur . . . Ihr soziales System beinhaltet andere Menschen, 'quasi-Menschen' oder Stellvertreter für andere spezifische Individuen sowie eine Sorte von Agenten, die intelligente Maschinen, Ansammlungen von Menschen, oder beides repräsentieren.« (Stone 1991, 112)

### Das Interface: Austausch von Substanz und Energie

Der Traum, den Körper als sterbliche Hülle abzustreifen, und auf diese Weise – immateriell – Ewigkeit zu erlangen, ist wirklich nicht neu, und doch wird er immer wieder mit gleicher Begeisterung vorwiegend von Männern wiederholt. Eine Kultur ohne Körper, wie es auch der Medienkünstler und -theoretiker, Peter Weibel, erst kürzlich im Rahmen eines Radiogesprächs aus Anlaß der *ars electronica* (Linz 1993) wieder formuliert hat (Diagonal, Österreichischer Rundfunk, 22.5.1993). Doch ist es wirklich nur dasselbe Spiel, das sich mit neuen Mitteln hier wieder inszeniert? Oder sind die Veränderungen anderer, grundlegender Art? Was bedeutet es, den Körper als Text, als Screen, als gedoppelt – real und repräsentiert – zu denken? (Vgl. Diprose/Ferrell 1991) Was, wenn der Körper nicht als Limitation, sondern als dehnbare, variable Kondition von Identitäten und ihrer Differenzen begriffen wird? (Vgl. Hypathia 1991, 2) Die erotischen Dimensionen maschineller Konstruktionen (Junggesellenmaschine) sind ebenfalls nichts neues, die libidinösen Besetzungen von Geschwindigkeit, Kraft, Gewalt usw. (Futuristen) sind psychoanalytische Alltäglichkeiten. Dann sind, so ließe sich schlußfolgern, Telephonsex, Sexualität als Computer-Simulation und virtueller Orgasmus einfach Analoges digitalisiert?<sup>11</sup> Michel Foucault hat am Schluß in seiner *Ordnung der Dinge* geschrieben: Fragen, auf die es noch keine Antworten gibt, muß man in der Schwebe lassen, »wobei man lediglich weiß, daß die Möglichkeit, sie zu stellen, wahrscheinlich ein künftiges Denken erschließt.« (Foucault 1978, 482) Foucault hat aber auch an dieser Stelle zu bedenken gegeben, daß der Mensch, so wie wir habitualisiert sind, uns/ihn zu denken, eine relativ junge Erfindung ist – der Mensch formierte sich in den »Zwischenräumen

einer fragmentierten Sprache« (481) als Wirkung/Effekt »einer Veränderung in den fundamentalen Dispositionen des Wissens« (482). Wenn nun diese Dispositionen ins Wanken gerieten, dann, so beschließt Foucault seine *Ordnung der Dinge*, »dann kann man sehr wohl wetten, daß der Mensch verschwindet wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand« (462).

In »The Pleasure of the Interface« (1991) zitiert Claudia Springer den Science-Fiction Autor, J.G. Ballard zur Flucht aus dem physischen Körper und zur Frage der erotischen Erfüllung dabei: »Ich glaube, daß Sex im organischen Sinne, also Körper an Körper, Haut an Haut nicht mehr länger möglich sein wird . . . Wir bekommen eine völlig neue Ordnung sexueller Phantasien, die verschiedene Arten von Erfahrungen implizieren, wie Autounfälle, Flugzeugreisen, und diese ganze Auflage von neuen Technologien.« (Zit. nach Springer 1991, 303)

Abgesehen vom neuen Stoff, aus dem unsere Träume sich weben, hat die Realität die Unmöglichkeit, »Körper an Körper«, unter spezifischen Bedingungen tatsächlich verändert und/oder unmöglich werden lassen. Mit keinem Menschen verbringe ich soviel Zeit wie mit meinem Computer, hat Sandy Stone einmal formuliert (vgl. Stone 1991). Und AIDS steht als Name für neue un/körperliche Umgangsweisen, für ein anderes Sprechen und Wahrnehmen von Körper, Sexualität und Geschlecht (vgl. Stanton 1992). Wenn der Körper, wie Butler ausgeführt hat, erst »lesbar« wird, wenn er durch das Geschlecht markiert ist, dann ist es klar, daß die umgesetzten Phantasien in den künstlichen Welten in erster Linie die ihrer Programmierer und Anwender/innen sind. Und während in der Populärkultur (Science fiction-Literatur, Musicvideos usw.) die Grenzverwischungen zwischen Mensch und Computer enthusiastisch zelebriert werden, bleiben die »gender boundaries«, wie Claudia Springer anmerkt, seltsam unflexibel: »Tatsächlich tendieren die Cyberkörper dazu, in völlig übertriebenem Ausmaß männlich oder weiblich zu erscheinen« (Springer 1991, 309). Wenn man nun aber weiß, um an zuvor Gesagtes wieder anzuknüpfen, daß die weiblichen Gestalten innerhalb der virtuellen Welten in vielen Fällen außerhalb dieser Männer sind, wer ist dann wo und wann männlich/weiblich? Wie Janet Bergstrom in »Androids and Androgyny« ausführt, müsse diese vielfach übertriebene Inszenierung sexueller Differenz einfach auch dahingehend verstanden werden, daß sie der einzige Orientierungspunkt in einer »Welt jenseits unserer Normen« geblieben ist (zit. in Springer 1991, 310).

Wie sehr diese Bedrohungen und Ängste die Welt des *Cyberspace* durchziehen, beschreibt – in durchaus psychoanalytisch vertrauten Bildern (verschlingendes Innere des weiblichen Körpers) – auch Sandy Stone:

»Cyberspace betreten heißt tatsächlich Cyberspace 'anziehen' – ein cyborg zu werden. Den verführerischen und gefährlichen cybernetischen Raum wie ein Kleidungsstück anzuziehen bedeutet auch, das *Weibliche* anzuziehen. Cyberspace ist zugleich eine Entkörperlichung und Wiederverkörperung im polymorphen, hyperoberflächlichen Charakter des Console-Cowboys. Wenn dieser beladene, vielgeschlechtlich halluzinatorische Raum mit der physischen Person des Console-Cowboys zusammentrifft, wird durch die intensive Berührung, die mit einer derartigen Körperwahrnehmung verbunden ist, jene verführerische Qualität erzeugt, die man als 'cybernetic act' bezeichnen könnte.« (Stone 1991, 109)

Wenn, wie im Katalog zur Ausstellung *Post Human*<sup>12</sup> angekündigt wird, die Unmöglichkeit der Unterscheidung zwischen echten Menschen und *replicants* innerhalb der nächsten 30 Jahre nicht mehr Science fiction bleiben wird, dann ist die Differenzierung zwischen männlich und weiblich vielleicht wirklich das letzte, was – aber auch wieder nur vermeintlich – übrigbleibt. »Fest steht allerdings«, so Jeffrey Deitch, der Kurator von *Post Human*, »daß der technologische Fortschritt uns schon bald zwingen wird, eine neue Moral zu entwickeln. Wir werden ein neues moralisches System konstruieren müssen, das den Menschen Anhaltspunkte in ihrem Umgang mit den ungeheuren Entscheidungen gibt, zu denen sie angesichts von Genmanipulation und computergesteuerten Erweiterungen der Hirnkapazität gezwungen sein werden. (...) Die Grenzen des Lebens werden keine Selbstverständlichkeiten mehr sein.« (Post Human 1992) Mit dieser Argumentation ist die eingangs angeschnittene postmoderne Debatte wieder aufgegriffen. Realitäten und ihre Definitionen sind im Umbruch, Differenzen sind zu benennen und damit auch ethische Vorgaben, die diesen entsprechen. Diese »postmoderne ethische Problematik«, wie es Zygmunt Bauman genannt hat, ist nun nicht etwas gänzlich neues, anderes, sondern wird nur durch zwei Umstände, die für die postmoderne Kondition charakteristisch sind, erschwert: »In der Selbstkonstitution postmoderner Akteure ist dies einerseits ein Pluralismus der Autoritäten und andererseits ein Zentralismus der Wahlfreiheit.« (Bauman 1991, 44) Die Feststellung, daß das »postmoderne Subjekt« nicht nur Entscheidungen trifft, sondern darüberhinaus ein »moralisches Subjekt« wird sein müssen, läßt die zuvor beschriebene Vermischung von allen möglichen Grenzen sich wiederum relativieren. Die Anerkennung möglicher (Geschlechts-) Identitäten und verschiedener Körper ist dabei nur ein Part dieser notwendigen moralischen Kompetenz.

## Anmerkungen

- 1 Springer 1991.
- 2 Anlässlich der Funkausstellung in Berlin 1993 sind auch deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften voll mit Berichten über die bereits begonnene Zukunft des digitalen Fernsehens mit all seinen Versprechungen und gleichzeitigen Horrorvisionen. Grundtenor der deutschen Medienforscher und -betreiber: Neil Postmans Vision eines *Sich-zu-Tode-Amüsierens* wird nicht eintreten, sondern ein sich »Zu-Tode-Langweilen«. Allerdings, und das gibt Uwe J. Heuser in der *Zeit* vom 3.9.1993 auch zu bedenken, ist dies eine Generationsfrage. Die jetzt Erwachsenen werden sich nicht mehr lustvoll ihr eigenes Programm per interaktivem TV herstellen, jedoch die kids, die mit Video und Fernsehen aufwachsen, wissen sehr wohl, als aktive Mediennutzer zu agieren.
- 3 Cyborg ist eine in der Science-fiction Literatur geschaffene Abkürzung für »cybernetic organism«. Die Idee, die dahinter steckt, ist, daß wir in Zukunft mehr und mehr künstliche Körperteile haben werden, Arme, Beine, Herzen, Augen usw. Die logische Schlußfolgerung dieses Prozesses ist, daß wir eines Tages vielleicht einmal ein Gehirn sein könnten inmitten eines gänzlich künstlichen Körpers. Die nächste und vorläufig letzte Stufe wäre dann nur noch dieses aus »Fleisch« bestehende Gehirn durch ein Computer-Gehirn zu ersetzen. Vgl. *Mondo 2000. A User's Guide to the New Edge*, 64f.
- 4 Vgl. zum unterschiedlichen Gebrauch des Begriffs »postmodern« im europäischen und US-amerikanischen Kontext, Huyssen 1990, 234-277. »Postindustriell« und »postnational« sind Begriffe, die der französische Soziologie Alain Touraine in die Diskussion einführte, um die Veränderungen der letzten Jahrzehnte zu benennen.

- 5 In control, mensch – interface – maschine. Kunstverein W.A.S. 5.-7. Mai 1993, Künstlerhaus Graz, Österreich.
- 6 Stone unterscheidet vier Epochen: ab 1600 die Text-Epoche, ab 1900 die Epoche von Kino, Radio und TV, ab 1960 jene der Informationstechnologien und ab ca. 1980 die vierte Epoche, die von Virtual Reality und cyberspace (Stone 1991, 85).
- 7 Mit »Console« wird die Hardware, die mit dem Computer- Grundgerät im Dialogbetrieb verbunden ist, bezeichnet. Z.B. Bildschirm-Terminals (vgl. Gibson 1987, 12).
- 8 Zu den Arbeiten von Cindy Sherman siehe u.a. Schade (1986); EXPORT (1987), weiters Eiblmayr (1989).
- 9 Ich möchte an dieser Stelle auf meinen Aufsatz »Body/Options. The gender/body discussion within feminist theory.« verweisen, der in *l'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 1/1994, Wien erscheinen wird.
- 10 Das Interesse am Thema Transsexualität, Geschlechterambiguität und Androgynie, das Spiel mit Uneindeutigkeiten tritt immer wieder – in spezifischen historischen Momenten – auf. Neben der Figur des Hermaphrodits sind es vor allem Frauen in Männerkleidern und mit einem männlichen Pseudonym, die die gesellschaftlich sanktionierte Trennung der Geschlechter unterwandern. So läßt sich immer wieder in Zeiten gesellschaftlicher Instabilität auch jene der Geschlechtsidentitäten konstatieren. Z.B. im Manierismus, während der zwanziger/dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, wofür das Kino besonders schöne Beispiele bietet (vgl. u.a. Wiesmayr 1988; zum Thema Transsexualität vgl. Hirschauer 1993).
- 11 Ein höchst vergnügliches Eintauchen in die Welt der »Sexual Reality« bietet der Reader von Susie Bright 1992: *Sexual Reality: A Virtual Sex World Reader*.
- 12 Post Human, Deichtorhallen Hamburg, 12. März bis 9. Mai 1992.

## Literaturverzeichnis

- Angerer, Marie-Luise, 1993: *Body/Options. Notes on the Body/Gender Discussion within Feminist Theory*. Video Networks, Feb./March, San Francisco
- Balsamo, Anne, 1988: Reading Cyborgs. Writing Feminism. In: *Communication* 10/5, 331-344
- Baudrillard, Jean, 1989: Videowelt und fraktales Subjekt. In: *ARS ELECTRONICA* (Hrsg.): *Philosophien der neuen Technologien*. Berlin, 113-131
- Bauman, Zygmunt, 1991: A Sociological Theory of Postmodernity. In: *Thesis Eleven*, Number 29/5, 33-46
- Bright, Susie, 1992: *Sexual Reality: A Virtual Sex World Reader*. Pittsburgh, San Francisco
- Butler, Judith, 1990: *Gender trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York, London (dt. 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.)
- Diprose, Rosalind, und Robyn Ferrell (Hrsg.), 1991: *Cartographies. Poststructuralism and the Mapping of Bodies and Spaces*. Sydney
- Eiblmayr, Silvia, 1989: Gewalt am Bild – Gewalt im Bild. Zur Inszenierung des weiblichen Körpers in der Kunst des 20. Jahrhunderts. In: Lindner u.a. (Hrsg.): *Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte*. Berlin, 337-358
- EXPORT, Valie, 1987: *Das Reale und sein Double: DER KÖRPER*. Bern
- Fiske, John, 1987: *Television Culture*. London, New York
- Foucault, Michel, 1978: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt/M.
- Gibson, William, 1984 (dt. 1987): *Neuromancer*. New York
- Haraway, Donna, 1985/1990: A Manifesto for Cyborgs: Science, Technology, and Socialist Feminism in the 1980s. In: Nicholson, L.J. (Hrsg.): *Feminism/Postmodernism*. New York, London, 190-233
- dies., 1991: The Actors are Cyborg, Nature is Coyote, and the Geography is Elsewhere: Postscript to »Cyborgs at Large«. In: Penley, Constance, und Andrew Ross (Hrsg.): *Technoculture*. Minneapolis, Oxford
- Harris, David, 1992: *From Classical Struggle to the Politics of Pleasure. The Effects of Gramscianism on Cultural Studies*. London, New York
- Hirschauer, Stefan, 1993: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt/M.

- Huysen, Andreas, 1990: Mapping the Postmodern. In: Nicholson, L.J. (Hrsg.): *Feminism/Postmodernism*. New York, London, 234-280
- Hypatia, 1991: *Feminism and the Body*. (Hrsg. v. E. Grosz)
- Kroker, Arthur, und Kroker, Marieluise (Hrsg.), 1987: *Body Invaders. Panic Sex in America*. New York
- Mondo 2000, 1992: *A User's Guide to the New Edge*. New York
- Morley, David, und David Robins, 1989: *Communication Technologies and the Reconfiguration of Europe*. In: *Screen* 30/4, 10-34
- Nichols, Bill, 1988: *The Work of Culture in the Age of Cybernetic Systems*. In: *Screen* 29/1, 22-46
- Novak, Marcos, 1991: *Liquid Architectures in Cyberspace*. In: Benedikt, M. (Hrsg.): *Cyberspace. First Steps*. Cambridge (Mass.), London, 224-254
- Post Human, 1992: *Ausstellungskatalog*
- Probyn, Elspeth, 1991: *This Body Which is Not One: Technologizing an Embodied Self*. In: *Hypatia: Feminism and the Body*. Fall, III-124
- dies., 1992: *Technologizing the Self: A Future Anterior for Cultural Studies*. In: Grossberg, L., C. Nelson u. P. Treichler (Hrsg.): *Cultural Studies*. New York, London, 501-511
- Raulet, Gérard, 1988: *Die neue Utopie. Die soziologische und philosophische Bedeutung der neuen Kommunikationstechnologien*. In: Frank, M., G. Raulet und W. van Reijen (Hrsg.): *Die Frage nach dem Subjekt*. Frankfurt/M., S. 283-316
- Schade, Sigrid, 1986: *Cindy Sherman oder die Kunst der Verkleidung*. In: Conrad, Judith, und Ursula Konnertz (Hrsg.): *Weiblichkeit in der Moderne*. Tübingen, 229-243.
- Springer, Claudia, 1991: *The Pleasure of the Interface*. In: *Screen* 32/3, 303-323
- Stanton, Donna C. (Hrsg.), 1992: *Discourses of Sexuality. From Aristotle to Aids*. Ann Arbor (Mich.)
- Stone, Aluquère R., 1991: *Will the Real Body Please Stand Up? Boundary Stories about Virtual Cultures*. In: Benedikt, M. (Hrsg.): *Cyberspace. First Steps*. Cambridge (Mass.), London, 81-118
- dies., 1992: *Virtual Systems*. In: Crary, J. u. S. Kwinter (Hrsg.): *Incorporations. Zone 6*, New York, 609-621
- Wiesmayr, Elisabeth, 1988: *Verwirrung des sicheren Geschlechts. Aspekte des Androgynen im Kino*. In: Schlemmer, G. (Hrsg.): *Kinoschriften. Jahrbuch der Gesellschaft für Filmtheorie 1*, Wien, 39-57

Carsten Klingemann

## Massen-Wirklichkeiten und Massen-Konstruktionen im NS-Staat und in der Mediengesellschaft

Der erste Teil dieser Ausführungen behandelt die Frage, warum es zeitgenössischen wie auch späteren Beobachtern besonders schwerfällt, den Massenaspekt des NS als soziale Bewegung und als Herrschaftssystem ohne Rückgriff auf suggestible Masseneigenschaften zu betrachten. Im zweiten Teil des Aufsatzes taucht dieses Problem in der Weise wieder auf, daß ausgerechnet eines der Hauptmerkmale der Mediengesellschaft, die sogenannte Massenkommunikation, trotz vieler erhellender Einzelbefunde, letztlich ungeklärt bleibt. So auch z.B. in Horkheimers und Adornos Bestimmung der Pazifizierungsfunktion der massenmedial verbreiteten Kultur:

»Die von der Existenz unterm Systemzwang demoralisierten Massen, die Zivilisation nur in krampfhaft eingeschlifften Verhaltensweisen zeigen, durch die allenthalben Wut und Widerständigkeit durchscheint, sollen durch den Anblick des unerbittlichen Lebens und des vorbildlichen Benehmens der Betroffenen zur Ordnung verhalten werden. (...) Die permanent verzweifelten Situationen, die den Zuschauer im Alltag zermürben, werden in der Wiedergabe, man weiß nicht wie, zum Versprechen, daß man weiter existieren darf. Man braucht nur der eigenen Nichtigkeit innezuwerden, nur die Niederlage zu unterschreiben, und schon gehört man dazu.« (1971, 137)

Da Horkheimer und Adorno an mehreren Stellen der »Dialektik der Aufklärung« einen Zusammenhang zwischen Massenkultur und Faschismus herstellen, wird ihre Grundannahme in meinen Schlußüberlegungen wieder aufgegriffen. Vorab werden in zwei Schritten massentheoretische und -soziologische Ansätze zur Klärung des Massencharakters von NS und Mediengesellschaft auf ihre Reichweite und Tragfähigkeit untersucht.

### Masse und NS-Staat

Wenngleich die Weimarer Soziologie mit einer Formel von Sven Papcke als »weltferne Wissenschaft« (1986) insgesamt gut charakterisiert ist, so haben sich doch einige Fachvertreter mit der Massenwirksamkeit der aufkommenden nazistischen Bewegung und ihrer sozialstrukturellen wie sozialpsychologischen Massenbasis beschäftigt. Zu deren Kennzeichnung hat Theodor Geiger 1930 nach dem großen Wahlerfolg der NSDAP die wohl prägnanteste und zur Stereotype geronnene Diagnose von der »Panik im Mittelstand« (1930, 637ff.) gestellt. Hier klingen gleich zwei aus der zeitgenössischen Massensoziologie stammende Topoi an: Panik als typische Verhaltensweise einer kopflosen Masse und die Vorstellung einer vom Massenschicksal bedrohten Teilmasse, nämlich der einer unaufhaltsamen Proletarisierung entgegensehende, dies aber verleugnende Mittelstand. Geiger mochte an eine längerfristige Bindung dieser zur Proletarisierung bestimmten Massen durch die verlogenen Parolen der Nazis nicht glauben. Er ging vielmehr davon aus, daß die von falschen Versprechungen verführten Massen

bald das Trugbild »nationalsozialistischer« Ideologie durchschauten und sich auf die interessenpolitisch richtige Seite schlugen. Der dem jung-konservativen Tat-Kreis angehörende Heidelberger Soziologe Ernst Wilhelm Eschmann wies hell-sichtig auf den darin steckenden massentheoretischen Denkfehler hin, wenn er in der Gewerkschaftszeitung *Die Arbeit*, in der auch Geigers Aufsatz erschienen war, schrieb:

»Am einfachsten hat es sich der orthodoxe kommunistische Marxismus gemacht, indem er mit großer Geschicklichkeit unvorhergesehene Bewegungen, welche das Entwicklungsschema auf das Schwerste gefährden, in eine Bestätigung eben dieses Schemas verwandelte. Ein internationaler Faschismus wird konstruiert, der den letzten Versuch des Kapitalismus bildet, das anstürmende Proletariat niederzuzwingen. So wandelt sich eine Erscheinung (wie der NS; C.K.), die doch zumindest Bedenken erwecken mußte, in ein Zeichen des nahenden End-sieges.« (1931, 364)

Ergänzend muß festgestellt werden, daß Geigers ansonsten aufgeklärte Massentheorie, wie er sie in seinem 1926 erschienenen Buch *Die Masse und ihre Aktion* entfaltete, im Grunde durch eine »aristokratische« Eliten-Theorie geprägt ist: denn nur als sozialdemokratisch geführte Masse ist das Proletariat der jungen deutschen Demokratie nicht abträglich. Auch hinter Geigers Ehrenrettung sozialdemokratisch geführter Massen standen die Erkenntnisse der frühen Massenpsychologie und -soziologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die die Masse als irrational, triebhaft, stimmungsabhängig, emotional, kurz: als unberechenbar-gewalttätig definiert hatten.<sup>1</sup> Geiger sah eine Lösungsmöglichkeit für das immer prekäre Masse-Macht-Verhältnis in der Person eines charismatisch-rationalen Führer-Funktionärs. Es ist deshalb verwunderlich, daß Geiger, der heute als der zeitgenössisch hell-sichtigste soziologische Analytiker des aufstrebenden NS gerühmt wird, von dessen staatspolitischem Erfolg überrascht wurde.

Geigers von vielen Sozialdemokraten und Kommunisten der untergehenden Weimarer Republik geteilte Konstruktion der Wirklichkeit proletarischer, oder besser: »unterbürgerlicher« Massen war nicht so realitätstüchtig wie die der völkischen Gemeinschafts-Propheten. Nur, im Gegensatz zur herkömmlichen Sichtweise soll hier betont werden, daß die Massen-Attraktivität der Volksgemeinschafts-Parolen nicht primär in Blut-und-Boden-Mystik, Opfertodverklärung und Rückkehrsehnsucht zu archaischen Lebensverhältnissen zu suchen ist. Verdeckt von ostentativ präsentierter Deutschtümelei, Germanenkult und Bauernreichs-Romantik ist ein Grund für den Erfolg des NS als Massenbewegung mit über zwölf Millionen Wählern<sup>2</sup> im Sommer 1932 in dem Versprechen zu sehen, die als überholt angesehenen Sozial- und Machtverhältnisse eines offensichtlich an seine Grenzen gestoßenen semi-demokratisch verwalteten Krisenkapitalismus zu brechen, um eine offenere und chancenreichere Gesellschaft zu ermöglichen. Die traditionelle Massensoziologie konnte dieses Element der Attraktivität des NS nur professionell verzerrt ausmachen, da ihr angstbesetztes Massenbild von der Bedrohungsperspektive entwurzelter, ressentimentbeladener, führerfixierter Massenmenschen bestimmt war. Auch aus dieser Sicht konnte Abhilfe nur ein – wenn auch gemäßigter – Alleinherrscher mit Massenlegitimation nach dem Weberschen Modell einer »plebiszitären

Führerdemokratie«<sup>3</sup> bringen. Apriori als unmündig wahrgenommene Massen müssen geführt werden.

Um im Rahmen ihres Legalitätskurses Massenanhang zu gewinnen, setzten die Nazis hingegen auf die modernsten Methoden der Massenmobilisierung. Dabei bedienten sie sich z.B. einer auf Zielgruppen gerichteten Agitation und Programmatik, die bestimmte Interessenlagen ansprach (vgl. Falter 1991). Die Effektivität dieses sehr subtil zu handhabenden Instruments wurde von der nach 1945 bevorzugten Darstellung des NS völlig verdeckt. Stattdessen wurde mit scheinbar unerschöpflichem Filmmaterial des schreienden Hitlers, des eifernden Goebbels', des brüllenden Görings oder des geifernden Freislers eine Vorstellung vom Masse-Führer-Verhältnis erzeugt, die nur Raum ließ für die Annahme völlig fanatisierter Massen, die mit einer heute lächerlich-abstoßend wirkenden Rhetorik und Körpersprache begeistert werden konnten. Die von den braunen Propagandisten virtuos inszenierte Massensymbolik des etablierten »Dritten Reichs« (vgl. als jüngste Darstellung Reichel 1991) ist auch heute noch so suggestiv, daß andere Momente der Stabilisierung der Machtverhältnisse und Gestaltung der Herrschaftsausübung kaum in den Blick geraten.<sup>4</sup>

Die populistische Aggressivität der NS-Bewegung, ihr Erneuerungs- und Jugendpathos haben den überfälligen Verfall von tatsächlichen Instabilitäten der deutschen Gesellschaft beschleunigt. Neue soziale und vornehmlich nationale Bindungen wurden versprochen, deren Realisierung setzte aber die Beseitigung der Legitimationskraft schon brüchiger sozialer Instanzen voraus. Martin Broszat macht in seiner alternativen Sicht des braunen Gemeinschaft-Kultes auf die Ambivalenz der NS-Bewegung aufmerksam:

»So gesehen war auch die Volksgemeinschafts-Parole, zweifellos das wirksamste Element der NS-Propaganda, nicht nur wirklichkeitsfremde Utopie einer Aufhebung sozialer Klassen-gegensätze, nicht nur restaurativer Rückgriff auf geschichtlich vergangene ständische Ordnungen, sondern zugleich auch Aufruf zur Überwindung der Relikte vorbürgerlicher, vorindustrieller sozialer Hierarchien und Normen, Aufruf zur Bildung einer modernen, mobilen bürgerlich-nationalen Massengesellschaft.« (1983, 66)<sup>5</sup>

Die Gefährlichkeit der NS-Bewegung wurde von zeitgenössischen Beobachtern dagegen darin gesehen, daß ihre demagogischen Anführer die sozial deklassierten Randständigen, den Mob, den Pöbel auf ihre Seite ziehen könnten. Die desolote Lage der ersten deutschen Demokratie erklärte sich die bürgerlich-liberale Presse im Einklang mit prominenten Soziologen aus der Orientierungslosigkeit der krisengeschüttelten, fiebererhitzten Massen, deren Krankheitszustand durch Hetze und Agitation nur noch verschlimmert werde. Soziologen, die die kulturzerstörerischen Auswirkungen der Vermassungstendenzen mit Vorliebe im Gegensatz von Masse und Geist begründet sahen, erkoren aber andererseits ausgerechnet die immer als antiintellektuell und geistfeindlich dargestellte braune Bewegung zum Träger der Rekulktivierung der entgeistigten Massen. Problematisch wird es jedoch, wenn aus der Stilisierung Adolf Hitlers zum geistigen Führer durch einige zeitgenössische Soziologen die Behauptung der Geschichtsmächtigkeit soziologischer Massentheorien abgeleitet wird. Ebenso wie Biographen sich häufig selbstgenügsam nur mit dem Massenbezwiner und Massenbetörer Hitler befassen, wird in der disziplin-kritischen Rückschau die raison

d'être der Soziologie des »Dritten Reichs« in ihrer Rolle als Anti-Massen-Wissenschaft gesehen:

»'Masse' darf nur als formierte Masse auftreten. Weil die völkische Soziologie die Masse, die Verkörperung einer innerpsychischen Realität in der Außenwelt wie auch reale politische Bedrohung ist, als formierbare behauptet, kann sie sich mächtiger fühlen als die Weimarer Soziologie. Sie bietet sozusagen die Endlösung für das von allen visionierte Chaos an.« (Möding 1983, 161)

Vollziehen kann diese Transformation der »Masse zu Volk« nur der – tatsächlich auch von vielen herbeigesehnte – Führer. Für die domestizierte Masse Volk ist in dieser Konstruktion des NS als totale Opfergemeinschaft nur der unausweichliche Untergang vorgesehen: »Der reale Tod ist damit gemeint, ebenso wie der politische und kulturelle Tod des Bürgertums, wie der des Subjekts, das in die Opfergemeinschaft gezwungen wird« (ebd., 163). Hier liegt offensichtlich nicht nur eine vermutlich ungewollte Übertreibung der Möglichkeiten nazistischer Massenbeeinflussung vor. Es kommt auch zu einer Stillisierung der Opferrhetorik und des braunen Todeskultes. Von den selbsternannten Anwälten der verführten Massen werden diese durch eine pauschalisierende Opfertheorie ein zweites Mal entmündigt und auf den Objekt-Status reduziert. Der Mythos des Führers ist aber nicht einfach das Resultat des von Goebbels und anderen geschickt inszenierten Führer-Kults und der virtuos ausgespielten Dämonologie seines leiblichen Trägers. Der Hitler-Mythos wurde geschichtsmächtig durch das Wechselspiel zwischen professionell aufbereitetem Führer-Angebot und seiner selbsttätig selektiven gesellschaftlichen Produktion durch Führer-Erwartungen, die spezifische Art subjektiver Politik-Partizipation 'von unten' (vgl. Kershaw 1980, 22). Der sogenannte Führer-Staat mußte überdies zur Bestandsicherung konkrete Leistungen erbringen, die eine hinreichend aktive Massenunterstützung produzierten.

Die nicht nur in filmischen Darstellungen dominierende Omnipräsenz und Gewalttätigkeit des NS-Repressionsapparates verdeckt nur zu oft, daß sich die Nazi-Politiker der Tatsache der gegenseitigen Abhängigkeit sehr wohl bewußt waren. Erst in jüngster Zeit, im Zuge einer wohlverstandenen Historisierung des NS sind die umfangreichen, systematisch durchgeführten Anstrengungen zur möglichst getreuen Ablauchung der Volksmeinung und des Volkswillens ihrer Bedeutung entsprechend beachtet worden. Der zur Gottheit verklarte Hitler wie auch das »Dritte Reich« als Verkörperung des neuen endlich zu sich selbst gekommenen Deutschlands sind auch Manifestationen der Massenloyalität. Dabei sollte weder vergessen werden, daß es Repräsentanten der alten Eliten waren, die Hitler letzten Endes in den Sattel hoben und zusammen mit den neuen technokratischen Eliten zu einem unverzichtbaren Element des NS-Herrschaftssystems wurden – und bis zum bitteren Ende blieben (vgl. Klingemann 1992).

Eine ganz andere Akzentsetzung hat das beschriebene Zusammenspiel von wechselseitiger Massen- und Führerorientierung später bei der Analyse des NS als totalitäres System erfahren. Die Idee, daß die unorganisierten, unstrukturierten Massen verzweifelter und haßerfüllter Individuen als Produkt des Zerfalls des Klassensystems und der damit einhergehenden Auflösung des Parteiensystems in einer Atmosphäre allgemeiner Zersetzung die Basis totalitärer Regime

sind, ist die Grundannahme des Totalitarismus-Klassikers von Hannah Arendt *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Sie stellt kurz und bündig fest: »Totalitäre Bewegungen sind Massenbewegungen, und sie sind bis heute die einzige Organisationsform, welche die modernen Massen gefunden haben und die ihnen adäquat scheint.« (1955, 492) Hier wird Massen-Wirklichkeit zum Zweck der Fundierung eines methodisch-systematisch wie politisch umstrittenen Ansatzes kategorisch hergestellt. Denn bewiesen werden soll, daß totalitäre Bewegungen »überall da möglich sind«, »wo Massen existieren, die aus gleich welchen Gründen nach politischer Organisation verlangen« (ebd., 496). Die Etablierung totalitärer Herrschaft setzt also – wie Arendt betont – »die eigentümliche Individualisierung und Atomisierung der modernen Massengesellschaft« (ebd., 510) voraus. Außerdem setzt sie voraus, daß das »Dritte Reich« und das bolschewistische Regime ein und dieselbe »neue 'Staatsform'« (ebd., XII) repräsentieren.

Nicht erst an dieser Stelle wird deutlich, daß Arendt die massentheoretischen Grundannahmen ihres Totalitarismus-Modells zu stark radikalisiert. Wichtig ist ihr Verweis auf die gegenseitige Abhängigkeit von Massen und Führern. In der ihr eigentümlichen Ideologie habe die totale Herrschaft schließlich ein Mittel entdeckt, um »die Menschen von innen her zu beherrschen und zu terrorisieren«, wodurch der Unterschied zwischen Herrschern und Beherrschten abgeschafft werde. Der totalitäre Führer wird in dieser Ideologie zum Exponenten der von ihm geführten Massen, er ist jederzeit ersetzbar und hängt vom Willen der Massen ab, genauso wie diese von ihm. Mit Hitlers Worten ausgedrückt lautet dies: »Alles, was ihr seid, verdankt ihr mir; alles, was ich bin, verdanke ich euch.« (Zit. nach ebd., 524)

Der von Arendt formulierte Grundgedanke der Massenfokussierung moderner Herrschaftsausübung ist nach wie vor sehr lebendig. Alle Darstellungen der Übel des Medienzeitalters rekurrieren auf die Vorstellung der Notwendigkeit der Führung desorientierter Massen wie auch auf die Abhängigkeit der Eliten von den Launen des Massenpublikums. Theorien wie auch empirische Studien der Massenkommunikationsforschung perpetuieren den Mythos der Masse.

## Masse und Mediengesellschaft

Die Vorstellung einer Suggestionen offenen amorphen Masse inspiriert nicht nur den populären Diskurs über die Masse. Obwohl stets betont wird, daß Gustav Le Bons *Psychologie der Massen* längst überholt sei, und aufgeklärte Zeitgenossen sich vehement gegen Vorurteile von der Leichtgläubigkeit, Ergebenheit, Triebhaftigkeit und natürlich ihrem geistigen Tiefstand aussprechen werden, bleibt der Zweifel an der Ungefährlichkeit der nicht geführten Masse. In einer Rezension aus den achtziger Jahren in der Wochenzeitung *Die Zeit*, die Le Bons Werk zu den hundert klassischen Sachbüchern der Weltliteratur zählt, möchte der Autor eigentlich die sattsam bekannte »politische Pornographie« Le Bons beiseite legen. Auch seien in der heutigen Demoskopie-Gesellschaft die Politiker nicht mehr auf Le Bons Rezepte angewiesen. Jedoch sei ein neuer Stand von Massenverführern nachgewachsen, der sich bei ihm bestens bedienen könne. Voller

## Empörung geht der *Zeit*-Autor mit seinen Kollegen aus der Massen-Unterhaltung ins Gericht:

»Nicht mehr die Politiker sind heute Le Bons gelehrigste Schüler, sondern: die Medienfürsten, die Unterhaltungsfabrikanten, die Bilder-Produzenten. Wie Le Bon sind sie zutiefst überzeugt vom 'außerordentlichen geistigen Tiefstand der Massen', wie Le Bon glauben sie an die hypnotische Macht der Bilder (und an die Ohnmacht von Sprache und Vernunft); doch was Le Bon noch entsetzlich war, ist für sie bloß ergötlich: Der 'geistige Tiefstand', an dessen Vertiefung sie täglich arbeiten, ist die Hoch-Zeit ihrer Konjunktur.« (Henrichs 1983)

Nun könnte man meinen, diese Schreckensvision sei spätestens seit Hans Magnus Enzensbergers Definition des Fernsehens als sogenanntes »Nullmedium« obsolet. Doch schon bekommen auf spektakuläre Weise die Vertreter der Gegenposition, die die Allmacht des Fernsehens beschwören, wieder Auftrieb. Sie spitzen ihr Argument sogar noch zu und erklären, daß eigentlich das Fernsehen Geschichte macht, wenn nicht sogar an deren Stelle trete. Im Frühjahr 1991, als der Golf-Krieg noch auf allen Kanälen lief, schrieb Jean Baudrillard den Medien die Macht zu, Wirklichkeit aufzulösen. »Das Virtuelle beherrscht nicht nur die Medien, es hat auch das Wirkliche angegriffen.« (1991, 220) Einige Beobachtungen der Fernseh-Wirklichkeiten aus der letzten Zeit scheinen ihm recht zu geben: Präsident Bush »kann ohne Fernsehen nicht entscheiden«, titelt *Die Zeit*. Bush schaltet regelmäßig CNN an, um sich Informationen von den dort interviewten Nahostexperten zu holen. Zu Beginn der Golf-Krise schließt er eine Pressekonferenz, die von CNN weltweit ausgestrahlt wird, mit der Bemerkung, er werde jetzt den türkischen Präsidenten anrufen. Als in Ankara abgehoben wird, ist direkt Özal am Apparat, der ebenfalls die CNN-Sendung gesehen hat (vgl. Schwelien 1990). Den Putschisten, die im Sommer 1991 versuchten, Gorbatschow zu stürzen, wurde von verschiedenen Länder-Regierungen direkt über das Fernsehen mitgeteilt, daß sie hinter Gorbatschow stünden und seine Freilassung erwarteten. Verallgemeinernd könnte daraus geschlossen werden, daß die Medien die Diplomatie in ihrer Informations- wie auch in ihrer Politikfunktion ersetzen.

Während die intensive Bildberichterstattung über den Vietnam-Krieg als Basis des Massen-Konsenses für die Beendigung des Krieges gilt, spendet sich der ZDF-Chefredakteur Klaus Bresser das Lob, das Fernsehen sei der »Keilriemen der Revolution« (Haller 1991, 54) zur Öffnung der Berliner Mauer gewesen (vgl. Bresser 1992). Daß das West-Fernsehen vorab mit der Präsentation der westlichen Glitzerwelt über lange Jahre an der Erosion der Massen-Duldung des SED-Regimes mitgewirkt hat, ist eine Allerweltswisheit, der angesichts der aktuellen kollektiven Desillusionierung der Bevölkerung in Ostdeutschland die Erkenntnis hinzugefügt werden kann, daß viele DDR-Bürger tatsächlich an die ungetrübte Wirklichkeit der Wohlstands-Gesellschaft geglaubt haben (vgl. Ludes 1991, 201). Der Zusammenbruch der Ceausescu-Diktatur wird schließlich direkt als »Fernsehrevolution« (vgl. von Amelunxen und Ujica 1990) deklariert.

Noch 1970 hatte Enzensberger Widersprüche in der scheinbar hermetisch-homogenen kapitalistischen Bewußtseins-Industrie entdeckt und das »entscheidende politische Moment« der elektronischen Medien in ihrer »mobilisierenden Kraft« gesehen. Dies habe die Neue Linke der sechziger Jahre, die die Entwicklung der Medien auf den Begriff Manipulation reduzierte, bewußt verdrängt.

»In der Medien-Feindschaft der Neuen Linken scheinen alte bürgerliche Ängste wie die vor dem 'Massenmenschen' und ebenso alte bürgerliche Sehnsüchte nach vorindustriellen Zuständen in progressiver Verkleidung wiederzukehren.« (1970, 164) Darin ist Enzensberger zuzustimmen. Seine weiteren Ausführungen über das emanzipatorische Potential der Medien sind selbst Ausdruck linker Massenu-topie. Enzensberger emphatisch im Sinne der Brechtschen Radiotheorie: »Ein solcher Gebrauch brächte die Kommunikationsmedien, die diesen Namen bisher zu Unrecht tragen, zu sich selbst.« (Ebd., 160)

Von dieser Vision der Errichtung einer medialen Massen-Herrschaft hat er knapp zwanzig Jahre später gelassen Abschied genommen. Die Manipulations-richtung hat sich nämlich genau umgekehrt: Die Zuschauer sind die wahren Manipulateure, die ihre Wünsche gegen die Intention der Medienproduzenten durchsetzen. Wer sich ihnen nicht fügt, wird per Tastendruck mit Liebesentzug bestraft. Die inzwischen allgemein übliche Weise, das Programmangebot mittels *zapping*, auch *channel hopping* genannt, zu nutzen, macht dies schlagend deutlich. Egal, welche finsternen, persuasiven Absichten die sogenannten Programm-macher auch verfolgen, die als Rezipienten gedachten Zuschauer zappen sich ihr eigenes Programm aus allerlei Bilder-Schnippseln zusammen. Wenn man mit Enzensberger sogar davon ausgeht, daß es das wesentliche Merkmal der Neuen Medien ist, ein Programm im eigentlichen Sinn nicht mehr zu haben, das heißt, Inhalte und Bedeutungen anzubieten, die Zuschauer zur Reflexion anhalten, dann ist es angebracht, von einer totalen Ohnmacht der angeblichen Medienfür-sten auszugehen. Enzensberger kommt so zu einer negativen Radiotheorie. »Der Zuschauer ist sich völlig darüber im klaren, daß er es nicht mit einem Kommuni-kationsmittel zu tun hat, sondern mit einem Mittel zur Verweigerung von Kom-munikation, und in dieser Überzeugung läßt er sich nicht erschüttern.« (1988, 244) Enzensberger gesteht jedoch ein, daß er damit nur eine Utopie formuliert hat. Der Zuschauer ist nämlich stets geneigt, auch im herrschenden Fernseh-angebot noch nach Sinnpartikeln zu suchen. Das »Rauschen der Realität« verhin-dert die Erfahrung der reinen Inhaltslosigkeit.

Die traditionelle Medienwirkungsforschung geht demgegenüber von starken Wirkungen der Medieninhalte aus. In ihrer modernen Form ist sie diesen seit fünfzig Jahren auf der Spur. Soziologisch orientierte Ansätze interessieren sich dabei besonders für die Frage, wie die modernen Medien – vorzugsweise Radio und Fernsehen – Massen beeinflussen könnten. Die durch Orson Welles' Hör-funksendung *Invasion vom Mars* ausgelöste Hysterie oder die die deutschen »Volksgenossen« vor dem Volksempfänger in Bann ziehenden Hitler-Reden und die von Goebbels in seiner Sportpalast-Rede angeheizte Selbstvernichtungs-begeisterung sind die üblicherweise aufgezählten Ereignisse für den Beweis der starken Massensuggestionenwirkung des Hörfunks (vgl. Merten 1991). Für das Fernsehen läßt sich eine ähnliche Breiten- und Tiefenwirkung vielleicht am bes-ten indirekt belegen. Ehemalige Angehörige des DDR-Fernsehens sind der Meinung, daß die verordnete penetrante Schönfärberei der DDR-Verhältnisse mehr zur Demontage der Anpassungsbereitschaft der Bevölkerung beigetragen hat als das immer distanziert wahrgenommene realitätsbezogene West-Fernsehen (vgl. Ludes 1991). Eine offenere Darstellung hätte eventuell die Versöhnungs-

fähigkeit und -bereitschaft gefördert. Dies ist eine Vermutung, die durch Erfahrungen mit Programmen der Elitennationen auf den Bildschirmen in den Elendsvierteln in aller Welt bestätigt wird. Ganz ohne Zynismus: Das Fernsehen muß zeigen, was die Zuschauer sehen wollen. Eine Einsicht, die Enzensberger mit Blick auf die vulgär-marxistische Formel von den falschen Bedürfnissen und die kulturkritische Fehldeutung der Reklame bereits 1970 formulierte: Was populäre amerikanische Soziologen wie Vance Packard »über Bedarfsweckung durch Reklame und künstliche Obsoleszenz zu sagen haben, kann jedenfalls den hypnotischen Sog des Massenkonsums auf die Lohnabhängigen nicht zureichend erklären« (1970, 171).

Auch zwanzig Jahre nach dieser Absage an kurzschlüssige Massenlenkungenstheorien muß bezweifelt werden, ob die gängigen Verfahren der empirischen Medienwirkungsforschung das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis im Forschungsdesign systematisch berücksichtigen (vgl. Joußen 1990). Die Beziehungen zwischen Medium und – wie es bezeichnenderweise heißt – Rezipient werden im Grunde immer noch so gedeutet, als sei letzterer mehr oder minder hilflos den Suggestionen der medialen Botschaften ausgesetzt. Die Abhängigkeit der Medienproduzenten von den Vorstellungen getreulicher Realitätsrekonstruktion in den Köpfen der Adressaten wird marginalisiert oder ganz unterschlagen. Damit befindet sich die Massenkommunikationsforschung in guter Gesellschaft z.B. eines der prominenten deutschen Modernisierungstheoretiker. Ulrich Becks Ausführungen über Ursachen und Folgen des fortschreitenden Individualisierungsprozesses gehen von der Existenz einer »wohlfahrtsstaatlichen Massendemokratie« aus, die von atomisierten Individuen gebildet wird. Damit korrespondiert seine Einschätzung mit der Verstärkerwirkung der Massenmedien: »Das Fernsehen vereinzelt *und* standardisiert. (...) Auf diese Weise entsteht das soziale Strukturbild eines individualisierten Massenpublikums oder schärfer formuliert – das standardisierte Kollektivdasein der vereinzelt Massen-Eremiten ...« (1986, 213). Auch Beck kommt also nicht ohne das Stereotyp des Massenmenschen aus – nur, daß dieser jetzt Massen-Eremit heißt. Die am meisten genutzten Konzepte der empirischen Wirkungsforschung sind auch dann, wenn sie intervenierende oder rückkoppelnde Effekte berücksichtigen, dieser Sichtweise verpflichtet. Als Anfang der vierziger Jahre die mit dem Namen Paul Lazarsfeld verbundenen Forschungen ergaben, daß Massenmedien nicht direkt das Verhalten der Rezipienten beeinflussen, blieb es dennoch bei der Medienabhängigkeit der als Meinungsführer (Opinion Leaders) apostrophierten Vermittler im zweistufigen Kommunikationsprozeß (Two-Step Flow of Communication) zwischen Medium und Meinung eines Normal-Individuums. Auch spätere Studien, die weder Meinungsführer noch Zweistufigkeit des Kommunikationsprozesses feststellen konnten, brachen nicht mit der Grundannahme der Steuerung durch die Medien. Letzten Endes laufen diese Ansätze alle auf die Bestätigung der Vermutung zunehmender Wirkungsmächtigkeit der Massenmedien hinaus. Selbst der Nutzen- und Belohnungsansatz (Uses-and-Gratification-Approach), der spezifische Bedürfnisstrukturen der Nutzer zum Ausgangspunkt nimmt, kommt nicht über die Untersuchung der Rangfolge präferierter Medien und Medieninhalte hinaus. Auch der sogenannte Thematisierungsansatz (Agenda-Setting Function),

der nicht von der direkten Beeinflussung von Meinungen ausgeht, dagegen die Fähigkeit der Medien betont, Themen für politische Kampagnen zu besetzen, kommt schließlich zu der Aussage, daß langfristig betrachtet das Weltbild des Publikums durch die Medien determiniert wird. Vielversprechend ist der sogenannte Wirklichkeitskonstruktionsansatz (Reality-Construction Approach), der zu Recht betont, daß als Unterhaltung präsentiertes Wissen größere Chancen hat, Aufmerksamkeit zu gewinnen und adaptiert zu werden. Aber gerade weil es wohl stimmt, daß z.B. auch Kriegsberichterstattung als Unterhaltung aufbereitet oder zumindest so verstanden wird, ist es fraglich, ob dann nicht besser von vornherein von aktiv-interpretierender Umarbeitung der Sendeinhalte durch das Publikum ausgegangen werden sollte (vgl. Schulz 1989).

Die Rezipienten konstruieren sich ihre Wirklichkeit aus dem vermittelten Realitätskonstrukt. Dabei gehen die Medien konsequent vor. Nachrichtenereignisse werden als gespielte Szenen nachgestellt. Oder das zu berichtende Ereignis wird durch Journalisten erst arrangiert. Wenn es stimmt, daß US-amerikanische Soldaten in Vietnam getöteten Vietcongs die Ohren als Trophäen abgeschnitten haben, so ist es selbstverständlich, daß ein Kameramann einem Soldaten sein Messer leiht, damit der vor laufender Kamera zeigen kann, wie das geht (vgl. Schmidt 1990, 40). Die Ereignisproduzenten selbst stellen sich auch auf die Funktionsprinzipien der Medien ein. Politiker liefern Statements und anderen Stoff für Meldungen gemäß der von den Medien festgelegten Sendeformen und -termine. Jugendliche Hausbesetzer in einem Berliner Stadtviertel laden regelmäßig am Freitag um 15 Uhr zum Preetalk und posieren in jeder gewünschten Verkleidung (vgl. Farin und Seidel-Pielen 1991, 147). Medienrezipienten und Aussagenproduzenten spielen gemeinsam und mit wechselnden Rollen das Spiel der Wirklichkeitskonstruktion. Baudrillard faßt nur zusammen, wenn er sagt, daß selbst das Protestieren gegen die Virtualisierung des Realen »nur eine Szene im Drehbuch der Medien« (1991, 221) ist.

Der Protest dagegen ist allerdings auch recht schwach. Der Beginn des Krieges gegen den Irak konnte nicht länger zugunsten diplomatischer Bemühungen aufgeschoben werden, weil alles für seine massenmediale Inszenierung vorbereitet war, und das Publikum ungeduldig wurde. Der Zeitungsjournalist Michael Haller kommentiert das Elend der telematisierten Gesellschaft, wenn auch parteiisch, so doch nicht falsch: »Die Medienwirklichkeit spiegelt nicht, sie inszeniert die Realitäten, um Material zu gewinnen für die Produktion der Bilder in unseren Köpfen. Und wenn es sein muß, auch einen Krieg.« (1991, 54)<sup>6</sup> Obwohl die mediale Inszenierung des Golf-Kriegs solche apodiktischen Urteile nahelegt, hat Thomas Meyer jüngst wieder zu Recht festgehalten, daß es »keine hermetische Identität zwischen Medienwelt und sozialer Lebenswelt« (1992, 117) gibt. Die Macht der Massenmedien ist anscheinend begrenzt. Eine Erfahrung, die auch Deutschlands prominente Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann bei ihren Untersuchungen zur Rolle des medial vermittelten Meinungsklimas (vgl. Noelle-Neumann 1989), das angeblich die Mehrheitsmeinungen manipuliert, machen mußte. Es gibt offensichtlich Fälle, bei denen die Anhänger der Mehrheitsmeinung wissen, daß sie in der Mehrheit sind und dennoch öffentlich schweigen. Um den Widerspruch zu den Grundannahmen der Schweigespirale,

die von medial unterdrückten Minderheitsmeinungen ausgeht, zu lösen, wird den Medien eine weitere indirekte Wirkungsmöglichkeit zugeschrieben. Mitglieder der Minderheitsposition befürchten dann nicht, sich durch die Artikulation ihrer Meinung zu isolieren, wenn sie die Medien hinter sich wissen. Nach Noelle-Neumann berauben die Medien die Mehrheitsposition ihrer Artikulationsmöglichkeiten (vgl. Lübke 1991). Angesichts der Ergebnisse jüngster Untersuchungen über die Fähigkeiten von Interviewern, sich die Meinungen der zu Befragenden anhand vorgegebener soziodemographischer Variablen auszudenken, ist es allerdings fraglich, ob sich der von Noelle-Neumann vermutete Aufwand professioneller Medienmanipulateure überhaupt lohnt (vgl. Reuband 1990, 706ff.; Schnell 1991, 25ff.). Die Masse macht sich ein Bild über die Meinung der Masse. Massenführer wissen das seit langem.

Diesen herrschaftssoziologisch bedeutsamen Aspekt scheint mir Horkheimers und Adornos Modell der Identität massenkultureller und nazistisch-propagandistischer Steuerung der Massen nicht zu erfassen:

»Die Nationalsozialisten selber wußten, daß der Rundfunk ihrer Sache Gestalt verlieh wie die Druckerpresse der Reformation. Das von der Religionssoziologie erfundene metaphysische Charisma des Führers hat sich schließlich als bloße Allgegenwart seiner Radioreden erwiesen, welche die Allgegenwart des göttlichen Geistes dämonisch parodiert. Das gigantische Faktum, daß die Rede überall hindringt, ersetzt ihren Inhalt, wie die Wohltat jener Toscanini-Übertragung anstelle ihres Inhalts, der Symphonie, tritt. Ihren wahren Zusammenhang vermag kein Hörer mehr aufzufassen, während die Führerrede ohnehin die Lüge ist. Das menschliche Wort absolut zu setzen, das falsche Gebot, ist die immanente Tendenz des Radios. (...) In einer Gesellschaft faschistischer Großrackets, die sich darüber verständigen, was der Notdurft der Völker vom Sozialprodukt zuzuteilen sei, erschiene es schließlich als anachronistisch, zum Gebrauch eines bestimmten Seifenpulvers einzuladen. Der Führer ordnet moderner, ohne Umstände, den Opfergang wie den Bezug des Pofels direkt an.« (1971, 143f.)

Ungeklärt bleiben in dieser Verewigung des Bildes scheinbar omnipotenter Massenverführer zu sinnlosem Warenkonsum oder Heldentod die Zwänge für deren permanentes Bestreben, »die Massen« berechenbar zu machen. Anzusetzen hätte die Erforschung von Massen-Wirklichkeiten und ihren Konstruktionen im NS wie in der Mediengesellschaft an der wechselseitigen Antizipation von Reaktionen bei politischen, medialen und Massenakteuren.<sup>7</sup>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. die Anmerkungen zur Massen-Soziologie der Weimarer Republik bei Berking (1984).
- 2 Vgl. zur Definition der NSDAP als erste deutsche Volkspartei im heutigen Sinne Falter (1991).
- 3 Vgl. zum politisch Abgründigen in Webers Modell der Führerdemokratie das Kapitel »Zum Begriff der 'plebiszitären Führerdemokratie'« in: Mommsen (1974).
- 4 Königs fast 300seitige Abhandlung über *Die Masse im bürgerlichen Zeitalter* (1992) spart dieses Thema explizit aus.
- 5 Ob der NS (gewollt oder ungewollt) modernisierende Effekte zeitigte, ist seit den Thesen Ralf Dahrendorfs und David Schoenbaums bis heute weiterhin umstritten; vgl. Prinz u. Zitelmann (1991); Alber (1989).
- 6 Vgl. zur Medienpolitik der Regierung Bush im Golf-Krieg MacArthur (1993).
- 7 Vgl. zum jüngsten Diskussionsstand die Beiträge von Donsbach, Früh und Weischenberg/Scholl, in: Schulz (1992).

## Literaturverzeichnis

- Alber, J., 1989: Nationalsozialismus und Modernisierung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41
- Amelunxen, H. v., und A. Ujica (Hrsg.), 1990: Television/Revolution. Das Ultimatum des Bildes. Rumänien im Dezember 1989. Marburg
- Arendt, H., 1955: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt/M.
- Baudrillard, J., 1991: »Der Feind ist verschwunden.« In: Der Spiegel 6
- Beck, U., 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- Berking, H., 1984: Masse und Geist. Studien zur Soziologie in der Weimarer Republik. Berlin/West
- Bresser, K., 1992: Was nun? Über Fernsehen, Moral und Journalismus. Neuwied
- Broszat, M., 1983: Zur Struktur der NS-Massenbewegung. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 31
- Enzensberger, H.M., 1970: Baukasten zu einer Theorie der Medien. In: Kursbuch 20
- Enzensberger, H.M., 1988: Die vollkommene Leere. In: Der Spiegel 20
- Eschmann, E.W., 1931: Zur »Krise« des Bürgertums. In: Die Arbeit 8
- Falter, J.W., 1991: Hitlers Wähler. München
- Farin, K., u. E. Seidel-Pielen, 1991: Krieg in den Städten. Jugendgangs in Deutschland. Berlin
- Geiger, T., 1926: Die Masse und ihre Aktion. Stuttgart
- ders., 1930: Panik im Mittelstand. In: Die Arbeit 7
- Haller, M., 1991: Das Medium als Wille und Vorstellung. In: Die Zeit, 28.6.
- Henrichs, B., 1983: Rezension von Gustave Le Bon: Psychologie der Massen. In: Die Zeit, 14.10.
- Horkheimer, M., und T.W. Adorno, 1971: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.
- Joußen, W., 1990: Massen und Kommunikation. Zur soziologischen Kritik der Wirkungsforschung. Weinheim
- Kershaw, I., 1980: Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich. Stuttgart
- Klingemann, C., 1992: Fascism. In: G. Szell (Hrsg.): Concise Encyclopaedia of Participation and Co-Management, Berlin/New York
- König, H., 1992: Zivilisation und Leidenschaften. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter. Reinbek
- Lübbe, W., 1991: Sind wir alle Demoskopen? Über »quasi-statistische« und statistische Meinungsklimaeschätzung in Elisabeth Noelle-Neumanns Theorie der Öffentlichen Meinung. In: Zeitschrift für Soziologie 20, 104-112
- Ludes, P., 1991: Die Rolle des Fernsehens bei der revolutionären Wende in der DDR. In: Publizistik 36
- MacArthur, J.R., 1993: Die Schlacht der Lügen. Wie die USA den Golfkrieg verkauften. München
- Merten, K., 1991: Allmacht oder Ohnmacht der Medien? Erklärungsmuster der Medienwirkungsforschung. In: Funkkolleg »Medien und Kommunikation«. Studienbrief 9, Weinheim/Basel
- Meyer, T., 1992: Die Inszenierung des Scheins. Essay-Montage. Frankfurt/M.
- Möding, N., 1983: Die domestizierte Masse. In: Jaeggi, U., u.a.: Geist und Katastrophe. Berlin/West
- Mommsen, W., 1974: Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte. Frankfurt/M.
- Noelle-Neumann, E., 1989: Die Theorie der Schweigespirale als Instrument der Medienwirkungsforschung. In: Kaase, M., u. W. Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen
- Papcke, S., 1986: Weltferne Wissenschaft. Die deutsche Soziologie der Zwischenkriegszeit vor dem Problem des Faschismus/Nationalsozialismus. In: ders. (Hrsg.): Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland. Darmstadt
- Prinz, M., u. R. Zitelmann (Hrsg.), 1991: Nationalsozialismus und Modernisierung. Darmstadt
- Reichel, P., 1991: Der schöne Schein des Dritten Reichs. Faszination und Gewalt des Faschismus. München
- Reuband, K.-H., 1990: Interviews, die keine sind. »Erfolge« und »Mißerfolge« beim Fälschen von Interviews. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 42, 706-733
- Schmidt, S.J., 1990: Medien und Kommunikation. In: Funkkolleg »Medien und Kommunikation«, Einführungsbrief. Weinheim, Basel
- Schnell, R., 1991: Der Einfluß gefälschter Interviews auf Survey-Ergebnisse. In: Zeitschrift für Soziologie 20, 25-35

- Schulz, W., 1989: Massenmedien und Realität. Die »ptolemäische« und die »kopernikanische« Auffassung. In: Kaase, M., u. W. Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Sonderheft 30 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen ders. (Hrsg.), 1992: Medienwirkungen. Einflüsse von Presse, Radio und Fernsehen auf Individuum und Gesellschaft. Weinheim
- Schwelien, M., 1990: Nachrichten ohne Grenzen. In: Die Zeit 21.9.

Analysen zur

**Risikogesellschaft  
Erlebnisgesellschaft  
Protestgesellschaft  
Bewegungsgesellschaft**

...

im  
Forschungsjournal  
Neue Soziale Bewegungen

Nr. 1/1993

Europa im Umbruch

Neue Soziale Bewegungen im Schatten des europäischen Binnenmarktes

Nr. 2/1993

Osteuropa in der Krise - Bewegungen ohne Einfluß

Nr. 3/1993

Die herausgeforderten Kirchen - Religiosität in Bewegung.

Nr. 4/1993

Zivilgesellschaft und Demokratie

Bestellungen über den Buchhandel:

Jahres-Abo: 48,- DM; Einzelheft: 12,50 DM



Probeheft beim Schüren Presseverlag, Deutschhausstr. 31, 3550 Marburg

Redaktion: c/o Dr. Thomas Leif, Neubauerstr. 12, 6200 Wiesbaden

Karen Ruoff

## Ortsbetrachtungen in Clintons Amerika

Von der Volks-Uni eingeladen, etwas zum »Clinton-Phänomen« zu sagen, machte ich die Erfahrung, daß der Versuch nicht glücken kann. Denn »Clinton« ist nicht so sehr »ein Phänomen« als vielmehr der Schnittpunkt vieler sich widersprechenden Phänomene. Und sich aus den politischen »Sound-bites« – jenen scheinprägnanten, nachrichtentauglichen Kurzzitaten, in deren Gestalt uns die politischen Tagesrationen meist überreicht werden – einen Reim zu machen, fällt selbst einer amerikanischen Dichterin schwer, besonders auf Deutsch. Der Versuch, den ich trotzdem unternahme, kann lediglich darin bestehen, über einige neuere Erfahrungen mit den Menschen und ihren Haltungen in meiner ersten Heimat nachzudenken, mich selber dabei als Ami-auf-Distanz beobachtend. Solche Reflektionen erfordern in diesem Falle nicht die Distanzgewinnung, sondern die Gewinnung der Nähe: Denn wer ein Vierteljahrhundert in zwei Gesellschaften lebt, in der deutschen und in der amerikanischen, lebt in keiner so richtig und deshalb auch in keiner so richtig falsch. Der Blick ist stets gebrochen durch die Linsen einer kulturellen Doppelbrille. Meine jüngsten Annäherungsversuche fanden zeitgleich mit dem Ende des (wohl problematisch ausgefallenen) hundert-Tage-Tests der neuen Regierung statt, das man auch »honeymoon« nennt (ich sage »man«, nicht »frau«: denn selbst das legitime Interesse an einer *gender*-freien Sprache darf nicht die Tatsache verschleiern, daß das richtungweisende Wort der Politikkommentatoren nach wie vor eine Geburt aus dem Vatermund bleibt).

Sichtungsort: Orange County, jene fundamentalistische Landschaft südlich von Los Angeles, von liberaleren Kaliforniern ironisch »das Land hinterm orangenen Vorhang« genannt. Es ist ein riesiges, von fünfspurigen Autobahnen durchkreuztes Siedlungsgebiet mit einem Durchmesser von einer guten Stunde (frau mißt dort die Entfernungen nicht in Meilen, sondern in Autobahnfahrstunden). Aus den Orangenplantagen meiner Kindheit ist eine einzige *Park*landschaft geworden: der Einkaufsparks, der Industrieparks, der Amusementparks, der abermillionen winzigen Dreipersonenparks hinter so vielen überdimensionierten Einfamilienhäusern, das Land der unbegrenzten Parkmöglichkeiten. Fahrende Junggesellen lassen das Wort zum Sonntag über sich ergehen, ohne das Haus Gottes betreten zu müssen – in der Autokirche. Da diese Gottesdienste auch über Rundfunk und TV ausgestrahlt werden, war es mir stets ein Rätsel, weshalb man diese Art Halbnähe Gottes überhaupt noch sucht. Orange County ist streng genommen keine Landschaft sondern ein Pflaster. Nach dem Abholzen der Citrusplantagen ist orange an Orange-County nurmehr die Straßenbeleuchtung.

Bei Müttern, die irgendwann vor einem guten Jahrzehnt aufhörte ihre Tochter zu fragen, wann sie denn endlich heimkehren würde aus dem Land, aus dem ihre Ahnen vor mehr als einem Jahrhundert flohen, ist die Familie versammelt. Die Geschwister wissen wohl, daß ihre Schwester mit großer Neugierde darauf wartet, zu hören, was der surrealistische Alltag von Los Angeles Neues zu bieten

hat. Gespräche über den neuen Präsidenten führen nicht weit. Statt dessen geht es um die Hamburger-Kriege: jede Fast-Food Firma der Metropole unterbietet die vorherige. Man bekomme einen Hamburger mit Salat (bei manchen Firmen auch ein Getränk, welches man beliebig nachfüllen kann) für einen Dollar; es lohne sich unter diesen Umständen überhaupt nicht mehr zu kochen. Also kam auch der Familiengast voll in den Genuß der verzehrbaren Sonderangebote . . .

Im Laufe meines Aufenthaltes in Los Angeles wurde mir deutlicher, daß es sich bei den Schleuderpreisen nicht nur um Hamburger handelt. Angesichts der anhaltenden Wirtschaftskrise ist in allen Branchen der Druck, Waren in flüssiges Geld zu verwandeln, enorm. Ich wurde zu einem Kaufhaus geführt, das einmal im Monat um 8.00 Uhr morgens *Sonder-Sonderangebote* anbietet. Da fand und kaufte ich bei 30 Grad eine dicke Winterjacke: Originalpreis, 249 US-Dollar, mehrfach bereits heruntergesetzt, stand jetzt auf dem Preisetikett nur noch 60 US-Dollar – ein Preis, der sich wiederum als nur vorläufig erwies. Wegen des Sonder-Sonderangebotes wurden hiervon weitere 30 Prozent gestrichen; als ich mich bereit zeigte, diesen Preis zu zahlen, fragte mich die Verkäuferin, ob ich bereits die Kreditkarte des Kaufhauses besäße. »Nein«, erwiderte ich. »Wenn Sie bei uns die Kreditkarte beantragen, streichen wir weitere 10 Prozent.« Ich willigte eifrig ein, erklärte aber der Verkäuferin vorweg, daß mein Antrag gewiß abgelehnt werden würde, denn ich wohne in Germany. Das sei vollkommen egal, sagte die Verkäuferin. Nach zwei kurzen Telefonaten und einem schnellen Computersearch stellt sich heraus, daß es nicht egal war; ich würde wohl einen kalifornischen Führerschein brauchen. Ich hatte aber nur einen deutschen. Die Verkäuferin belohnt aber den gescheiterten Versuch, indem sie die weiteren zehn Prozent trotzdem abzieht. Wäre ich in den einheimischen Kaufstrategien nur etwas gewiefter gewesen, hätte sie mich am Ende bestimmt noch bezahlt, damit ich nur die Jacke mitnehme. Beim Abschied fragte mich die Verkäuferin, ob sie meinen deutschen Führerschein sehen dürfte. Sie fand dieses schlappe, graue, vorsintflutige Büchlein mit dem Bild einer zwanzigjährigen Frau »quaint«, niedlich. Sie schlug dann vor, daß ich mir einen kalifornischen Ausweis besorge, damit mein nächster Antrag auf eine Kreditkarte bei diesem Kaufhaus mit Erfolg gekrönt, und ich noch einmal in den Genuß eines zehnpromzentigen Rabatts kommen würde. Jetzt war die Überraschung meine. Ich war erstaunt, zu hören, daß es neuerdings einen richtigen Kalifornier-Ausweis gibt (ich hatte noch meine Mutter im Kopf, die erst mit fünfzig Jahren fahren lernte und meine ganze Kindheit hindurch ihren Lebensversicherungsschein mit sich in der Tasche trug, um sich ausweisen zu können). Und wo bekommt man diesen Ausweis? Na ja: bei der Verkehrspolizei, natürlich . . .

Ortsbetrachtung: Chicago. Die South Side ist ein schwarzes Ghetto, mit einer kleinen heilen Welt darin, einer Universität, der University of Chicago. Bei einem Abendessen hatte ich Gelegenheit, mehrere Professoren kennenzulernen und einen schwarzen Tänzer aus der sagenumwobenen Dunham-Truppe, die in den fünfziger Jahren mehrere Jahre lang in Europa auf Tournee war und Welt-ruhm errang. Tommy Gomez ist ein erstaunlicher Mann, der mit seinen 73 Jahren keinen Tag älter als fünfzig aussieht. Er ist redegewandt und versteht es, etwas auf den Punkt zu bringen. Und arm ist er, denn für Künstler gibt es keine

Rente. Er wohnt in dem gefallenen Eden, das rings um die Uni liegt, im 18. Stock eines Wohnsilo – aber mit Blick auf den See, wie er betont – und hört allabendlich die Schüsse von den Straßenschlachten der Drogenhändler und der Gangs. Vor einem Jahr mußte Tommys rechtes Bein amputiert werden, weil er zu lange gewartet hatte, einen Arzt aufzusuchen; gewartet hatte er, weil er hoffte, das Geld für den Arzt nicht ausgeben zu müssen. Tommy baut jetzt mit seinen 73 Jahren und dem ihm bleibenden Bein eine Ghattotanztruppe für Amputierte auf.

In der kleinen Abendrunde hatten zwei der Professoren sich in Philosophisches vertieft: Ob, wenn man Schmerzen im Fuß hat, diese Schmerzen im Fuß gefühlt werden, oder nicht vielmehr im Kopf. Es wurde Beweismaterial herangeführt, Fronten wurden klar gemacht, der Streit wurde immer heftiger. Es hing offensichtlich unendlich viel davon ab, ob dies oder ob das. Tommy hörte der Disputation eine Viertelstunde lang mit größter Aufmerksamkeit zu, bevor er unterbrach: Ich kann Ihnen sagen, daß ich Schmerzen *im Fuß* fühle – und zwar, *in dem Fuß, den ich nicht mehr habe*. Der Phantomschmerz. Die Runde verstand: hiermit hatten sie nicht nur eine prägnant-dialektische Formulierung, wenn nicht gar Lösung, des besprochenen erkenntnistheoretischen Problems bekommen, sondern auch eine angebrachte Zurechtweisung. Die Botschaft von Tommys Intervention war es, zu fragen: Auf welche Probleme lohnt es sich einzugehen? Das Gespräch wich nach einiger Zeit wieder auf abgehoben-akademische Gesprächsgefülle aus; wieder unterbrach Tommy – freundlich und direkt. »Darf ich fragen, was diese erlauchte Versammlung über die Zukunft der Rassenbeziehungen in diesem Lande zu sagen hat?« Sie hatten wenig zu sagen, Tommy dagegen viel. Die Beziehungen in dem Ghetto seien in den letzten fünfzig Jahren nicht besser geworden, sondern schlechter. Auch nicht in den letzten dreißig Jahren, mit dem Ausbau der *Welfare*, obwohl er einsah, daß einige Schwarze Möglichkeiten genießen, die ihm versperrt geblieben waren. Seine Analyse des Grundproblems war überraschend: das Hauptübel im Ghetto sei die Zerrüttung der Familie, vorangetrieben von der Erniedrigung durch die Sozialhilfe, die das Auseinanderfallen der Familie finanziell belohne; durch Drogen und die daraus entstehenden Kriminalität; und dadurch, daß die Religion als Lebensorientierung stark abnehme. Er sprach davon, daß er jeden Sonntag eben jenen Reverend Schuller im Fernsehen höre, vor dessen »Kristallkathedrale«, die direkt neben Disneyland gebaut wurde, die bereits beschriebenen Fundamentalisten von Orange County ihren Parkplatz-Gottesdienst in Empfang nehmen. Tommy ist ein begeisterter Anhänger von diesem Reverend Schuller und auch von – Bill Clinton.

Also landen wir doch noch bei Clinton. Die zwei Ortsbesichtigungen spiegeln wesentliche Aspekte des Misch-Phänomens Clinton wider, eingebettet in Alltagserfahrungen, aus denen Amerikaner versuchen, ihre politischen Standpunkte zu beziehen: Die anhaltende Wirtschaftskrise, die damit einhergehende Arbeitslosigkeit bzw. die Unsicherheit, ob man den Arbeitsplatz, falls man noch einen hat, behalten wird; die Kosten und fehlende Flächendeckung von Krankenversicherung; die Sorge um die Zustände im Lande, genauer gesagt, in den Städten.

Das Clintonphänomen? Wonach wird da gefragt? Clinton wurde gewählt von 43 Prozent der AmerikanerInnen. Teile der Bevölkerung – traditionelle Demokraten aus dem Norden, ein Großteil der Schwarzen, viele Linksliberale – haben

ihn sicher gewählt, weil sie einen liberaleren Kurs erhofften in bezug auf brennende soziale Fragen (Abtreibung, überhaupt Frauenrechte, Rechte der Homosexuellen, Kranken- und Sozialversicherung, das Bildungssystem, die Umweltproblematik). Dieser Teil der Bevölkerung – das haben uns die Wahlen der letzten Jahrzehnte gezeigt – ist nicht groß genug, um allein einen Präsidenten zu bestellen. Die Hoffnung, daß die Wahl Clintons auf einen breiten liberal-reformistischen Konsens hindeute, ist verständlich, aber kaum gerechtfertigt. Nicht, daß nicht eine tiefgreifende Kursänderung durch Clinton und seine Bündnispartner gewollt und auch versucht wird. Aber Clintons Popularität ist bereits drastischer gesunken als die irgendeines anderen Präsidenten in der Geschichte der Wählerbefragungen. Dies ist nicht unbedingt das endgültige Urteil, aber es wirft die Frage auf nach den Erwartungen seiner Wähler. Clinton hat weniger reformistisch als populistisch kandidiert; *policy* und *appeal* klafften auseinander. Das Buch, das zu seiner Kandidatur ausgegeben wurde, heißt *Putting people first. How we can all Change America*: »Die Menschen ins Zentrum rücken. Wie wir alle Amerika verändern können«. Aber wer sind »die Menschen«? Die Rede, mit der Clinton am 3. Oktober 1991 seine Kandidatur anmeldete, gibt Hinweise auf die breite, populistische Grundlage seines Appells, der seinen *appeal* artikuliert: Sein Ziel bestimmt er als die »Bewahrung des amerikanischen Traums . . . , indem die Hoffnungen der vergessenen Mittelklasse wieder aufgerichtet werden . . . und die Zukunft für unsere Kinder zurückgefordert wird«. Er beschreibt den gemeinten Wähler sechsmal als vergessen, hart arbeitend und zur Mittelklasse gehörig und die »teuersten und höchstgeehrten« Bestandteile des amerikanischen Traums als »feste Mittelklassenwerte von Arbeit, Glauben, Familie, individuelle Verantwortung und Gemeinschaft«. Gewiß unterscheidet sich diese Rhetorik etwas von der der »schweigenden Mehrheit« der Republikanischen Jahre, indem sie Traditionen der Fairness und des Teilens anruft und hervorhebt, was die Nation eint gegenüber dem, was sie spaltet. Aber sie wendet sich an denselben Bevölkerungsteil und bestimmt ihn als den politischen Akteur. Dieser populistische Tenor ging zweifellos mehr auf die großzügigeren Nationaltraditionen zurück, aber er vermochte dies nur deshalb so wirksam zu tun, weil er einer Diskussion darüber auswich, welche Politiken notwendig wären, um den amerikanischen Traum wahr werden zu lassen. »Die Wende, die wir vollziehen müssen, ist weder liberal noch konservativ. Sie ist beides, und sie ist anders . . . Die Menschen hier draußen interessieren sich nicht für die leere Rhetorik von 'links' und 'rechts' und 'liberal' und 'konservativ' und all die anderen Worte, die unsere Politiker als Ersatz fürs Handeln gemacht haben . . . «

Clinton konnte sich der Unterstützung der liberalen Demokraten, der Gewerkschaften und der Mächtigen-Regenbogenbündnisse sicher sein; das »Fairneß«-Motiv seiner Grundbotschaft implizierte sie ausreichend. Die Wechselwähler waren diejenigen, die sich selbst bei den jeweiligen Wahlen als das von Formeln wie der von der »schweigenden Mehrheit« oder der »vergessenen Mittelklasse« Gemeinte verstanden; solche Formeln sind der Stoff, aus dem eher der politische Erfolg gemacht wird als die erfolgreiche Politik.

Ursula Menzer

## Georg Simmels Geschlechterphilosophie

Das, woran nicht alle Menschen am Ende teilhaben, ist nicht gut, das, woran sie nicht teilhaben sollen, schlecht.

*Rahel Varnhagen*

Wären die Männer tatsächlich alle so machtvoll, hätten sie nicht den ganzen Hokospokus nötig.

*Margaret Mead*

Unser Kopf ist rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann.

*Francis Picabia*

Georg Simmel (1858-1918) gilt als Begründer der formalen Soziologie und zählt überdies zu den bedeutendsten Vertretern der Lebensphilosophie. Gesellschaftstheorie und Philosophie haben sich zeitlebens in seinem Schaffen überkreuzt, wobei seine kulturphilosophisch begründeten Gegenwartsanalysen der frühen Jahrhundertwende bald in Vergessenheit gerieten.

Seit einigen Jahren nun erscheinen wieder seine Essays<sup>1</sup> mit kulturphilosophischen und ästhetischen Themen. Darunter finden sich so unterschiedliche und aparte Aufsätze wie z.B. über den Henkel, über die Mode, über Koketterie, über das Abenteuer, über die Nervosität des Großstadtlebens, über die Soziologie der Mahlzeit oder Essays zur Weiblichkeit und zum Verhältnis der Geschlechter. Es ist nicht zuletzt die philosophische und soziologische Frauen- und Geschlechterforschung, die über die systematische, kritische Auseinandersetzung mit historischen Weiblichkeitskonzepten Simmel zu einer neuen Öffentlichkeit verhalf. Diesen Umständen ist es zu verdanken, daß sein Bekanntheitsgrad kontinuierlich im Steigen und inzwischen fast eine Simmel-Renaissance<sup>2</sup> zu verzeichnen ist. Erneut werden seine kulturkritischen Abhandlungen diskutiert und die darin enthaltenen weitreichenden Ansätze einer Theorie der Moderne zur Kenntnis genommen, die zentrale Motive des 20. Jahrhunderts vorwegnehmen. An seinen Begriff der Moderne und an seine Soziologie der Großstadt hatte in den dreißiger Jahren schon Walter Benjamin angeknüpft und die Chicago-School in den fünfziger Jahren. Wie überhaupt sehr viele Spuren Simmelscher Philosophie in den Werken verbreiteterer Autoren zu finden sind: z.B. in denen des frühen Georg Lukačs, der Simmel-Schüler war, oder in denen Ortega y Gasset, Blochs, Adornos und des gerade verstorbenen Günther Anders.

»Kultur« faßt Simmel in einer parabolischen Formel als »Weg der Seele zu sich selbst«. Doch in seiner Zeit des Umbruchs scheint ihm dieser Weg nicht mehr gangbar. Das Wilhelminische Kaiserreich, in dem die Fortschritte der sozialen und politischen Entwicklung in keiner Weise Schritt hielten mit der Rasananz des industriellen Wandels, zeigte mit seiner aggressiven und chauvinistischen Mentalität ein Bild der Zerrissenheit zwischen Tradition und Moderne, das durchaus Parallelen zum heutigen Deutschland nach der Einheit aufweist. Simmels

seismographisches Krisenbewußtsein reagiert auf die tiefgreifenden Prozesse der Modernisierung am Ende des 19. Jahrhunderts und verleiht seinem Kultur-Begriff eine tendenziell pessimistische Färbung.

Ungewöhnlicher- doch bezeichnenderweise entwickelt er die Ansätze seines Kultur-Begriffs nicht an einem traditionellen Gegenstand der Kulturphilosophie, sondern anhand seiner Auseinandersetzung mit einem der einflußreichsten Organisationsprinzipien gesellschaftlich-zivilisierten Lebens, nämlich dem Geld. Im Jahre 1900 erschien das gigantische Produkt dieser Auseinandersetzung, sein Opus Magnum »Philosophie des Geldes«<sup>3</sup>, an dessen Ende sich Stränge allgemeiner Bestimmungen von Kultur mit konkreter Zeitdiagnose verbinden und in eine Analyse und Kritik der Kulturverfassung münden.

Das Kernstück von Simmels Kultur-Begriff, den er außer in der »Philosophie des Geldes« in seinen Essays exponiert, faßt als konstitutives Merkmal eine konfliktreiche, tendenziell tragische Subjekt-Objekt-Spaltung, die in seinen zeitdiagnostisch zu verstehenden Analysen eine besondere Gewichtung erfährt, insofern die Verfassung der Kultur der Moderne als zutiefst disparat und von Synthesemangel gezeichnet beklagt wird. Die in Wechselwirkung stehenden und sich gegenseitig benötigenden Elemente der subjektiven und der objektiven Kultur klaffen auseinander und führen – bei aller Geschäftigkeit – zu Erstarrungen oder – trotz aller Stilisierung – zu chronischen Formverlusten.

Zunehmende Differenzierung der Arbeitsprozesse, der Selbstlauf der Technik auf allen Ebenen der Produktion, eine Dominanz der instrumentellen Rationalität und die Funktionalisierung und Abstraktion gesellschaftlicher und persönlicher Beziehungen durch die Omnivalenz geldlicher Organisation entfremden die Menschen voneinander und von sich selbst. Sachzwänge treten an Stelle humanbezogener, sinnerfüllter Zwecke, verwandeln Mittel zu Zielen und nötigen infolgedessen zu einer immer schärferen Trennung von öffentlichen und privaten Lebensinhalten und -vollzügen. Produktion und Tausch, schöpferische Gestaltung und Rezeption verlaufen verstärkt nach immanenten Eigengesetzlichkeiten, berühren oder durchdringen sich immer weniger und verfehlen infolgedessen den eigentlichen kulturellen Zweck: den der umfassend entfalteten und integrierten Persönlichkeit. Unter den Bedingungen dieser Kultur findet sich das moderne Individuum in einem heillosen Aufruhr angesichts gestellter Forderungen oder in einem Zustand orientierungsloser Lähmung. Der »Weg der Seele« grenzt an Abgründe oder endet in der Blockade.

### Philosophie der Geschlechter

Auch in seiner Konstruktion der Geschlechter<sup>4</sup> öffnet sich das Schisma subjektiver und objektiver Kultur, wird gleichsam auf die Spitze getrieben, da die Subjekt-Objekt-Spaltung eine geschlechtsspezifische Variante der Verdoppelung erhält.<sup>5</sup> Das weibliche Prinzip wird der subjektiven Seite mit seinen reproduktiven und rezeptiven Komponenten zugeordnet, das männliche fungiert als Repräsentant der objektiven Kultur. Wobei das männliche Prinzip zusätzlich den Gesamtkomplex der Spaltung umfaßt. Der dualistische, der aus seiner Zwiespältigkeit dynamische Mensch kulturellen Bewußtseins ist männlichen Geschlechts.

»Der Weg der Seele zu sich selbst« beschreibt die paradigmatische Existenz und Entwicklung des Mannes, die Selbstbewegung des Geistes von sich zu sich. Die Frau ist immer schon bei sich. Aber auch nie weiter.

In Simmels Modell der Geschlechter werden für die beiden sich gegenüberstehenden Existenz- und Denkweisen des weiblichen und männlichen Prinzips als Strukturbestimmungen Einheit und Ganzheit auf der einen, Differenzierung und Dualität auf der anderen Seite genannt. Um diese fundamentalen, ontologischen und kognitiven Bestimmungen gruppiert sich eine Reihe von Qualifizierungen des männlichen und des weiblichen Absoluten, definiert über die Stellung zur Geschlechtlichkeit. Demnach verlegt Simmel das weibliche Absolute in die Geschlechtlichkeit selbst, das männliche in die, die Geschlechtlichkeit transzendierende Idee. Die männliche Geschlechtlichkeit artikuliert sich relational und richtet sich auf die Frau generell, auf das Weibliche schlechthin, während die Orientierung der Frau auf den Mann als Individuum geht. Der Mann sucht in der Frau ein einzelnes Exemplar des Gattungswesens, die Frau dagegen im Mann ein besonderes Exemplar des Menschen.

In Simmels Geschlechter-Modell lassen sich die spezifischen, polarisierten Differentialien des männlichen und weiblichen Prinzips tabellarisch folgendermaßen fassen:

männliches Prinzip	weibliches Prinzip
Geist/Idee	Natur/Instinkt
Begriff	Substanz
Differenzierung	Ganzheit
überdualistische Harmonie	vordualistische Harmonie
Spaltung/Dualismus	Einheit
Entwicklung	Vollendung
Werden	Sein
Individuum	Gattung
tragisches Schicksal	traurige Existenz
objektiv	subjektiv
historisch	unhistorisch
aktiv/handelnd	passiv/leidend
Produktivität	Reproduktion
geniale Urschöpfung	Halbproduktivität
zentrifugale Dynamik	zentripetale Dynamik
expansiv	gravitierend
relationale Sexualität	wesentliche Sexualität
(Geschlechtlichkeit = Tun)	(Geschlechtlichkeit = Sein)
transzendiert Geschlechtlichkeit	subzendiert Geschlechtlichkeit (Mutter)
Transzendenz	Immanenz
Mehr-als-Leben	Leben

Simmels Konstruktion der Geschlechter und der Weiblichkeit zusammenfassend und resümierend: Seine Polaritäts-Konzeption der Geschlechter und seine darin enthaltene philosophische Gynäkologie offeriert eine im Männlichen wie im Weiblichen fragmentierte Menschlichkeit. Wobei die definierte Weiblichkeit in einem weit höherem Maße anthropologisch restringiert und viel umfassender

beschnitten entworfen wird als die männliche Antithese. Die weibliche Typik orientiert sich an unmittelbaren Geschlechtsspezifikationen, während die männliche Geschlechtstypik gerade durch die Entlassung aus dieser unmittelbaren Verbindlichkeit sich erhebt. Absehbend von evolutionären Ungleichzeitigkeiten und ontogenetischen Entwicklungschancen von Männern und Frauen – auf komplizierte, historische Relativierungen läßt sich Simmel nur vordergründig ein – wird für das männliche und weibliche Prinzip eine je verschiedene Definitionsgrundlage herangezogen. So wird der Begriff der Frau primär über die biologische Kategorie des Sexus gewonnen, während für den Begriff des Mannes implizit die kulturell vermittelte Kategorie des Genus zum Tragen kommt. Mit Wahl und Extension des Definitionsrahmens und der deduktiven Methode liegen die zu untersuchenden, die erwünschten Ergebnisse bereits fest: die Frau ist ein Gattungswesen, der Mann repräsentiert die Kultur mitsamt ihren Errungenschaften (selbstverständlich gehört dazu auch das zivilisatorische Destruktionspotential). Mit dieser Ausgangsposition wird der Begriff des Mannes zwangsläufig wesentlich reichhaltiger und dynamischer gefaßt werden können als der des Weiblichen. So kann er auch tendenziell neutrale, geschlechtsunspezifische Merkmale auf sich versammeln, was dann die Basis dafür bietet, den Mann mit dem Menschlich-Allgemeinen zu identifizieren.

Wenn Simmel das männliche Prinzip als allgemeines zunächst historisch zurückweist, um es dann strukturell zu rehabilitieren, umfaßt er die männlich-weiblich-Polarität mit einer Meta-Klammer, die das Definitions-Monopol des sogenannten männlichen Geistes gewährleistet. Das männliche Prinzip steigt zum Super-Prinzip auf und somit kann alles unter »männlich« subsumiert werden, was nicht unmittelbar an die weiblich-biologischen Vorgaben geknüpft werden muß. Und es kann prinzipiell alles als »männlich« monopolisiert werden, was an Eigenschaften relevant erscheint hinsichtlich gesellschaftlicher Dominanz und Herrschaft. Nicht herrschaftsfähige Eigenschaften werden an die Frau delegiert.

Nicht verkennen läßt sich, daß die Simmelsche Definitions-Logik auf theoretischer Ebene eine Funktion real praktizierter Macht-Logik parallelisiert: die Eingrenzung des Weiblichen auf biologisch-geschlechtsspezifische Parameter und die Ausgrenzung aus der Kultur. Simmel verlängert damit abstraktiv ein historisch bewährtes Muster im Dienste männlicher Hegemonie, was jedoch noch lange keinen Anspruch auf transhistorische Gültigkeit begründen kann.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bezüglich der von Simmel aufgestellten Polaritäts-Systematik manifestierter Sexualstrukturen des Männlichen und des Weiblichen. Als Deskription könnte zugelassen werden, was aber als 'Ewigkeit' nicht akzeptabel und schon gar nicht wünschenswert erscheint. Trennt man sich von Simmels traditioneller Terminologie und schaut sich das Produkt der Trennung an, so stehen sich enteignete Sexualität auf der einen und veräußerlichte Sexualität auf der anderen Seite gegenüber: frigide, solipsistische Geschlechtlichkeit versus sexuellem Aktivismus, Wille zur Macht. Wie sich die traditionell polarisierte Sexualität unserer europäischen Kultur unter den Bedingungen barbarisierender, militärischer Auseinandersetzungen, gepaart mit nationalistischen Ressentiments verhält, zeigen nicht zuletzt, aber in voller Deutlichkeit die

martialischen Vergewaltigungen von Frauen in Ex-Jugoslawien. So komplementär sich diese beiden Formen sexueller Existenz zueinander verhalten, so isoliert und unvollständig sind sie beide hinsichtlich einer integrierten Menschlichkeit: einmal durch Ausgrenzung aus dem eigentlich Menschlichen im umfassenden Sinne, wie es dem weiblichen Prinzip widerfährt oder durch Marginalisierung wie beim männlichen Prinzip. Die weibliche Geschlechtlichkeit wird durch Ontologisierung desexualisiert und die männliche durch Funktionalisierung abstrahiert. Daß Männlichkeit und Weiblichkeit in dieser Verfassung sich zu einer Harmonie finden, wie es die sentimentale Verklärung stilisiert, mag allen Grund zur Verwunderung bieten. Denn die Vorstellung einer Begegnung von weiblich-zentripetaler Gravitation und männlich-zentrifugaler Dynamik evoziert eher das Bild einer kosmischen Katastrophe als das einer harmonischen Verbindung. Das romantische Lebensgefühl hat seine epochale Antwort auf diese sinistre Zumutung konsequent formuliert: es lebe die Sehnsucht! In der Erfüllung liegt der Tod oder – wie bei Kleist – der Tod ist die Erfüllung.

Seine letzte Zuspitzung legt das ideologisch-patriarchalische Trennungspathos in die Polarisierung der Vernunftstrukturen. Männern und Frauen werden je verschiedene Denkformen und Wissen zugeordnet. Wie der gesamten Konzeption der Geschlechter zugrundeliegend, wird – hier besonders prekär – der Mangel der einen Seite über den Mangel der anderen Seite definiert, bzw. es werden durch die Zuordnung der Vernunftstrukturen auf die Geschlechter Einseitigkeiten, Insuffizienzen konstruiert, die dann durch eine beide Geschlechter umfassende Vervollständigung wieder 'zusammenfinden'. Kant verfügt bekanntlich über die hellsichtige Einsicht, daß Begriffe ohne Anschauungen leer, Anschauungen ohne Begriffe blind sind. Und damit ist eine Warnung ausgesprochen, die ein Polaritätseifer ohne zwingende Begründung in den Wind schlägt. Wohl läßt sich davon ausgehen, daß männliche und weibliche Lebensverhältnisse mit unterschiedlichen Bewußtseinsinhalten korrespondieren, doch die formalen Strukturen der Vernunft kommen Menschen ungeteilt und prinzipiell gleich zu.

Wenn Simmel der Weiblichkeit einen selbständigen normativen Kanon verschreibt, um sie vor der kodifizierten und institutionalisierten Männlichkeit zu schützen, so formuliert er nur, was er vorgibt zu ersetzen: einen korrelativen Maßstab. Dort, wo über die unmittelbar biologischen Invarianten hinausgegangen wird, orientiert sich das, was als Weiblichkeit gefaßt wird, ex negativo am Bild des Menschlich-Männlichen, um dessen Folie zu formulieren. Besonders deutlich wird diese Abhängigkeit im Zusammenhang kultureller Präsenz des Weiblichen. Sie wird bevorzugt in den »Lücken« angesiedelt, die die männliche Kultur einräumt oder selbst nicht auszufüllen weiß. Das Weiblichkeitsideal, das Simmel zeichnet, ist von männlichen Vorherrschafts- und Ergänzungsbedürfnissen diktiert. Der vorgegebenen, pragmatischen Funktion für das Selbstverständnis der Frau, kommt eine weitere zu, mit einem offensichtlich nützlichen Nebeneffekt: Sie gewährleistet, die Frau aus dem männlich besetzten Territorien fernzuhalten und die Angst vor der weiblichen Konkurrenz zu bannen.

Zweifellos bemüht sich Simmels Konstruktion der Geschlechter um eine formale Symmetrie, die jedoch über die inhaltlich vorgenommenen Gewichtungen

nicht hinwegzutäuschen vermag, zumal seine formulierten Konsequenzen explizit dahin gehen, die Frauen aus dem Bereich der objektiven Kultur auszuschalten – bis auf einige Ausnahmen, die in den Leerstellen platznehmen dürfen – und den Status quo der Aufteilung traditioneller Bereiche für die Geschlechter innerhalb der Gesellschaft zu bestätigen. Die Asymmetrie der Geschlechter-Konstruktion ist evident und Merkmal dieser Art totalitärer und fundamentalistischer Theoriebildung.<sup>6</sup> Die Demarkationslinien Aufgaben- und Machtverteilung bleiben unverrückt, eine paritätische Partizipation des weiblichen Prinzips an der Gestaltung des Lebens auf allen Ebenen ist nicht vorgesehen. Aus Simmels Untersuchung geht das männliche Prinzip mitsamt seiner kulturellen Dominanz und seinen tradierten Manifestationen der Konstruktion von Wirklichkeit gerechtfertigt hervor und weiß sich salviert und der Perpetuierung freigegeben.

Simmels Konstruktion der Geschlechter und des Weiblichen führt nicht dazu, die Frau von ihrem Signet des defizitären und inferioren Wesens zu befreien. Er deutet das historische Produkt ihres zweifellos reduzierten Sozialcharakters, sozusagen ihres Sozialisationsmangels, als das Eigentliche und setzt somit in seinen Überlegungen nicht an den gesellschaftlichen Ursachen an, sondern naturalisiert gleichsam die Folgen. Die daraus abgeleitete Entwicklungsunfähigkeit der Frau liefert die Grundlage, ihre intellektuellen und kreativen Fähigkeiten zu limitieren, womit sich der Zirkel schließt. Die unablässige Suggestion von Minderwertigkeit und die traditionelle Ghettoisierung weiblicher Lebenszusammenhänge reproduzieren ein weibliches Selbstbewußtsein der internalisierten Barrieren und Geringschätzung. Den unterdrückten und vernichteten Talenten und dem ruinierten Selbstwertgefühl der Frau steht die permanente Zelebration des männlichen Selbstbewußtseins und die Feier des glorifizierten männlichen Leistungsprinzips gegenüber. Die weibliche Unterordnung und Orientierung an männlichen Wünschen und Bedürfnissen gerät zur Naturordnung und wird zum Bestandteil bürgerlicher Norm. Selbst wenn äußerliche Zwänge und institutionalisierte Repressionen in Auflösung begriffen sind, so wirken doch ideologische Postulate unverändert unterschwellig weiter und werden in ihrer Wirksamkeit immer wieder neu genährt.

Georg Simmel war jedoch alles andere als ein Reaktionär, woran seine soziologischen und philosophischen Schriften keinen Zweifel lassen – bis auf seine Geschlechter-Philosophie. Dieser Widerspruch ist nicht umstandslos einer offenen, fragmentarischen Theorie der Moderne zuzuschreiben, sondern er macht vielmehr die Grenzen traditioneller Philosophie deutlich. In Simmels Geschlechtertheorie wird die Tradition der Weiblichkeitsdegradierung in keiner Weise gebrochen. Ihre Kombination aus Verachtung, Mystifizierung und Mythologisierung findet in der faschistischen Ideologie eines Rosenberg eine nahtlose, wann auch gesteigerte Fortsetzung. Insofern läßt sich die These Lukaács von der Vorbereiterrolle der Lebensphilosophie für den faschistischen Ungeist<sup>7</sup> – hinsichtlich des Frauenbildes – gewissermaßen verifizieren.

Was Simmels Konzeption der Geschlechter und speziell des Weiblichen auf den ersten Blick so plausibel wie auf den zweiten Blick fragwürdig macht, liegt an der unsystematischen, gleichwohl aber – durch Anknüpfung an die Wirkung bisheriger Ideologien und Stereotype, durch seinen hohen Tribut an vitale

Interessen und konventionelle Vorstellungsweisen – eingängigen Kombination psychologischer Typologie und naturwissenschaftlicher Termini mit Versatzstücken verschiedenster philosophischer Provenienzen. Philosophische Begriffe, die mit zeitbedingten und ohnehin überkommenen Phänomenen des Weiblichen und Männlichen analogisiert werden, suggerieren notwendige Entsprechungen und sind aber doch nicht mehr als tote Metaphern. Die empirischen Besonderheiten, die Simmel zu einem Bild arrangiert, verdichten sich gleichsam zu Vorbildern und der Prozeß seiner Analyse schlägt in einen normativen Anspruch um. Historische Gegebenheiten geraten zu ewigen Wahrheiten, indem aus der faktischen Machtkonstellation der Geschlechter ein umfassendes, apriorisches Verhältnis aus polaren Wesenheiten des männlichen und weiblichen Prinzips destilliert wird. Seine phänomenologische Ausgangsposition bindet ihn nicht zurück an die Rahmenbedingungen historisch balancierter Aussagekraft. Ganz im Gegenteil transformiert er empirisch-deskriptive Befunde zu metaphysischen Fundamentalien.

### **Geschlechter-Philosophie und Kulturkritik**

Die Kulturkritik Simmels an den Erstarrungen und der Dominanz des objektiven Geistes und seinen Entfremdungsphänomenen setzt im Zusammenhang der Geschlechter-Philosophie auf den 'subjektiven Faktor' Frau, was an sich nichts Neues ist, denn dieser Bereich wurde ihr immer schon zugebilligt. Im Haus, am Herd darf sie Atmosphäre schaffen und dem Mann den Panzer lösen. Simmel bestätigt damit nur die Polarisierungen von objektiver und subjektiver Kultur, indem er sie erneut dem männlichen und weiblichen Prinzip zuordnet, verstärkt er die Trennung – über strukturelle Dichotomien hinaus – quer durch die menschliche Gemeinschaft.

An seinem traditionellen Denkmuster, das sehr fest an unaufgeklärten Vorstellungen haftet und das er nicht einmal in Anbetracht der von ihm konstatierten kulturellen Umwälzungen und den damit verbundenen veränderten Forderungen an das Individuum aufgeben kann, zeigt sich exemplarisch die Reichweite rein konservativer Kulturkritik. Trotz seiner Empfindsamkeit für kulturelle Strömungen besteht keine Bereitschaft, Distanz zu einem überkommenen Menschenbild aufzunehmen, um damit zumindest neue Ansätze zu einer Lösung zu eröffnen. Selbst wenn er aus parteiischen Gründen kein Interesse an einer Autonomie der Frau zeigen konnte, so hätte ihn seine Sorge über das Befinden der Kultur zu radikaleren Gedanken hinsichtlich einer Theorie der Geschlechter führen müssen. Man könnte zu dem Schluß kommen: sein bis zur Unfreiheit eingefleischtes, verseitigtes Männer-Denken hatte ihn daran gehindert, unkonventionelle Vorstellungen in Erwägung zu ziehen.

Die Relation männlich-weiblich, die Simmel metaphysisch konstruiert, zeichnet auf philosophischer Ebene den gesellschaftlichen Ausschluß der Frau aus den Schalträumen der Macht nach und schreibt ihn fest. Dieser Vorgang macht deutlich, daß Philosophie selbst nur bedingt gegen die normative Kraft des Faktischen andenken kann. Der Freiheit des Geistes und der intellektuellen Redlichkeit stehen massive Interessen im Wege, die das düpierte Bewußtsein in Form

von Ideologien absondert. Denn es sind auch den Exaltationen des Geistes keine Grenzen gesetzt, wenn die gesamte Spaltung des abendländischen Denkens dem Problem der Geschlechter übergestülpt wird. Der Verbindungs- und Paßpunkt, der eine bestimmte Denktradition für diese spezielle Anwendung geeignet macht, liegt im Unterwerfungsdanken, das die Welt dichotomisiert und hierarchisiert und die Beziehung der Geschlechter zu einer endlosen Zwietracht hypostasiert. Werden Zweifel angemeldet, ist sofort – besonders bei Männern – von der gefährdeten erotischen Spannung der Geschlechter die besorgte Rede, und zwar in einer auffällig energetischen Sprache, die die Potenz geradezu aus dem Gefälle zu beziehen scheint. Daß das andere nicht notwendig das Subalterne sein muß, sondern gleichberechtigte und gleichwertige Position einnehmen kann, wird in Simmels Philosophie dekretiert. Doch seine Konzeption des Weiblichen, die alle Bestimmungen einer autonomen Menschlichkeit vermissen läßt, widerlegt die vorgegebenen Intentionen.

Allerdings: Georg Simmel hat seine Geschlechterphilosophie kurz vor seinem Tod gleichsam widerrufen.<sup>8</sup> An diesem Sachverhalt kann nicht vorbei, wer sich noch heute positiv, apologetisch<sup>9</sup> auf Simmel berufen will.

Ein hoch geschlechtsspezifisches Menschenbild, wie Simmels Konzeption es vorstellt, ist nicht geeignet, der von ihm beklagten »Kulturnot« eine neue Perspektive zu geben. Ganz im Gegenteil. So scheint doch zwischen den traditionellen Formen der Kultur mit ihren immanenten Deprivationstendenzen und den polarisierten Strukturen von Männlich und Weiblich ein – bisher nur ansatzweise erforschter – Konnex zu bestehen. Gerade in einem hochkomplexen Lebenszusammenhang offenbart sich die männlich-weiblich-Polarität als Verstärker von Desintegration und individuellem Unglück. Um so folgenreicher muß sich eine Konzeption erweisen, die auf diesen Strukturen besteht, ja sie zu restaurieren beabsichtigt. Die Trennung mit ihren unheilvollen Tendenzen gälte es aufzuheben. Von daher bildete eine – soweit wie möglich – geschlechtsübergreifende Synthese das Modell zukunftsweisender Überlegungen.

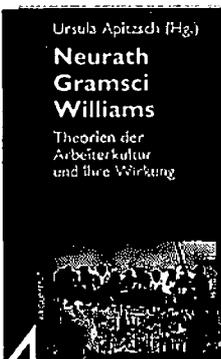
## Anmerkungen

- 1 Simmel, Georg, 1983: *Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Jürgen Habermas.* Berlin/West. Ders., 1984: *Das Individuum und die Freiheit. Essay,* Berlin/West.
- 2 *In Arbeit ist eine Georg-Simmel-Gesamtausgabe in 24 Bänden, hrsg. v. Rammstedt, Ottheim, Frankfurt/M.*
- 3 *Band 6 der Georg-Simmel-GA, hrsg. von Frisby, David P. und Köhnke, Klaus C., Frankfurt/M. 1989.*
- 4 Simmel, Georg: *Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem, in: Philosophische Kultur. Weibliche Kultur, in: Philosophische Kultur. Früh-Fassungen dieser beiden Aufsätze und weitere, in dem von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke hrsg. Band: Georg Simmel, Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Frankfurt/M.*
- 5 *Siehe meine vollständige Kritik an der Geschlechter-Konstruktion Simmels, in: Menzer, Ursula: Subjektive und objektive Kultur. Georg Simmels Philosophie der Geschlechter vor dem Hintergrund seines Kultur-Begriffs. Pfaffenweiler.*
- 6 *Zur Logik der zwangsläufigen Hierarchie in Polaritäts-Konstruktionen: Luhmann, Niklas: Männer, Frauen und George Spencer Brown, in: Zeitschrift für Soziologie 17/1988.*

- 7 Lukačs, Georg, 1962: Die Zerstörung der Vernunft, Neuwied/Berlin, 351-363, 386-401. Dort heißt es: »Es wäre lächerlich, in Dilthey oder Simmel bewußte Vorläufer des Faschismus zu sehen, sie waren es nicht einmal im Sinne, wie Nietzsche oder Lagarde dessen Vorfahren waren. Es kommt aber hier nicht auf eine psychologische Analyse der Absichten, sondern auf die objektive Dialektik der Entwicklung selbst an. Und im objektiven Sinne hat jeder hier behandelte Denker zu der Schaffung jener philosophischen Atmosphäre beigetragen, von der wir eben sprachen.« (363) – Dazu: Lieber, Hans.-J.: Kulturkritik und Gesellschaftstheorie im Denken Georg Simmels, in: ders., 1974: Kulturkritik und Lebensphilosophie, Darmstadt. Liebers Studien zu Kulturkritik und Lebensphilosophie gehen in der Nachfolge von Lukačs' Ansatz von einer wirkungsgeschichtlichen Perspektive aus und versuchen, Philosophie aus ihren historisch-politischen Zusammenhängen heraus zu interpretieren.
- 8 Brief Georg Simmels an Marianne Weber, in dem er auf ihre Kritik an seiner Geschlechter-Philosophie eingeht, in: Buch des Dankes, 1958, 133, und in: Menzel, Ursula, a.a.O., 163.
- 9 Wie z.B. noch vor einem Jahrzehnt: Baumgartner, Michael, 1984: Gleichheit und Verschiedenheit von Mann und Frau in philosophischer Perspektive, in: Gießener Universitätsblätter 2, 78-95.

---

## Brückenschlag zwischen Arbeiterkultur und Zivilgesellschaft



Argument-Sonderband  
Neue Folge Band 207  
164 Seiten, DM 21,50

Dieser Band will dem mittlerweile weitverbreiteten Vorurteil entgegentreten, Arbeiterkultur sei nur noch ein historisches Relikt, wo nicht gar Opfer des Individualisierungsschubs der Gegenwart. Daß dies eine verengende Sichtweise ist, zeigen die Aufsätze über Otto Neurath, den Wiener Kreis und die austromarxistische Kulturdebatte ebenso wie die Beiträge über den englischen Marxisten

Raymond Williams, der im deutschsprachigen Raum erst noch entdeckt werden muß. Betrachtungen zu den kulturtheoretischen Implikationen von Gramscis Begriff der »civiltà« vervollständigen den Brückenschlag zwischen Arbeiterkultur und Zivilgesellschaft: diese kann ohne jene nicht wirklich produziert und historisch angeeignet werden.

 Argument Verlag

# Erst eins, dann zwei ...



## Das neue Ariadne Forum ist da!

Das Feedback auf das erste Heft war so lebendig und gewaltig, daß die zweite Ausgabe fast doppeltes Volumen bekommen hat und zeigt, daß das Konzept eines Ariadne-Frauenkulturmagazins mit Leserinnenbeteiligung sich unterhaltsam und informativ umsetzen läßt: über hundert Seiten Debatten, Klatsch, Persönliches und Neuigkeiten rings um frauenkulturelle Themen und natürlich um Frauenkrimis. Daneben auch diesmal wieder Fotos, Cartoons, kleine Ausblicke auf die Zukunft sowie sinnfonische Randgedanken.

- Klatsch und Tratsch:** Telex und Kriminelles aus der Redaktion.
- »Wie es Euch gefällt«: ungleiche Leserinnen-Echos zum 1. Forum.
- Autorinnen:** Barbara Wilson, Marge Piercy, Gabriele Gelien.
- Utopia:** Eine theoretische Folie für feministischen Utopien.
- Aotearoa** ist der Maoriname für Neuseeland. Ein Bericht.
- Amsterdam** lud 1992 zur feministischen Buchmesse ein.
- Tips und Tadel:** Krimis, Romane und Sachbücher.
- Musik** - zum ersten Mal im Forum: Klänge von Frauen.
- Veranstaltungskalender:** Was Frauen so alles auf die Beine stellen.

**Das Ariadne Forum gibt's überall wo es auch Ariadne Krimis gibt.**

Kornelia Hauser

**Was man vergißt, wird gefährlich – oder:  
Wie man aufwächst, denkt man ...**

### **Montage von Rezeptionen einer Theaterinszenierung**

Heiner Müller inszenierte *Duell Traktor Fatzer* am Berliner Ensemble. Das sind drei Stücke von Müller (aus *Wolokolamsker-Chaussee Das Duell*, *Der Findling* und das Produktionsstück *Traktor* aus den 50er Jahren, 1974 überarbeitet) und *Fatzer*-Fragmente von Brecht. Zur Inszenierung des *Duells* schrieb Müller: »Die Textaufteilung hängt von der angenommenen Berichtszeit ab (vor oder nach welchem Ereignis, vor oder nach dem Tod). Ob das gebrochne (Selbst)Bewußtsein spricht oder das geflickte, vor dessen Zerstörungspotential Hegel gewarnt hat, macht einen Unterschied. Vielleicht ist der Bruch die Reife: Was nicht gebrochen wird, kann nicht geerntet werden.«<sup>1</sup> Die Ereignisse bestimmen die Inszenierung der Stücke. Aber auch ihre Aufnahme? Der Rohstoff – die Texte – Antworten auf Fragen.

Müller schrieb zu *Fatzer*: »Der Text ist präideologisch, die Sprache formuliert nicht Denkresultate, sondern skandiert den Denkprozeß.«<sup>2</sup> Die west-deutsche DDR-Literatur-Rezeption hatte gezeigt, wie wenig über die DDR gewußt wurde und mehr noch wie desinteressiert man war. Die aktuelle Politik zeigt, daß das Wissen sich nicht sonderlich vermehrte und die Eigentumsfrage Entscheidungsgrundlage ist und nicht sozialer Frieden.

Lernen die Feuilleton-Intellektuellen aus dem Zeigen der Damals-Zeit in der Jetzt-Zeit?

#### **Inhalte**

Die *FAZ* (Stadelmeier, 2.10.93), muß, um die einzig gute Szene – »manchmal sind zwei Sekunden auf dem Theater eine ganze Welt« – des Stückes, den Text noch selber schreiben, damit eine passende »message« daraus wird. Die Szene muß gut gewesen sein, kein Rezensent kommt ohne sie aus, nur die *FAZ* zitiert falsch. Hier ist sie: Eva Mattes fährt Erwin Geschonneck, er sitzt im Rollstuhl, an die Rampe, sagt: »Wie viele gute Menschen seh' ich hier! Brave neue Welt, die solche Bürger hat.« Darauf der Alte: »Du kennst sie nicht.« (Zit. nach *Die Zeit*, Schödel, 8.10.93) Was macht die *FAZ* daraus: »Ach, ich kenne sie.« Und kommentiert: »Als habe er das Pathos und die Lügen mehr als satt. Empfehlung an Müller: Mehr Zeitgeist – weniger Kritik, die münzbar ist! Für den *Freitag* (Götze, 8.10.93) war diese Szene der eine von zwei Momenten, die zum Lachen waren; für das *Neue Deutschland* (Ebert, 4.10.93) ein »Bonmot, womit die Widersprüche umrissen sind, die der Regisseur an diesem Abend ins Bild bringt.«

Die Inszenierung – oder waren es die Stücke? – war ein »Krebsgang durch die deutsche Geschichte« (*Zeit*); »ein gespenstisch-kalkes Familientreffen im

Berliner Ensemble« (FAZ); »das Theater selbst scheint zu zucken wie ein wunder Muskel (ND), »keine Trauerfeier, aber auch kein baccantisches Beerdigungsfest« (Freitag).

Die FAZ ist ein Meister in der Formulierung von zur Herrschaft aufsteigenden oder aufgestiegenen Fragen; sie hat den Vorzug – im Gegensatz zu Müller – sie zu kennen, was voraussetzt, die Möglichkeit einer Antwort unterstellbar zu machen: »Was kostet der Mensch? Zu welchem Wert wird er gehandelt, wenn es um 'die Sache' geht? Wie schrecklich, wie dumm, wie grotesk oder wie sachlich ist eine solche 'Sache'?« Der Sinn erschließt sich als Kontext: Fragen aus einer anderen (Gesellschafts-)Ordnung, aus der Behandlung der regierten Menschen im vereinigten Deutschland abgeleitet. Der Unternehmer fragt: was kostet der Mensch, und der Staat berechnet es. Der konkrete Mensch hingegen fragt: wie lebt der Mensch? Müllers Stücke handeln von der anderen Ordnung, und er fragt und zeigt, was es kostet an Leben, Blut, Triebverzicht und Gewalt, sie herzustellen. »Es gibt keinen sanften Umbau von Gesellschaft!« Niemals. Für den Freitag offenbart der Rückblick auf die DDR widerspruchsfrei »verlorenes Leben. Mindestens verlorene Lebenszeit.« Und: »Die Texte funktionieren nicht ... Es gehört kein Mut mehr dazu. (...) Die Texte sind durch die Geschichte verrutscht.« Auch das ND erkennt einen Preis, den Geschichte und Hoffnung abverlangten: »In diesen markanten, kantigen, kruden Figuren kulminieren deutsche Schicksale, zerbrechen Sehnsüchte nach einer besseren Welt.« Das ND wiederholt nur, was im Text schon stand und spricht doch dann wieder unbefangen im alten – von Müller kritisierten Sinne – positiv: alle Menschen sind ersetzbar, an jedem ist ein Allgemeines erkennbar, als Individuen gelten sie nur als das Verallgemeinerbare, das sie ersetzbar macht. Es resümiert die Zeit: »Theater ohne Gnade. Wer alles versteht, kann nichts verzeihen.« Schweigen, wem die Gnade gelten darf.

### Die Aufführung

»Schauspieler wie sprechende Panzer ... Müller schickt seine Schauspieler an diesem Abend in ihren Abgrund – und in seinen« (Zeit). »Der Rhythmus ... rollt über ihn hinweg wie Panzerketten« (Freitag). »Es wird nicht gekämpft, es wird nur geknattert« (FAZ). »Der Vortrag ist gemessen, gedanklich karg und von unbittlicher, gezügelter Emotionalität.« (ND)

### Fatzer und die Frau

Fatzer »prügelt sich mit den Fleischern von Mühlheim, besteigt Kaufmanns Frau Therese« (Zeit); er »verliert sich aber zwischen den Schenkeln der Frau eines Kameraden und im Streit mit Fleischergesellen« (FAZ). »Aber der gesunde Egoismus Fatzers, der ihn für das Leben entscheiden ließ, wird ihm zum Verhängnis, wenn er, lebenskräftig, wie er eben ist ... mit dem Weib seines Kumpeles schläft.« (ND) »Auch hier bleibt freilich vor allem übrig, was übrigblieb: Das Begehren, der Trieb.« (Freitag).

Vier Weltansichten, die eine Szene sehen: Vom Klassenstandpunkt der Feinen und Gebildeten, kann einer mit »asozialem Anspruch« nur niedrig im Allgemeinen

und im Besonderen verkehren; vom Standpunkt der effizienten Vernünftigkeit muß Hedonismus und Hingabe an den Impuls zu Selbstverlust führen; die Männerbund-Idee sieht im Weib Eigentum und das Böse; bleibt zuletzt die Idee anthropologischer Konstanten, derer wir nicht beraubt werden können.

### Atmosphärisches

*Außerhalb:* »Seit acht Monaten schiebt Müller einen Kinderwagen durchs tiefste Kreuzberg, wo er mit seiner neuen Frau, einer jungen Photographin, und der kleinen Anna Müller lebt. . . . Die Frau des Dichters spielt am Flipperautomaten . . . Ob das Kind den alten Schwarzseher nicht ein bißchen milder stimme? (. . .) Es war, als lese ein ostdeutscher Mephisto einem Faust aus dem Westen die Le-vithen . . . Danach im Fernsehen die Bilder aus Moskau . . . Dann der Aufmarsch der alten Wörter und im Gefolge alles, wofür sie stehen: 'Blut', 'Schlacht', 'Auf-stand'.« (*Zeit*)

*Innerhalb:* »Er sitzt händchenhaltend oben in der Loge, aus der Ferne immer mehr wie der alte Goethe aussehend. (. . .) Viel Müllergemeinde . . . und sogar Christa Wolf. 'Was treibt Sie hierher, Frau Wolf?' 'Das Theater.' (. . .) Ich ver-mute, es war das Interesse an der Frage, wie sich Müller aus der Affäre zieht, wenn er sich an einem historischen Ort der DDR-Kunst nach dem Tode der DDR den Erwartungen des Publikums stellt, über die Konsequenzen eben dieses Todes etwas zu erfahren – und auch keinen Text hat, mit dem sich alles wagen ließe.« (*Freitag*) »Allerhand Beifall. Buh-Rufe auch . . . (*ND*)

### Irgendwelche Lehren?

»Abgestandener Quark« (*FAZ*); »viele(n) Antworten . . . aber . . . das wollte nie-mand hören« (*Freitag*); »Denn lautet die Verkündung: 'Keinen Sieger wird es geben, nur noch Besiegte!' (*ND*); »was bedeuten diese Tiraden und dieses Ge-krabbel in der Nacht? Müller sargt seine Texte ein. Müller bunkert. Aufheben! Er kennt das Wort aus der *Zeit* der Dialektik.« (*Zeit*)

### O-Ton des Dramatikers

»Gegenstand der Kunst ist jedenfalls, was das Bewußtsein nicht mehr aushält, dieses schwer zu ertragende Paradox der menschlichen Existenz, die Unerträglichkeit des Seins. Das erklärt auch die Anfälligkeit von Intellektuellen, gerade in Europa, für Ideologie. Denn Ideologie bietet die Möglichkeit, die Last, die du eigentlich tragen müßtest, abzuwerfen.«<sup>3</sup>

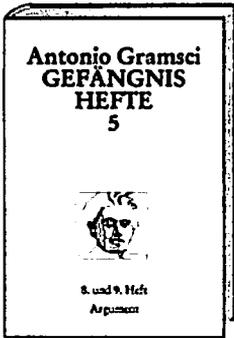
### Anmerkungen

1 Müller, Heiner: Stücke. Berlin/DDR 1988, 589.

2 Müller, Heiner: Material. Leipzig 1990, 35.

3 Müller, Heiner: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Köln 1992, 316.

# Wolfgang Abendroth-Preis 1993 für die Edition der Gefängnishefte



Herausgegeben von  
W.F. Haug u. K. Bochmann  
390 Seiten, Gebunden, DM 46,-

Kritische Gesamtausgabe auf Grundlage der von Valentino Gerratana im Auftrag des Istituto Gramsci besorgten Edition.

Neu im Oktober 1993: Band 5 (8. und 9. Heft)

*Inhalt 8. Heft (1931-32):*

Notizen zur Geschichte der italienischen Intellektuellen, Bürokratiekritik.

Notizen zur Philosophie III: Einheit von Theorie und Praxis.

Labriola. Zu Bucharins "Gemeinverständlichem Lehrbuch".

Die Religion als "Opium des Volkes". Notizen zur Ökonomie.

*Inhalt 9. Heft (1932):*

Miszellen und Notizen zum italienischen Risorgimento. Transformismus und passive Revolution. Organischer und demokratischer Zentralismus. Machiavelli. Populärliteraten.

Kritischer Apparat zum 8. und 9. Heft.

 Argument Verlag

## »Wider die Relativierung des Nationalsozialismus durch eine rechts-populistisch-kollektive Sinnstiftung.«

Die Linke, Wien



Versehen mit einem aktuellen Nachwort wird aus gegebenem Anlaß ein Klassiker neu aufgelegt: Wolfgang Fritz Haugs 1967 zuerst erschienene Untersuchung einer Ringvorlesung zum deutschen Faschismus, gekoppelt mit seinen Interventionen in den 1986 entflammten Historikerstreit.

»Haug führt Protagonisten vor, aber nicht als Einzelkämpfer, sondern als Teil eines weit verzweigten kommunikativen und sozialen Geflechts. Sein Buch läßt über 300 Sprecher zu Wort kommen, beschränkt sich dabei nicht auf die Debatte 1986/87, sondern geht weit zurück bis 1980.«

Tages-Anzeiger, Zürich

 Argument Verlag

## Kongreßberichte

### Ethnozentrismus und der Umgang mit ethnischen Minderheiten

Nachtrag zum 26. Deutschen Soziologentag in München, 28. September bis 2. Oktober 1992

Erstmals wurde der Umgang mit ethnischen Minderheiten als Plenumsveranstaltung auf die Tagesordnung des Soziologentages gesetzt. Anlässe dazu hätte es lange zuvor bereits gegeben, aber erst die Ereignisse von Rostock und Hoyerswerda haben die Themen »Fremdenfeindlichkeit« und »ethnische Minderheiten« aus ihrer Marginalität gerückt. Mit der These, die Soziologie habe versagt, sorgte Hondrich für Unruhe. Die Soziologen hätten in ihrem Fortschrittsglauben die Stärke der ethnisch-kulturellen Gemeinschaften unterschätzt, »die dauernde Macht und Prägekraft der kulturellen Wir-Gefühle, die fortdauernd, aber normalerweise unsichtbar in der Latenz wirken«. Hondrich spricht damit ein Problem an, das bis dato von den Kritikern der »neuen Ethnizität« übersehen worden war. Diese sahen in ihr eine ethnische Mobilisierung, basierend auf der Konstruktion von fiktiven ethnischen Interessengruppen (vgl. N. Glazer/D.P. Moynihan [Hrsg.] *Ethnicity, Theory and Experience*, Cambridge/Mass. 1975). Das »Ende der Ideologie« (Bell) war für manche wegen der Auflösung von Klassensolidarität der Anfang der Ethnisierung des Politischen. Überdies behauptet Hondrich, daß es nicht so sehr die ethnisch-kulturellen Gemeinschaftsgefühle sind, die instrumentalisiert werden, sondern daß diese vielmehr die Interessen und Modernisierungsschübe in ihren Dienst stellen – sie »profitieren durch die Herstellung von Distinktionen und Distanzbewußtsein sublimerer Art«.

Hondrich stellt mit diesem Ansatz die Rationalitätsgläubigkeit der Aufklärung und andere Modernitätsannahmen in Frage, nach denen für den »Typus tatsächlich funktional differenzierter, nun endgültig, 'moderner' Gesellschaften ... die objektiven Grundlagen für dauerhafte ethnische Vergemeinschaftungen und systematische ethnische Mobilisierungen letztendlich« entfallen (H. Esser, in: *Generation und Identität*, Opladen 1990). Seine Kritik paßt auch trefflich in das gegenwärtige Klima, in dem Sozialwissenschaftler wie Politiker immer wieder die Normalität der Angst vor dem Fremden und damit auch die Normalität von Fremdenfeindlichkeit betonen. Zu fragen wäre, ob eine Perspektive, die diese Entwicklung als normal betrachtet, nicht Gefahr läuft, institutionelle Faktoren zu übersehen, die soziale Konflikte durch entsprechende Normsetzungen kanalisieren. So wäre z.B. zu untersuchen, wie gesellschaftliche Institutionen und die ihnen zugrundeliegenden Ideologien die Prozesse der Ethnisierung unterstützen bzw. abwenden können. Gerade eine soziologische Betrachtung muß solche Fragen stellen können.

Insgesamt zeigte sich die Veranstaltung weitgehend unberührt vom internationalen Forschungsstand im Bereich der inter-ethnischen Beziehungen. Rassismus sei, wie Hopf betonte, nicht die zentrale Frage, da die Gewalt gegen Ausländer nicht auf einer biologischen Ideologie basiere. Daher wird das Konzept des Ethnozentrismus bevorzugt. Nur wurde kein Versuch gemacht, den Unterschied zwischen Ethnozentrismus und Rassismus näher zu erläutern. Global gesehen, kommt das Konzept des Ethnozentrismus, so wie es von dem amerikanischen Soziologen Sumner zu Beginn unseres Jahrhunderts entwickelt wurde (*Folkways*, Boston 1906), der These von Hondrich sehr nahe: Gruppen liegen von Natur aus im Kampf miteinander; Frieden innerhalb einer Nation, eines Landes, eines Stammes ist das Ergebnis der Ableitung von Aggressionen nach außen.

Es ging u.a. auch um die Relevanz der autoritären Persönlichkeit für Ethnozentrismus, um Ost-West-Vergleiche, Korrelationen zwischen einer Anzahl von Autoritarismus-Skalen und Fremdenfeindlichkeit. Die Daten zeigten hauptsächlich, daß Autoritarismus und Ethnozentrismus in der früheren DDR (1990) signifikant höher waren als in der Bundesrepublik (1991) und in der Bundesrepublik 1991 höher als 1979. Leider gab es keine Diskussion über die autoritäre Persönlichkeit als solche, auch keinen Versuch, die Signifikanz dieser Daten zu interpretieren. Die Zuhörer konnten daraus nur schließen, daß frühkindliche Sozialisationsmuster die beste Erklärung für sowohl normale als auch extreme Äußerungen des Ethnozentrismus sind.

Auch neuere Arbeiten über Ethnozentrismus wurden nicht problematisiert, z.B. die Annahme, daß der Eigene immer gegenüber dem Fremden (undifferenziert), dem anderen bevorzugt wird, daß es ganz normal sei, sich Fremden gegenüber insgesamt ablehnend oder angstvoll, skeptisch zu verhalten. Aber wie Forbes u.a. (*Nationalism, Ethnocentrism and Personality*, Chicago 1985) gezeigt haben, geht es nicht nur um den Fremden im allgemeinen, sondern um Kategorien von Fremden, die Hierarchien angehören. Wie könnten wir sonst erklären, daß in der ehemaligen DDR unmittelbar nach der Wende die Türken die stärkste Ablehnung erfuhren, obwohl zu dieser Zeit gar keine Türken in der DDR lebten? M.E. zeugt diese Haltung von einer direkten Übernahme der Einstellung gegenüber Türken in der alten Bundesrepublik.

Angesichts historischer Erfahrungen mag es verständlich sein, daß die deutsche Soziologie lieber von Ethnozentrismus statt von Rassismus spricht. Trotzdem ist es fragwürdig, daß die Theorie des Rassismus, die in der internationalen Wissenschaftsgemeinschaft gebräuchlich ist, in Deutschland kaum Berücksichtigung findet. Im Zentrum steht die These vom Prozeß der Rassen-Konstruktion. Der Begriff verweist auf einen Vorgang der Kategorienbildung und Repräsentation, in dem ein anderer somatisch definiert wird (Miles, *Rassismus*, Hamburg 1991). Die Ideologie des Rassismus ergibt sich daraus, daß der so definierte andere zu einem per se Minderwertigen oder auf Grund der Herkunft (geno- oder phänotypisch, ethnisch oder religiös) Nicht-Gleichberechtigten wird. Rassismus beinhaltet mithin nicht nur die Konstruktion des anderen (outgroup) in negativen Bildern als Begründung von Angst oder sozialer Distanz wie beim Ethnozentrismus, sondern verwendet dieses Urteil zur Begründung der sozialen Unterwerfung, Minderwertigkeit, Benachteiligung oder Ausgrenzung. Ethnische Ideologien der Zugehörigkeiten haben danach erst eine rassistische Bedeutung in einer Position der Macht und Dominanz gegenüber anderen Kollektiven.

Man sieht, daß diese Bestimmung von der Eigendefinition der deutschen Volks-Nation nicht weit entfernt ist. Zugehörigkeit und Zugang basieren bei uns nicht primär auf dem Prinzip der Territorialität, sondern auf dem »ius sanguinis« und der ethnischen Abstammung. Interessant war in diesem Zusammenhang eine vergleichende Studie des Deutsch-Kanadiers Adam über die Entwicklung zur »multikulturellen Gesellschaft«: Sie kann in Kanada deshalb funktionieren, weil dort die Idee der Staatsbürgerschaft von der ethnischen Zugehörigkeit unabhängig ist. In Deutschland ist dieser Diskurs zu einem folkloristischen »Multi-Kulti« geworden, weil das Recht auf Zugehörigkeit vom Prinzip der Volks-Nation abgeleitet wird.

Ein weiterer Plenumsbeitrag, der die Daten des Eurobarometers von 1988 analysierte, zog ausgehend von Andersons Theorie der »imagined communities« die einfache Schlußfolgerung, daß die Beurteilung der Fremden um so negativer ausfällt, je größer der Anteil an Nicht-EG-Ausländern ist. Offenbar in Unkenntnis des Forschungsstandes hat sich hier das Forschungsteam auf ein Feld gegeben, wo andere

längst weitergekommen sind. Ein internationales Team von Sozialpsychologen (Pettigrew, Jackson u.a.) konnte auf der Basis der gleichen Daten zeigen, daß in Westeuropa, vor allem in Deutschland eine Art von subtiler Fremdenfeindlichkeit zu finden ist.

Das Thema Gewalt stand nicht nur in dieser Veranstaltung des Soziologentages auf dem Programm. Auf der Grundlage einer Zusammenfassung aktueller Daten wurde eine theoretische Interpretation der Entwicklung seit Hoyerswerda versucht. Die Vorgänge schienen sich am besten durch die »relative Deprivation« zu erklären, die die Vereinigungsoffer erfahren hatten, und durch die politische Situation, die die Medien in einen manifesten Machtgewinn der Aggressoren umzumünzen vermochten. Dieser Ansatz bezog sich primär auf den Osten. Aber bedarf die Gewalt im Westen keiner Erklärung?

Auch hier wurde kein Versuch unternommen, der Frage nachzugehen, warum bestimmte Gruppen so offenkundig als »legitime« Zielscheibe für gewalttätige Angriffe angesehen werden. Anscheinend unbekannt war auf dieser Veranstaltung die Arbeit der Mainzer Kollegen (Bohn, Hamburger und Rock) in der Arbeitsgruppe Migration und Ethnizität, die zeigt, wie die Polizeiberichte Sinti und Roma in der westdeutschen Lokalpresse über zehn Jahre hinweg systematisch zum Problem gemacht haben. Hamburger sprach von einem Neo-Rassismus, womit eine Grundlage geschaffen worden sei, um die Legitimität der Asylpolitik wie der Asylbewerber in Frage zu stellen.

Leider kam es mangels theoretischer Ansätze sowie historischer Perspektiven dann auch zur Konfundierung von Rostock und Los Angeles. Die Unruhen von Los Angeles waren eine spontane Antwort auf einen latenten und lange schwelenden strukturellen Rassismus, der in den amerikanischen Metropolen eine vornehmlich schwarze und latino-amerikanische Unterklasse erzeugt. Das Gerichtsurteil über den Fall Rodney King war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Die Ausbrüche von Gewalt haben also in Deutschland und in den USA gänzlich unterschiedliche historische und soziologische Wurzeln. Die Unruhen in Los Angeles waren nicht primär ein ethnischer Konflikt, wie mancher Redner nahelegte. Es war ein Klassenkonflikt.

Das Thema der internationalen Migration war ebenfalls etwas losgelöst von der Theorie. Hier wurde primär ein demographischer Ansatz verfolgt. Seit 1984 gibt es eine Arbeitsgruppe über Migration und ethnische Minderheiten, die dieses Forschungsgebiet an deutschen Universitäten zu institutionalisieren sucht. Offenkundig war sie nicht konsultiert worden, um wenigstens die nötigen Informationen zum Forschungsstand zu geben. In einer Nachmittagsveranstaltung der Zürcher Arbeitsgruppe »Migration und ethnische Minderheiten« hätten die deutschen Soziologen am Beispiel der Schweiz erfahren können, wieviel eine historische Perspektive zum theoretischen Verständnis der Rolle von Minderheiten und der Ethnisierung des Politischen beitragen kann.

Hondrich hat in manchem recht: Die maßgebenden soziologischen Theorien haben die Kernfrage offensichtlich ignoriert oder als automatisch auflösbar in der »Moderne« gesehen. Vorhandene Ansätze (z.B. von Elwert oder Heckmann) wurden nicht ernsthaft debattiert. Ethnozentrismus, Ethnizität und inter-ethnische Beziehungen, von einer systematischen wissenschaftlichen Analyse des Rassismus zu schweigen, gehören offenbar nicht zum Grundausbildungs-Lehrplan der Soziologie im deutschen Universitätssystem.

Czarina Wilpert (Berlin)

## Mensch – Maschine – Kommunikation

Arbeitstagung des DGB-Bildungswerk, des Forschungsinstituts für Arbeiterbildung Recklinghausen und der Hans-Böckler-Stiftung. Hattingen, 7. bis 9. Juni 1993

Die allgemeine Frage der Veranstalter war, welche »Potentiale für mehr Freiheiten« die Informations- und Kommunikationstechniken bergen. In seinem Einleitungsbeitrag kritisierte *Franz-Josef Jelich* (Forschungsinstitut für Arbeiterbildung) das bis heute vorherrschende ideologisierte Verhältnis der Gewerkschaften zur Technik; sie ließen die sozialisierende Wirkung der Technik unberücksichtigt und vernachlässigten die Frage nach der Rolle und Verantwortlichkeit des Individuums beim Einsatz von Technik. Er plädierte für einen sozialen Begriff von Technik: diese ist so gut/schlecht wie die Gesellschaft, die sie hervorbringt und die sich durch sie reproduziert. *Gerd Hurrle* (Bildungszentrum Hattingen) vertrat die Auffassung, daß sich der Technik mit philosophischen Ansätzen genähert werden müsse, um sie zu verstehen. Technik ist demnach zu fassen als Produkt des Menschen, mit dem er auch sich selbst verändert – Technik als »veräußertes Inneres«, das den Menschen ebenso erschrecken wie erfreuen könne. Der Schrecken der Technik resultiere letztlich aus der Verantwortung, die sie zu übernehmen anmahnt und fordert. Gegen die These, die neuen Kommunikationstechniken zerstörten die menschliche Kommunikation, stellte Hurrle neue Kommunikationsformen und -kulturen in Aussicht.

Vergleichbar ist dieser kulturelle Umbruch vielleicht mit den Veränderungen im Gefolge der Einführung des Buchdrucks durch Gutenberg, die der Historiker *Michael Giesecke* (Bielefeld) beschrieb. Gutenberg entwickelte eine Maschine, die die traditionelle kunstvolle Herstellung von Büchern erleichtern sollte. Giesecke zeigte auf, wie eine Technik, die nur auf einen bestimmten Produktionsschritt gerichtet war, durch Adaption durch andere Kulturen – so während der Bauernkriege, als der Buchdruck die Herstellung von Flugblättern ermöglichte und damit völlig neue Kommunikationswege ermöglichte – selbst eine neue Kultur schuf. Es dauerte 200 Jahre, bis diese zur vollen Reife sich entwickelte, obwohl der Buchdruck bereits in kurzer Zeit die Kommunikation und das soziale Netzwerk verändert und »umbrochen« hatte. Solche Umbrüche erhalten ihre Dynamik aus der Ambivalenz der neuen Technik und den unterschiedlichen Interessen der beteiligten »Kulturen«. So ging das Herrschaftswissen der Kirche unter, die gesellschaftlichen Informationsspeicher wurde breiten Schichten geöffnet; für das Wissen konstituierte sich ein Markt.

Einen anderen Zugang erlaubte *Frieder Nake* (Bremen), in den siebziger Jahren einer der weltbesten Computergrafiker. Nake gehört zu jener Handvoll von Informatikern, die an der ausschließlich technischen Definition ihres Berufsstandes zweifeln und in ihrer Arbeit von einem philosophischen Ansatz ausgehen (in: W. Coy u.a. [Hrsg.], *Sichtweisen der Informatik*, Braunschweig, Wiesbaden 1992). Nake zeigte am eigenen Erleben seiner Arbeit an Computern die Entwicklung vom »Batch Processing«, dem »Schlangestehen« vor und im Computer beim Einsatz als Rechenmaschine, zur »Direct Manipulation«, der interaktiven Arbeit mit einem Medium. *Wolfgang Coy* (Bremen) vertiefte die Darstellung des Computers und seiner Funktion als Werkzeug, als Automat und schließlich als Medium. Der Computer als Werkzeug steuert einen Prozeß, als Automat integriert er mehrere Prozesse zu einem Arbeitssystem mit einem eindeutigen Zweck, wobei beide Funktionstypen die Qualifikation des Bedieners ignorieren. Als Medium schließlich stellt der Computer verschiedenste Maschinen in einen kooperativen Zusammenhang, so daß sich der Zweck erst über den Benutzer definiert. Diese »Zwecklosigkeit« für eine zukünftige Gesellschaft darzustellen, war das Ziel des Dokumentarfilmers (*Septemberweizen*,

*Maschinenröhre*) und Konstruktivisten *Peter Krieg* (Köln). Er entwarf ein Bild eines »digitalen Daseins«, das bei den Teilnehmern jenes Erschrecken hervorrief, das schon in der Einführung zur Tagung angesprochen worden war. Unter der konstruktivistischen Annahme der Unmöglichkeit der Abbildung der Welt, werde eine neue Kultur nur über das Zulassen von Ambivalenzen erreicht. Über die Gestalt der neuen Kultur entschieden schließlich die Bedürfnisse.

Über die Ambivalenz der neuen Medien in der Arbeitswelt gaben die abschließenden praktischen Erfahrungsberichte und Untersuchungen von *Rainer Salm* (Betriebsrat bei Kodak, Stuttgart), *Theo Wehner* (TU Hamburg-Harburg) und *Cordula Pleiss* (TU Berlin) Aufschluß. Sowohl im Produktions- wie im Verwaltungsbereich zeigt sich ein Verlust an menschlicher Kommunikation und damit ein Verlust an Handlungskompetenz, insofern Sprache und Kommunikation auf Handlung gerichtet sind (Wehner). Der Einsatz neuer Techniken gefährdet zwar die Kommunikation, verhindert sie aber nicht prinzipiell (Preiss), mag sie gar zu provozieren: als Diskussion über den Zweck von Kommunikation überhaupt (Salm).

Wolfgang Oesterle-Imbery (Karlsruhe)

#### »Mensch bleiben« – Zur Wiederentdeckung des Subjekts in der Psychiatrie

4. Internationales Herne Gemeindepsychiatrisches Gespräch, Herne, 14. bis 16. September 1993

Die bisherigen, sich in zweijährigem Rhythmus wiederholenden »Gemeindepsychiatrischen Gespräche« waren durch die Diskussion geprägt, wie reformpsychiatrische Versorgungsstrukturen auf das krisenerschütterte Subjekt wirken. Das Leitmotiv der diesjährigen Tagung, die gleich den vorhergehenden durch Matthias Krisor, Leitender Arzt am Psychiatrischen Therapiezentrum des St. Marien-Hospitals Eickel, initiiert wurde, deutete auf eine veränderte Themenstellung: Nicht das Offenbare – die Wirkung von Versorgungsstrukturen auf die lebenslagendominierenden Symptome des krisenerschütterten Subjektes – sondern das Verborgene – die umfassenden, vielfältigen Potentiale eines jeden Individuums, die sich in seiner einmaligen Geschichtlichkeit finden – sollten demnach als tragende Voraussetzungen der Begegnung zwischen Menschen in Lebenskrisen und Menschen in professionellen Helferrollen diskutiert werden.

Bruno Hildenbrand wies einfürend auf die sich langsam abzeichnende Fokussierung von Betroffenenanliegen hin, die auch die Wahrung des »wohlverstandenen Interesses« der Patienten/Klienten durch professionelle Helfer in Frage stellt. Der französische Vertreter der »institutionellen Psychotherapie«, Jean Aymes, zeigte unter Bezug auf Hermann Simon, Sigmund Freud und Jacques Lacan auf, daß in Frankreich bereits seit den vierziger Jahren dem Kranken »die Stellung des Subjektes« in einer sich permanent revolutionierenden Institution eingeräumt wurde, die heute durch das Aufkommen zahlreicher kurzzeittherapeutischer Verfahren im Bestreben um stationär kürzere Verweildauern unter dem Primat der Finanzierbarkeit bedroht wird. Holger Dietrich, ein Vertreter des »Bundesverbandes Psychiatrie-erfahrener«, leitete aus seiner bewußten »Krankheitsuneinsicht« die Forderung nach Raum zum Psychoseerleben ab und trug 'benutzerorientierte' Ansprüche an eine Psychiatrie (z.B. Mitspracherecht bei der Medikation, »offene Türen«, Psychosegesprächsgruppen) vor. Neben ihm kam der Oxforder Psychiatriereformer Douglas Bennett mit dem Anliegen zu Wort, ein »Netzwerk« von Einrichtungen zu schaffen, um das Problem, »daß die Patienten immer durch die Maschen zu fallen scheinen«, zu minimieren – u.a. durch gemeindepsychiatrische Dienste, die ganzjährig und rund um die Uhr geöffnet sind.

Der Beitrag der Kreativitätsforscherin Ingrid Abrecht (Martigny, Schweiz) befaßte sich mit dem individuellen Potential einer umfassenden und prozessualen Veränderungsmöglichkeit, um – unter Berücksichtigung institutioneller Spielräume – neue Wege zur permanenten Entwicklung sozialer Gebilde allgemein und der Psychiatrie speziell aufzuzeigen. Durch ihren allegorischen, narrativ-lockeren Vortragsstil, der Form und Inhalt zusammenführte, gewann sie die Sympathien wohl aller Zuhörer. Ihr folgten Überlegungen von Erich Wulff, den sozialpsychiatrischen Krankheitsbegriff in einen »Krankheitsdiskurs« aufzulösen, um das dialektische Verhältnis eines individuellen »Organismus« – der stets mehr ist als Schnittpunkt interaktiver Einflüsse – als gewordenen und (sozial) wirkenden zu seinen vielschichtigen, sich verändernden und veränderbaren Umgebungen auszudrücken. Äußerst differenziert stellte Wulff die Komplexität und die damit verbundenen Schwierigkeiten einer Annäherung an das Subjekt im Kontext psychosozialer/psychiatrischer Versorgung dar und verdeutlichte, daß keineswegs nur ideologische Borniertheit eine gehaltvolle subjektorientierte Diskussion verhindert. Gleichzeitig offenbarte sich im Auftreten Wulffs ein bekanntes Dilemma: Die sprachliche und inhaltliche Dichtheit des Vortrages machte es nahezu unmöglich, seinen Ausführungen voll zu folgen; der von ihm selbst geforderte »Krankheitsdiskurs« wurde aktuell, d.h. im direkten Anschluß an den Vortrag verhindert. Dies ist m.E. aber nicht überzubewerten, da im Anschluß an die vormittäglichen Hauptvorträge für die ca. 350 Teilnehmer, die sich aus (ehemaligen) Psychiatriepatienten/-innen, professionellen Helfern, Laienhelfern, Mitarbeitern entsprechender Forschungsbereiche, interessierten Bürgern sowie Vertretern von Angehörigengruppen psychisch Kranker zusammensetzten, die Möglichkeit bestand, in einer von zwanzig Arbeitsgruppen mitzuwirken. Zur weiteren Lektüre sei der zu Beginn des nächsten Jahres im S. Roderer Verlag erscheinende Tagungsband empfohlen.

Harald Pfannkuch (Bochum)

## Ankündigungen

### **Frauen erobern Europa!**

Frauen-Europa-Kongreß im Congress Centrum Bremen, 30. November bis 2. Dezember 1993.

Informationen: B&P GmbH, Karin Sundmäker, Bischofsnadel 1/2, 28071 Bremen, Tel.: (0421) 32 14 81.

### **Ausgrenzen – Eingrenzen – Entgrenzen.**

#### **Wechselnde Perspektiven im psychosozialen Feld**

Kongreß für Klinische Psychologie und Psychotherapie in Berlin, 20. bis 25. Februar 1994.

Information/Anmeldung: dgvt, Postfach 1343, 72003 Tübingen, Tel.: (07071) 412 11.

## Besprechungen

### Philosophie

**Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung.** Aus dem Französischen von Joseph Vogl. Wilhelm Fink Verlag, München 1992 (408 S., br., 58,- DM)

Das erst 23 Jahre nach der Erstveröffentlichung auf Deutsch erschienene Hauptwerk des französischen Philosophen macht die Grundrichtung seines Denkens deutlich: es geht darum, Licht auf die dunklen Seiten aufgeklärten Denkens zu werfen. »Die Theorie des Denkens ist wie die Malerei, sie bedarf jener Revolution, die die Wendung von der Repräsentation zur abstrakten Kunst bewerkstelligt – was den Gegenstand der Theorie des bildlosen Denkens ausmacht.« (345) Der Weg, den Deleuze beschreitet, um diesem Postulat Gewicht zu verleihen, führt durch Linguistik, Psychiatrie und Psychoanalyse, Mathematik und Literatur, und natürlich durch die Geschichte der Philosophie.

Die Problemstellung wird bei Platon angesetzt, der zwischen Urbild und Abbild unterschied und damit die Differenz dem Gesetz der Repräsentation unterstellt. Die moralische Selektion setzt ein: Das gut repräsentierende Abbild und das verzerrende, entstellende – mithin böse – Trugbild. Das Verschiedene, Andere und Fremde verschwindet in einer Werteskala, die der Begegnung mit dem Neuen, Differenten keinen Platz mehr läßt. Von Platon ausgehend entwickeln die Philosophen ein komplexes System von »Hierarchien einer repräsentativen Theologie« (333), gegen das Deleuze auf verschiedenen Angriffsebenen Alternativen entwickelt.

Die erste Ebene ist die des Bildes, das sich das Denken von sich selbst entworfen hat: Das Subjekt, das denkt, ist identisch mit dem Subjekt, das sich als denkend denkt: *cogito ergo sum*. Die Identität des Subjekts garantiert die Identität der Begriffe. Dagegen bezeichnet die *Genitalität* für Deleuze einen Riß, der sich durch das Ego und damit durch das Denken zieht (333). Es motiviert sich in dieser genitalen Perspektive vom Ungedachten, vom Unbewußten her, soll heißen: Denken ist Zeugung, Produktion und Konstruktion auf unsicherem Grund, dem Abgrund, in dem Thanatos und Eros Theater spielen, *theatrum philosophicum*.

Die zweite Ebene ist die des Sinnlichen, dessen Sein in qualitativen und extensiven Differenzen gedacht wird: weicher oder härter, weniger oder mehr (299). Indem sie das sinnlich Verschiedene unter das Register der Ähnlichkeit stellen, also Qualitäten vergleichen und so angleichen, erweisen sie sich als untauglich, das Differente auf das Differente zu beziehen und die *Intensität* als Sein des Sinnlichen zu begreifen (334). Die Intensität ist paradox bestimmt: sofern sie durch Qualitäten und Ausdehnungen verdeckt stattfindet, ist sie nur entfremdet und im Prozeß ihrer Tilgung wahrzunehmen, das Unsinnliche, das nicht empfunden werden kann; andererseits kann nur sie empfunden werden, und zwar vor jeder Qualität oder Ausdehnung. Intensität ist das namenlose Aufblitzen einer Empfindung, »die das Gedächtnis wachrüttelt und das Denken erzwingt« (300). Vielleicht erscheint uns die Intensität als Sein des Sinnlichen in der Frage »Was war das?«.

Die »Idee«, von Deleuze als »Gestellt«-Sein eines Problems gekennzeichnet (334), gibt der dritten Ebene ihren Namen. Die philosophische Tradition von Platon bis Hegel begreift sie als von Problemen gereinigt und sucht diese z.B. in Form des aufzuhebenden Widerspruchs zu fassen. Die im Gestellt-Sein des Problems aufgegebenen Mannigfaltigkeiten werden so reduziert auf ihr Nicht-Sein – mit weitreichenden Konsequenzen, bis hin zur Geschichtsphilosophie. »Die Geschichte

verläuft nicht über die Negation der Negation, sondern über die Entscheidung der Probleme und die Bejahung der Differenzen.« (336) Die Abstraktionen dialektischen Philosophierens vergehen vor den Konkretionen der Deleuzeschen Umkehrung des Platonismus, oder konkret: »Der Widerspruch ist nicht die Waffe des Proletariats, sondern eher die Art, wie sich die Bourgeoisie verteidigt und bewahrt ...« (Ebd.)

Das Sein ist die vierte Ebene, denn das philosophisch aufgefaßte Sein präsentiert die Identität eines unbestimmten Begriffs. Zu seiner Bestimmung werden Seinsgattungen und Kategorien herangezogen, die Identität zu verbürgen haben. Diese Kategorien, wie groß und klein, sind fixierte Differenzen, die Abstraktionen des Singulären darstellen: es gibt weder groß noch klein, nur punktuelle Ausmaße. Um die individuelle Identität bestimmen zu können, werden also die verstreuten Differenzen verallgemeinert und so ihres individuierenden Charakters beraubt.

Wie die vier Illusionen der Repräsentation auf das Denken der Differenz wirken, so auch auf das Denken der Wiederholung, dem Deleuze eine andere Konzeption entgegensetzt: »Die Wiederholung ist nicht mehr eine Wiederholung von sukzessiven Elementen oder Teilen, sondern von Totalitäten, die auf verschiedenen Ebenen oder in verschiedenen Graden koexistieren.« (357) In diesen Graden und Ebenen liegt die Differenz zwischen »der oberflächlichen Wiederholung von identischen und augenblicklichen äußeren Elementen ... und der tiefen Wiederholung von inneren Totalitäten einer stets variablen Vergangenheit« (ebd.). Die äußere, analytisch-präsentische Wiederholung ist jenes momentane Handeln, das nicht zu denken ist ohne die tiefere, komplex-historische Wiederholung, die die sozialen und geschichtlichen Möglichkeitsbedingungen der Handlung erinnert. Beide sind zwei Seiten einer Medaille, welche die Differenz in sich trägt und umfaßt.

Man sieht, daß Deleuze im Gegensatz zu Derrida Differenz (und Wiederholung) nicht von kategorie-impliziten Aporien her zu kritisieren sucht, sondern daß seine Kritik des philosophischen Begriffsdenkens über das Potential der Materialität läuft. Ist er also einerseits mit diesem Buch den Initiatoren von »Postmoderne« oder »Post-Strukturalismus« zuzurechnen, so ist die Eigenart seiner Arbeit, die im Unterschied zum Denken von Lyotard, Derrida oder Baudrillard auf dem Materialismus insistiert, andererseits noch kaum beschrieben. Vielleicht ist es neben der Ablehnung der Dialektik genau dieses Insistieren, das dem Buch zwar Anerkennung verschaffte, es aber doch so zwischen die philosophischen Schulen plazierte, daß es kaum Popularität erlangte. Wichtig ist es nicht zuletzt für das Verständnis des Deleuzeschen Denkens. Die hier mit Bergson, Kant und Nietzsche geführte Auseinandersetzung verweist auf frühere Arbeiten, die Leibniz-Kritik weit in die Zukunft: 1989 veröffentlichte Deleuze seine bisher unübersetzte Leibniz-Studie unter dem Titel *Le pli*, die Falte. Auch *Differenz und Wiederholung* stellt im Gesamtwerk gewissermaßen eine Falte dar: Die frühen Schriften und die späteren zu Kapitalismus und Schizophrenie (1972 und 1980), Bewegungsbild (1983) und Zeitbild (1985) begegnen und überlappen einander, die in den früheren Texten verfolgte Zielrichtung wird deutlicher und die Begriffsverwendung in den späteren kann geklärt werden. Dieser philologischen Bedeutung trägt die Edition Rechnung. Neben einem Personen- und Sachregister ist die Konkordanz zur Originalausgabe beigegeben, die bereits sechs Auflagen erlebte.

Christian Jäger (Berlin)

**Theunissen, Michael:** *Negative Theologie der Zeit.* Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (379 S., br., 24,- DM)

Der Band enthält Aufsätze zu allgemeinen Problemen der »Zeit« und zu »Zeit« bei Parmenides und Sartre. Im ersten Aufsatz expliziert Theunissen seinen Philosophiebegriff. Er gibt eine modernisierte Fassung des alten Konzepts, wonach Philosophie das Ganze wissenschaftlich analysiert, dabei Wahrheit definiert und unter Rückgriff auf sie Sinnkompetenz beansprucht. Er bestimmt Philosophie im Verhältnis zu den »Fachwissenschaften«: Seit Hegel ist Philosophie nur noch als geschichtliche möglich, seit Marx nur noch als Forschung und im Durchgang durch das gesellschaftliche Wissen. Auf dieses Wissen reflektiert sie und klärt so die Wissenschaften über ihre Voraussetzungen auf; andererseits erfaßt sie den »fachwissenschaftlich unaus-schöpfbaren« Grund unserer Lebenswelt (25). Daß hiermit das Sinnproblem gemeint ist, wird deutlich bei der positiven Bestimmung der Philosophie als Metaphysik und Ethik. Als Metaphysik ist sie spekulativ und stellt die Wahrheitsfrage, als Ethik muß sie dem Menschen klar machen, daß er angesichts des »radikal Böse(n)« (30) (»Auschwitz und Hiroshima«) auf – göttliche – »Gnade« (34) rechnen kann. In einer Anmerkung zu dieser Veröffentlichung gibt Theunissen zu, daß er seinem Anspruch auf Historizität nicht gerecht wird; aber auch die Forderung nach Forschung und Einbeziehung des gesellschaftlichen Wissens erfüllt er nicht. Damit fallen alle positiven Momente dieses Philosophiekonzepts in der praktischen Durchführung beiseite.

Theunissen hält die »Zeit« für das Prinzip der Realität schlechthin. Unter Rückgriff auf die metaphysische Philosophie vor Kant setzt er die »Zeit« in Gegensatz zur »Ewigkeit«. Dadurch wird es ihm möglich, sie *negativ* zu deuten als das, was eigentliches Leben und eigentliche Geschichte (307f.) verhindert: »Die Zeit herrscht über uns, über uns Menschen ebenso wie über die Dinge. Und zwar richtet sie eine entfremdende, keine befreiende Herrschaft über uns auf« (41). Diese These sucht er empirisch zu stützen unter Rückgriff auf psychologische Literatur zur Depression und Schizophrenie (überwiegend der zwanziger- und dreißiger Jahre; Gelbsattel, Minkowski, die in ihrer Theoriebildung stark durch die Phänomenologie beeinflusst sind). Er übernimmt deren Interpretation der Melancholie als »vitale Hemmung« (49), und interpretiert seinerseits diese Hemmung als Erlahmen der Widerstandskräfte gegenüber der »Herrschaft der Zeit«. Der metaphorische Gebrauch von »Herrschaft« verdeckt deren gesellschaftlichen Charakter als Dominanz der Kapitalverhältnisse im Leben der Menschen. Die Hypostasierung des Zeitbegriffs, »Zeit« als autonome Macht gegenüber den Menschen, erweckt den Eindruck eines unausweichlichen Schicksals. Soziologische, ethnologische und sprachanalytische Studien zur »Zeit«, die diesen Zeitbegriff destruieren, werden nicht berücksichtigt. Das vorliegende Konzept wird erst aus den letzten Aufsätzen des Bandes verständlich, in denen Theunissen seine theologischen Grundlagen offenbart. Das »Leiden« unter der »Herrschaft der Zeit« sei in der Welt nicht zu überwinden. Schon immer »trösteten sich Menschen in Zeit und Leid mit dem Gedanken an die Ewigkeit« (367). Diesen Trost soll nun die metaphysische Philosophie bieten. Die Stärke von Theunissens Lehre liegt darin, daß sie vor überzogenen Erwartungshaltungen bewahrt und das für ein zufriedenes Leben notwendige Stück Arrangement mit der Wirklichkeit befördert. Daher enthält sie auch ein entsprechendes Widerstandspotential gegen die Ideologien diesseitiger Heilsbringer. Ihre Gefahr aber liegt in der Nähe zum Fatalismus. Dies wird gerade in Theunissens Analyse des Todes deutlich. Die moderne diesseitig orientierte Philosophie (Heidegger) könne den Tod nicht angemessen erfassen. Der Tod als »Abschied« muß erlernt werden (211). Was hier tatsächlich eingeebnet

werden soll, ist die Distanzierung vom *Leben*, von den anderen. Entworfen wird so eine Philosophie des individuellen Vor-sich-hin-leidens in der Perspektive des Todes: »Leiden sei all mein Gewinnst,/Leiden sei mein Gottesdienst.« (Büchner, Lenz).

Thomas Heinrichs (Berlin)

**Matuschek, Stefan: Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse.** Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1991 (214 S., br., 64,- DM)

Staunen (*thaumazein*), so formulierten Platon und Aristoteles scheinbar übereinstimmend, sei der Anfang des Philosophierens. Matuschek arbeitet systematisch eine platonische und eine aristotelische Traditionslinie heraus, die sich, bei gleichem Ausgangspunkt, konträr gegenüberstehen. Für Platon ist das Staunen das »Unterbrechen der sophistischen Eristik« (19): »Wer staunt, verweigert sich der voreiligen Beantwortung der Fragen.« (Ebd.) Dagegen gilt für Aristoteles: »Staunen kann nur dann der Anfang der Philosophie sein, wenn es durch Erkenntnis gelöst wird.« (11) Platon geht es mit dem Synonymbegriff der *ekplexis* um die Steigerung des Staunens in der Ideenschau; bei Aristoteles verdankt sich Erkenntnis der Überwindung des Staunens, der *athaumastia*. Diese stark polarisierte »Unterscheidung zweier epistemologischer Modelle« (22) für die europäische Philosophie leitet die sich anschließenden Untersuchungen zu Mittelalter, Renaissance/Barock und Aufklärung. Deren Begriffe des Staunens interpretiert der Autor im Rahmen der Wirkungsgeschichte der platonisch-aristotelischen Differenz, die analog zur Erkenntnistheorie auch für die Poetik gilt. Platon steht für »eine die menschliche Ratio übersteigende Offenbarung« (39), Aristoteles für eine »generelle rezeptionsästhetische Ausrichtung« (35). »Im ersten Fall ist Staunen ein Korrelat zum Begriff des 'Erhabenen', die Wirkung, an der es von jedem jederzeit erkannt wird, im zweiten der Erfolg von vielfältigen je auf den Rezipientenkreis abgestimmten Kunstgriffen.« (24)

Für das traditionell dem Aristotelismus zugerechnete Denken des Mittelalters ist dem Autor im Anschluß an die Forschungen Raymond Klibanskys und Paul Oskar Kristellers daran gelegen, den »Nachweis auch einer platonischen Tradition« (57) zu erbringen. In der lateinischen Übersetzung des Neuen Testaments und bei den Kirchenvätern zeigt sich im Wunder bzw. in der ekstatischen Vision ein »Grundmotiv der platonisch-neuplatonischen Philosophie« (54f.). Hier ist »stupor die [dem griechischen Begriffspaar *thaumazein-ekplexis*] analoge Steigerung von *admiratio*« (56). Bei den *Confessiones* des Augustinus führt Matuschek »die bekannteste Formel für die Ambivalenz der religiösen Erfahrung« (62) an, Rudolf Ottos »Mysterium tremendum et fascinosum«. An beide Traditionen anknüpfend, »hält Thomas [von Aquin] an dem Begriff *admiratio* als Anerkennung der übervernünftigen Glaubenswahrheit fest, gegen einen mystischen Enthusiasmus aber lehnt er dessen Überhöhung zu *stupor* ab.« (69) Für die »mehrstufige Begriffsgradation« (79) in der mittelalterlichen Poetik werden der aristotelische Boethius und der platonische Dante gegeneinandergestellt. »Die Extremwerte [der Affekte] *lethargus* und *stupor* sind bei Boethius pathologisch, bei Dante pathetisch.« (Ebd.)

Die »Freisetzung und Nobilitierung des Fiktiven« im höfischen Roman – der Autor gibt eine Bestimmung von Hans Robert Jauss wieder (zit. 99) – nimmt die Funktion des Staunens in der Renaissance vorweg; hier »wird Staunen von der religiösen zur ästhetischen Erfahrung« (ebd.). Petrarcas Darstellung der Besteigung des Mont Ventoux ist die Umwertung des spirituellen *ascensus*, des Aufstiegs der Seele zu Gott, in ein Naturerlebnis; eine »'Entmetaphorisierung' der *visio beatifica*« (102). Die Überwindung des Staunens als Beginn neuzeitlicher Wissenschaft versteht Matuschek als »Erneuerung des Aristoteles gegen den Aristotelismus« (116). Wichtig ist die Einschätzung

von Descartes' Zweifel, die der Autor in Anlehnung an Hans Blumenberg vornimmt: »Das *cogito, ergo sum* ist bei Descartes nicht die erste, voraussetzungslose Gewißheit. Davor steht das Vertrauen auf den 'guten Gott', die religiöse Zuversicht, daß kein *Dieu trompeur* zu fürchten ist« (131). Blumenbergs von Matuschek zitierte Folgerung war, daß der mittelalterliche Wirklichkeitsbegriff bei Descartes erst seine systematische Formulierung erhalte, daß jetzt erst ausdrücklich zur Sprache kommt, was seit Augustinus impliziert ist. Ob der Staunensbegriff, der einen »mittelalterlichen Rest in Descartes' Rationalismus« (132) bezeichnen soll, hier noch hinreicht, um dieses nachträgliche Begreifen einer Ordnung der Dinge zu verstehen, mag man bezweifeln.

In der Aufklärung, nach der Universalisierung des Staunens im *meraviglia*-Begriff der Barockpoetik, »beginnt der Begriffswechsel, der mit der Tradition des *thaumazein* bricht, um ... zur neuzeitlichen Motivation der Wissenschaft zu führen, zum 'Interesse'« (159). Das Interesse des Autors richtet sich deswegen auf die »Wissenschaftskritik als Rehabilitierung des Affekts« (162). In Fontenelles Lobrede auf Newton spürt er einen Satz auf, in dem jener von der Erklärung der Flut »par l'action de la lune« befürchtet, »que ce merveilleux phénomène semble en être dégradé« (zit. 163): »gegen die 'Degradierung' der Phänomene« (ebd.) mobilisiert er Goethes Urphänomen, »das Naturgesetz als Anschauung« (164). Für das »vernünftige Staunen« (187) als eine »Aufklärung der Aufklärung« (195) steht am Schluß Herder, der »quer zum Raisonement seiner Zeit« (197) ein »Korrektiv gegen die Einseitigkeit des Rationalismus« (195) bietet.

Die dichotomische Anlage von Matuscheks Untersuchung, ihre zeitweise Einnengung auf eine Begriffsgeschichte und ihr Hang zur wiederholten Zusammenfassung drängen das bearbeitete Material in den Hintergrund. Vermutlich ließ sich die Fülle des Stoffs nur durch eine etwas mechanische Konstruktion beherrschen. Weniger Stoff hätte vom Material her mehr Widerstand geboten. Der Meeresriese Thaumais beispielsweise, das mythisch-etymologische Staunen, ist mehr als »das zur Person gewordene Wunder« (20), nämlich Verursacher eines Naturschreckens, dem gegenüber die Doppelformel von Furcht und Faszination des Staunens theoretisch zu kurz greift. Wie verhält sich dazu das komplementäre »Staunen des Neptun über Argo, das Schiff der Argonauten« (78), ein Staunen der Natur über die Zivilisation? Das Paradigma von Steigerung versus Überwindung des Staunens reicht nicht aus, um den kritischen Gehalt des Staunens wirklich auszuloten. Einer Ideengeschichte mag das aber nicht angelastet werden.

Carsten Feldmann (Berlin)

**Ostermann, Eberhard: Das Fragment. Geschichte einer ästhetischen Idee.** Wilhelm Fink Verlag, München 1991 (224 S., br., 68,- DM)

Nur in der Auseinandersetzung mit der Idee der Ganzheit, die lange mit ästhetischer Schönheit ineingesetzt wurde, kann diejenige des Fragments begriffen werden. Ostermanns Arbeit beginnt deshalb bei frühen Konzeptionen des Kunstschönen, von denen er über die Hauptstationen ästhetischer Theorie bis zur neuesten Debatte gelangt. Das antik-mittelalterliche Verständnis vom Werkzeugen begreift das Schöne als Ausdruck der gottgewollten Weltordnung, als ein »'Ins-Maß-Bringen' des Unbegrenzten« (18). In der Renaissance gelangt der Schaffensprozeß in den Blick. Dem Künstler wird zugetraut, hierin Gott ähnlich, ein vollkommen schönes, abgeschlossenes Werk hervorzubringen. Die klassizistische Ästhetik hält bis zu Winckelmann an diesem Werkbegriff fest. Die in sich ruhende griechische Plastik wird zum Paradigma des gelungenen Werkes. Bei Moritz obliegt es dem Genie, »alles Geschichtliche im Kunstwerk verschwinden zu lassen« (36) und dadurch das

individuell Geschaffene mit dem Allgemeinen zu versöhnen. Die angebliche Versöhnung setzt sich aber zunehmendem Einspruch aus. Während dieser bei Kant primär erkenntniskritisch motiviert ist, gelangt bei Schiller der Zwiespalt zwischen dem schönen Schein und den »entfremdeten Lebensverhältnisse(n) innerhalb der sich konstituierenden bürgerlichen Gesellschaft« (27) in den Blick. Mit der beginnenden Entwertung der Ganzheitsvorstellung bei Schiller, Goethe und den Frühromantikern erlangt der Fragmentbegriff größeres Gewicht. Ostermann legt den Schwerpunkt seiner Arbeit in diese Phase.

Die Historisierung der Schönheitsidee sprengt das Werkganze von innen her auf und leitet eine Freisetzung des Ästhetischen von den Vorgaben idealistischer Philosophie ein. Wenn Wahrheit einen Zeitkern hat, wie Benjamin formuliert, so kann der antike Formenkanon nicht bruchlos auf die Neuzeit übertragen werden. Diese in Frankreich seit der »Querelle des Anciens et des Modernes« geführte Debatte bewirkt auch in Deutschland eine Dynamisierung der Werkidee. Das Werk präntendiert keine Ganzheit, keine zeitenthobene Schönheit mehr, sondern verweist auf beide als auf abwesende Größen. Es wird dadurch zum Fragment. Der Roman als »gattungsübergreifende Mischform« (110f.) signalisiert die Ablösung des antiken Formideals. Goethe treibt die Fragmentierung seiner Werke voran, ohne in seinen ästhetischen Reflexionen die Kunst vom idealen Bezug auf die Ganzheit zu befreien. Diese Dualität überwinden die Frühromantiker, indem sie »die nichtorganische, fragmentarische Gestalt der Kunst in ein Argument ihrer Legitimität« (101) umdeuten. Nach F. Schlegel ist es das Wesen der romantischen Dichtart, »ewig nur zu werden und 'nie vollendet' sein zu können« (103). Er löst die Leitidee der organischen Schönheit »durch das Konzept einer selbstreflexiven Poesie« (104) ab. Das Werk soll zugleich Poesie und »Poesie der Poesie« (111), d.h. seine eigene ästhetische Theorie sein. Geschichtsphilosophisch heftet sich nun an das Fragmentarische »eine geradezu messianische Hoffnung« (114), indem es als Splitter aus der Zukunft gedeutet wird. Poetische Fragmente sind »Emanationen einer schon vorhandenen, aber jenseits der Geschichte liegenden Realität, deren wirkliche Erscheinung sich in ihnen als Bruchstück bereits ankündigt« (114f.). Diese zukunftsorientierte Bestimmung des Fragmentarischen kehrt bei Bloch wieder. Benjamins Begriff der Allegorie hingegen rückt das Utopische in den Bereich des Bilderlosen. Die Allegorie steht an der Stelle von etwas Abwesendem, ohne es, wie das Symbol, verkörpern zu wollen. Während Adorno und Benjamin an der messianischen Ausrichtung des Fragmentarischen negativ festhalten, löscht das postmoderne Denken, dem sich Ostermann mit Nietzsche, Foucault, Derrida und de Man zuwendet, den utopisch-geschichtsphilosophischen Bezug. Es begreift jedes Kunstwerk als die fragmentarische Emanation einer unendlichen Bewegung, deren Ursprung – die *différance* – uneinholbar und verborgen bleiben wird. Jede Wiederherstellung einer Ganzheit erscheint a priori abwegig.

Ostermann akzentuiert historische Paradigmen der ästhetischen Debatte, ohne den Komplexitätsgrad der Theorien unzulässig zu reduzieren. Obwohl sein Gegenstand von der Forschung schon gut erschlossen ist, überzeugt seine Arbeit wegen ihrer souveränen Darstellungsweise. Zutage treten auch produktive und fragwürdige Tendenzen des mit dem Fragmentgedanken verbundenen Totalitätsbegriffs. So nimmt der Autor Adornos Fragmentverständnis einer »Mimesis ans Nichtidentische« (156) gegen Wellmers »sprachpragmatische Transformation des ... Mimesisbegriffs« (166) in Schutz. Andererseits macht er die poststrukturalistischen Einwände gegen die metaphysischen Implikationen der Fragmentkonzeption stark, ohne selbst dekonstruktivistisch vorzugehen. Vielmehr betont er – hermeneutisch – die Erfahrungspotentiale einer radikalen Freisetzung der Sprache im literarischen Kunstwerk.

So bindet er die zeitgenössische Debatte über das Fragment in einen dialektischen Rahmen ein, der ihren Stand angemessen wiederzugeben vermag.

Sven Kramer (Hamburg)

**Menke, Bettine: Sprachfiguren. Name – Allegorie – Bild nach Walter Benjamin.** Wilhelm Fink Verlag, München 1991 (448 S., br., 98,- DM)

Die Diskussion von Benjamins Sprachtheorie verläuft hauptsächlich entlang einer Text-Achse, die er selbst mehrfach nahegelegt hat (vgl. *Briefe*, 1978, 454f., 575). Sein früher Sprachaufsatz (1916), die »Erkenntniskritische Vorrede« (1925) und die späteren Versuche über die »Lehre vom Ähnlichen« und »Über das mimetische Vermögen« (beide 1933) bilden einen Textkorpus, der sich auch in den von Bettine Menke ins Zentrum ihrer Untersuchung gerückten Begriffen wiedererkennen läßt. Als Kristallisationspunkt der Forschungsliteratur hat sich Benjamins Unterscheidung der »semiotischen« und der »magischen Seite der Sprache« (GS II, 208) herausgestellt. Hatte Winfried Menninghaus (*Walter Benjamins Theorie der Sprachmagie*, 1980) noch die magische Seite betont und beabsichtigt, Scholems Vermutung in den Indikativ zu überführen, Benjamin könnte als »der legitime Fortsetzer der fruchtbarsten und echten Traditionen eines Hamann und Humboldt ... eine hochbedeutende Figur in der Geschichte kritischen Denkens sein« (*Briefe*, 526), so liest Menke Benjamins Sprachtheorie »in Konjunktion nicht nur mit einer Zeichentheorie seit Saussure, sondern jetzt auch mit deren Dekonstruktion (Derrida)« (30) als eine »Theorie von 'Sprachfiguren' und als eine Theorie, die sich selbst in/als Figuren des Umwegs vollzieht« (9). Menke zufolge stellen der 'Name', die 'Allegorie' und das 'gelesene Bild' solche Figuren des Umwegs dar, die heute als Kritik des binären Zeichenmodells verstanden werden können (30). Menkes Lektüre rückt Benjamins in dem Diktum »Methode ist Umweg« (GS I, 208) kulminierendes Bewußtsein einer notwendigen Indirektheit aller Philosophie, die den Umweg über die Figurativität ihrer Sprachlichkeit nehmen muß, in die Nähe von Derridas Konzept der »zerbrochenen Unmittelbarkeit« und seinem Begriff der *différance*.

In einem ersten Arbeitsgang etabliert Menke die »Theorie des Namens« (36) als *den* Gegenstand von Benjamins früher Sprachtheorie, wobei sie zugleich klarstellt, ihr ginge es nicht um eine Rekonstruktion des Sprachaufsatzes von 1916; vielmehr müsse eine dekonstruktive Lektüre »den Text, den sie lesend erstellt, 'intertextualisieren' und ihn 'zwischen' diesem und den ihm zeitlich benachbarten Texten ... ausspannen.« (27f.) Die so einheitlich konstituierte Sprachtheorie stellt im Begriff des Namens einen dreifachen Bezug der Sprache her: »(1.) der auf die benannten Dinge, (2.) der auf das sprachlich-geistige Wesen des Mitteilenden/Benennenden und schließlich (3.) in dem spezifischen Zusammenhang der beiden ersten Momente der ... auf die Sprache selbst.« (54) Dieser dreifache Bezug reduziert sich in den folgenden Überlegungen Menkes auf eine unüberschreitbare Selbstreferentialität der Sprache. Der Name teile »insofern er sich benennend auf die Dinge bezieht und den 'Inhalt' ihrer Sprache, ihrer Mitteilung von sich selbst« nichts anderes als die »Mitteilbarkeit schlechthin« mit, in ihm »spricht die Sprache ... von sich selbst« (57). Für die Autorin löst sich diese Paradoxie in einer 'absoluten Medialität', »die jede Instrumentalisierung von Sprache boykottiert, jegliche Referenz an sich streicht« (53). Als ein weiterer »Modus absoluter Medialität« (59) wird der Begriff der Offenbarung erläutert. Dessen Anbindung an ein göttliches 'Urwort', die Benjamins frühe Analyse der Schöpfungsgeschichte noch als Verbindung zwischen Sprache und Gegenstand verstand, impliziert für Menke »aber umgekehrt auch ... , daß alle 'Erkenntnis' sprachlicher Natur ist, also die Gegenstände *als* sprachliche der Erkenntnis gegeben

sind« (99). Der hier angedeutete Verlust metaphysischen, außersprachlichen Sinnzusammenhangs gewinnt in Menkes Untersuchung des Allegorie-Begriffs im Trauerspielbuch zentrale Bedeutung. Die Allegorie, die im Gegensatz zum Symbol auf keine außersprachliche Totalität verweist (vgl. 194), wird zur »Figur melancholischer Lektüre« (161): »Das Herausfallen aus einer 'Ordnung der Geschichte' wird dem Melancholiker (im Barock) zur Erfahrung einer Geschichte ohne Halt im eschatologischen Endpunkt: sie zerfällt in eine Fülle nicht als ganzes übersehbarer Geschehnisse, die ungesichert liegen, wie die Bedeutungen – in trostloser Kontingenz.« (165) Die allegorische Bedeutungszuweisung vollzieht sich erst in »der subjektive(n) Willkür« (179) melancholischer Lektüre, die der bedeutungssuchenden Geste der sprachimmanenten Konstellation ihren Signifikanten zuweist. Dieser »Vorgang des letzten allegorischen Umschlagens (ins Bedeutete)« (233) ist, so Menke, »als Verdoppelung des allegorischen Eingriffs und in der 'wollüstigen Verzögerung', im Verharren in 'trostloser Immanenz' in der Allegorie vorbereitet gedacht und einkalkuliert.« (236)

Das abschließende Kapitel führt die zuvor demonstrierte Dialektik sprachlicher Konstellation mit der Diskussion des sprachlichen Bildes, des Bildraumes der Schrift zu neuer Qualität. Die Schrift als »lesbare Geste, die sich einschreibt« (286), kann die angestrebte Bedeutungswahrheit lediglich als »auratische Umzirkelung/Umstellung ausmachen« (248). Sie verdeckt ihren Gegenstand zugleich »als der *Schleier* seiner Ferne«, und stellt ihn »nicht als ein Eigenliches, sondern ... als einen nicht-identischen erst dar« (ebd.). Gelesen wird somit, »was nicht lesbar den lesbaren Text der Geschichte begleitet; dieser andere Text muß gelesen und lesend erst konstituiert werden in zweiter Lektüre. Dieser Text ist Konstellation, die auf ihre Zwischenräume verwiesen ist und verweist.« (281) Die poststrukturalistische 'Lesehilfe' von Menkes Lektüre wird hier am deutlichsten, wo lediglich ein widersprüchlicher Rest des mimetischen Vermögens der Sprache im schriftlichen »Gitternetz von Verlöschen und Differenz« (Derrida, zit. 250) hängengeblieben ist. Zunehmend überkreuzen sich wie im folgenden Beispiel in der Lektüre Menkes Benjamins Standpunkt mit denen Derridas und anderer: »Die 'sogenannte Frage nach dem Referenten' (Derrida) stellt sich und beantwortet sich mit der leeren Markierung ... des Bildes im Bild. Barthes' 'Haften am Referenten' wäre auch im Bilde Benjamins ein nachträgliches: Komplizenschaft mit dem Tod und allein insofern bildlich ... Was Benjamin 'Bild' nennt, ist eine nachträgliche, wiederholende Inszenierung dessen, was Barthes als *punctum* schon gegeben zu sein schien.« (348) Postmoderne Referenzpunkte, die auf die Texte Benjamins zurückprojiziert werden, so daß dessen Sprachtheorie schließlich in einem neuen Licht erscheinen kann: »Benjamins 'messianische Welt' tritt allein auf als Strategie der Texte; sie ist gekennzeichnet durch 'Rücksicht auf Darstellbarkeit'. Nur wenn die 'messianische Welt' derart zu 'lesen' ist, ist der Benjaminische Begriff einer 'reinen Prosa', der die Welt erläutert und derart erst ersetzt, nicht bloß metaphorisch, sondern bezeichnet ein Funktionieren und eine 'Struktur'.« (404)

Das Verdienst von Menkes Untersuchung liegt darin, jene 'semiotische Seite' in Benjamins Sprachreflexionen, die bisher nur andeutende Behandlung fand, einer ausführlichen Untersuchung zu unterziehen. Es wäre hierbei sicherlich hilfreich gewesen, die in ihrem Verständnis häufig oszillierenden Begriffe des 'Mediums' und der 'Medialität' in ihrer Verwendung klar zu definieren. Daß die Verbindungslinie von Benjamins Überlegungen zu denen französischer Poststrukturalisten, von der Moderne zur Postmoderne, schließlich allzu gerade erscheint, liegt vor allem an der Tendenz, die Texte Benjamins ihres spezifischen historischen Kontextes zu berauben.

So bleibt hinter den Kenntnissen, zu denen Menke hinsichtlich Benjamins Sprachtheorie gelangt, das Fragezeichen, ob sie nicht lediglich aus der Addition verschiedener Theorien resultieren.

Michael Wedel (Amsterdam)

**Weigel, Sigrid (Hrsg.): Leib- und Bildraum.** Lektüren nach Benjamin. Böhlau Verlag. Köln, Weimar, Wien 1992 (167 S., br., 28,- DM)

**Opitz, Michael, und Erdmut Wizisla (Hrsg.): »Aber ein Sturm weht vom Paradiese her«.** Texte zu Walter Benjamin. Reclam-Verlag, Leipzig 1992 (366 S., br., 15,- DM)

Beide Bücher basieren auf der Vorgabe, das Denken Benjamins als Anregung zu eigener Textproduktion zu begreifen. Entstanden sind sowohl materialbezogene Analysen als auch Anwendungsversuche auf Gebiete der Kunst und Literatur, die von der Analyse eines Pedretti-Künstlerinnenromans bis zur Aufhellung der Beziehung zwischen Heiner Müller und dem japanischen Nō-Theater reichen.

Weigel gibt als thematischen Rahmen »die Bedeutung von 'Leiblichkeit' und Körper« (3) vor. In dieser Ende der siebziger Jahre aufgekommenen Diskussion sei »die Benjaminsche Theorie . . . bisher . . . nur am Rande erörtert worden« (ebd). Gertrud Koch greift in ihrem Text zu Benjamins Kunstwerk-Essay (1935/36) auf die »Schemata zum psycho-physiologischen Problem« (1922) zurück, die sie als »bedeutungsvoll« für die »Geschichtskonstruktion« und die »Apparatus-Theorie« des Essays ansieht: »Benjamin konstruiert die Aufnahmeapparat des Films als eine Art demiurgisches Auge, das sich der 'Leib'haftigkeit der physischen Welt in einer Weise nähert, die dem 'leiblichen' menschlichen Auge nicht zugänglich ist; daraus resultiert die 'messianisch'-prophetische Kraft der Kamera . . . « (42) Die Begriffe »Leib« oder »Messianismus« werden verschiedenen Texten entnommen, nicht expliziert und beliebig zusammengemischt. Weigels Verfahren in ihrer Beschreibung des Surrealismus-Essays, dem der Titel des Buches entnommen ist, beruht auf der Herauslösung der Bilder aus ihren Kontexten und der Montage mit anderen Bildzitaten, unter teilweisem Verzicht auf die Kennzeichnung übernommener Zitate: »Nicht wer an der Quelle sitzt, kann die volle Kraft 'geistiger Strömungen' ausschöpfen, sondern der im Tale Stehende speist seine Energien aus dem Gefälle, nämlich aus der Entfernung von der Quelle – dieses Bild von der Kraftstation, das den Anfang von Benjamins 'letzter Momentaufnahme der europäischen Intelligenz' (1929) beherrscht« (49), sei am Ende des Essays durch ein Wecker-Bild ersetzt. In ihrer Konzentration auf die Bilder blendet Weigel allerdings die daran anschließenden Beschreibungen Benjamins (die z. B. den Unterschied von französischen und deutschen Surrealisten betreffen) aus ihrer Betrachtung aus. Ihre Ästhetisierung löst nicht nur das Historische, sondern auch das Politische auf.

Eine andere Form enthistorisierender Betrachtung liefert Günter Hartung in dem von Opitz und Wizisla herausgegebenen Band. Er möchte bei Benjamin »diejenigen Züge auffinden, die über allen Veränderungen im Stoff und in den Gegenständen seines Denkens erhalten blieben« (14). Dafür erscheint ihm »vielleicht nichts geeigneter als den Bogen zu spannen von dem frühen Programm-Aufsatz zu der Anzeige 'Ein deutsches Institut freier Forschung' von 1938« (50). Was hier als Beispiel für Kontinuität ausgegeben wird, bezeugt in dem von Hartung Zitierten jedoch das Gegenteil. Benjamin verfolgt 1915 ein rein erkenntnistheoretisches, akademisches Projekt (»das Künftige aus seiner verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend befreien«; GS II, 87); 1938 geht es um die Aufgabe der ins Exil getriebenen Intellektuellen, gegen den »Zerfallsprozeß der demokratischen Gesellschaft« Alternativen für die Zukunft zu entwerfen: »Der Versuch, den Lippen der Geschichte es abzulesen,

ist kein akademischer« (III, 526). Während Hartung in den biographischen Brüchen das alte Prinzip der Einheit von Leben und Werk zu retten versucht, liefert Chrysoula Kambas mit ihrem Beitrag zu Benjamins Sorel-Rezeption das Gegenbeispiel einer differenziert-historischen Betrachtungsweise. In der »Kritik der Gewalt« übernimmt Benjamin Sorels »Staats- und Intellektuellenkritik« (253). Der Aufsatz sei »keine politische Kritik, sondern eine philosophische« (ebd.). Auf die Philosophie Sorels geht Kambas allerdings nicht ein, und es bleibt unklar, warum sich Benjamin 1938 im Umfeld faschistischer Ideologie mit Sorel beschäftigt hat. Erdmut Wizisla zeigt in einer auf Archivarbeiten gestützten Untersuchung des von Brecht und Benjamin 1930 geplanten Zeitschriftenprojekts »Krise und Kritik« dessen Entstehungszusammenhänge und die Gründe des Scheiterns auf. Lesenswert sind auch die Beiträge von Wolfgang Ullmann über Benjamins Rezeption der (jüdischen) Theologie (durch die Schriften von Rosenzweig, Cohen und Schmitt) und Klaus Michaels Vergleich von Benjamin und Kracauer. Unter den literarischen Texten verdient wohl nur Elke Erbs »Dezember« Beachtung.

Daneben wird Benjamin für eine bestimmte Lust an der Katastrophe reklamiert, so in Renate Reschkes Untersuchung seiner Nietzsche-Rezeption. Benjamin habe Nietzsche »als Reflexion kapitalistischer Gesellschaft welt- und wertungsphilosophischer Dimension« (321) rezipiert. »Qualen bedeuten Gefühl, Leiden, Leben, d.h. auch Aktivität, Protest, Widerstand.« (333) Heiner Müller dreht Benjamins Katastrophenbegriff, der die Gegenwart als solche begreift, um: »Und wenn es einfach die Hoffnung auf eine Katastrophe ist, die dann Klarsicht ermöglicht. Es ist fast wichtiger, daß man weiß, warum es schiefgegangen ist.« (353) Der von Unger inspirierte Katastrophenbegriff Benjamins hätte zum Ansatzpunkt einer kritischen Auseinandersetzung mit nihilistischem Denken werden können. Die Zuspitzung eines solchen führt jedoch zur Unfähigkeit, Alternativen zu Benjamins Denken aufzuzeigen.

Heike Weinbach (Berlin)

**Waldenfels, Bernhard: Einführung in die Phänomenologie.** UTB Fink, München 1992 (164 S., br., 19,80 DM)

Waldenfels informiert institutions- und werkgeschichtlich über die phänomenologische Bewegung seit Husserl: ihre Strömungen in Deutschland, ihre Ausbreitung in den französischen, italienischen und angelsächsischen Sprachraum im Zuge der Emigration nach 1933, die Auseinandersetzung mit Marxismus und Strukturalismus, ihre Bedeutung für die Wissenschaftstheorie und die Ausbildung phänomenologischer Spezialuntersuchungen zur Ästhetik (Ingarden), zur »sozialen Welt« (Schütz), zur Sprache, zum bürgerlichen Recht (Reinach) und zur Mathematik (Becker). Das umfangreiche Namensregister und das umfassende Literaturverzeichnis geben dem Buch, das aus einem Lexikonartikel für die *Enciclopedia Italiana* entstanden ist, den Charakter eines Nachschlagewerks.

Darunter leidet allerdings das Vorhaben einer Einführung. Für Waldenfels ist die Thematik zu selbstverständlich, so daß die Spezifik der Phänomenologie als philosophischer Methode, die Besonderheiten ihrer Schulen und deren Differenzen allzu knapp dargestellt werden. Andererseits gibt er beinahe zu viel Information über die Wechselbeziehungen mit anderen Strömungen oder Autoren, die der Phänomenologie nur entfernt nahestehen. Ihre Entstehungsgeschichte bei Husserl, ausgehend von der Problematik des Psychologismus und dem Einfluß Brentanos, wird angesprochen, doch wird zum Teil die Begrifflichkeit – z.B. der »Erlebnisakt« (15) oder die »phänomenologische Epoché im anfänglichen Sinne« (17) – ohne Erläuterung eingeführt. Dafür gibt es eine Fülle von Querverweisen, die an dieser Stelle noch gar nicht

zu verarbeiten sind. Das Schwanken zwischen Unter- und Überinformation ist offenbar das Problem dieser ansonsten nützlichen Einführung.

Thomas Heinrichs (Berlin)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**North, Michael: *The Political Aesthetic of Yeats, Eliot, and Pound*. Cambridge University Press, Cambridge 1991 (viii, 241 S., Ln., 35,- £)**

Von der in Literatur über diese Repräsentanten der englischen Moderne häufig anzutreffenden Apologetik wie von Bemühungen um Kanonrevision hält sich Michael North gleichermaßen fern: Er beabsichtigt, »die Präsenz des Politischen als einen Störfaktor in der formalen Organisation ihrer Werke« (vii) fühlbar zu machen. Die politischen Auffassungen von Yeats, Eliot und Pound laufen im Antiliberalismus zusammen. Die Kritik der (rechten wie linken) künstlerischen Avantgarden (*modernism*) an der bürgerlichen Zivilisation (*modernity*), deren ideologische Wurzeln North in der historistischen Revision des aufklärerischen Universalismus (»Geschichte als Gegengift zum Liberalismus«, 10) ausmacht, greift den Liberalismus mit seinem negativ bestimmten Freiheitsbegriff »von zwei Seiten zugleich« an und »verteidigt sowohl Individuum wie Gemeinschaft« (4). Aus der politischen Diagnose, so die zentrale These, ergibt sich die ästhetische Konsequenz: »Bei allen dreien werden die Isolation des einzelnen, die Spannungen zwischen den Klassen und die augenscheinliche Abgeschiedenheit der Dichtung gegenüber der Welt praktischer Politik gemeinsam durch eine politische Ästhetik überwunden, in der der Teil zum Ganzen wird, indem er dieses gerade mittels seiner Differenz repräsentiert.« (127) Anders als jene seiner Vorgänger, die »in der literarischen Moderne exakt die von ihr versprochene Versöhnung gefunden haben« (188), will North das Bewußtsein für die Widersprüche dieses Unternehmens schärfen.

Die drei Hauptteile sind weniger chronologisch als aufsteigend nach dem Grad der politischen Radikalisierung geordnet und mit bündigen, klassifizierenden Titeln überschrieben, im Falle von William Butler Yeats »Cultural Nationalism«. Protestant wie auch die Mehrzahl der führenden politischen Vertreter der irischen Nationalbewegung, erscheint Yeats als Repräsentant einer untergegangenen Klasse und Kultur eher denn als Begründer einer neuen. Daß in seinen Augen das von ihm und anderen Dubliner Bohémiens betriebene *Irish Revival* nicht mit einer Austreibung des Englischen einhergehen sollte, daß er sich von der Belebung der archaischen, keltischen Mythen des Landes eine Überwindung des tieferwurzelten (katholischen) Christentums und nur so die Einigung der irischen Nation erhoffte, zeugt davon, wie die vaterländische Sendung von den Bedingungen seiner Herkunft bestimmt ist. North betont, daß »Irishness« lediglich eine Option der protestantischen *Ascendancy* war und somit ihre Loyalität zu Irland bedingt (52). Yeats verlegt sich auf einen (nicht nur geistigen) »Aristokratismus«, nachdem augenfällig geworden ist, daß die Besinnung auf die Kulturtradition in Ermangelung eines unbestritten gemeinsamen Erbes keine einigenden Kräfte freisetzt. Diese Umorientierung wird an einigen der wichtigsten Gedichte nachgezeichnet. »The Lake Isle of Innisfree« (1893), populärstes Beispiel aus dem Frühwerk, zeichnet das Eremitenidyll einer »Heideinsel« (so die Übersetzung des keltischen, englisch transkribierten Ortsnamens) und darin das Bild eines befriedeten Irlands. »In Memory of Major Robert Gregory« (1919) etwa feiert ein anderes Ideal, »das wahre Beispiel eines souveränen Aristokraten« (42): »Soldier, scholar, horseman, he, / And all he did done perfectly / As though he had but

that one trade alone.« Wiewohl dergestalt überhöht und entrückt, wird für den mit der Unabhängigkeit Südirlands politisch und gesellschaftlich marginalisierten Adel dennoch vehement eine zentrale Rolle reklamiert, so daß »eine isolierte und ihrer Macht beraubte Klasse zum Repräsentanten des Ganzen wird, von dem sie ausgeschlossen ist« (64). North zieht hier auch Yeats' Reden als irischer Senator heran. Zur Aufklärung des eigentlichen »Skandals« (1) in Yeats' politischer Karriere, seiner zeitweiligen Annäherung an den Faschismus, findet sich allerdings wenig Material.

Im Falle T.S. Eliots ist die in den zwanziger Jahren intensive Beschäftigung mit der Ideologie des Faschismus nie in ein explizites Bekenntnis umgeschlagen. Der illiberale Charakter seiner politischen Vorstellungen ist jedoch hinreichend deutlich. Wie in seinen ethischen Schriften schon F.H. Bradley, der neuidealistische Philosoph, dessen Erkenntnistheorie (*Appearance and Reality*, 1893) die Dissertation von 1916 kritisch befragte, transformiert Eliot das Problem der gesellschaftlichen Ordnung in eines der Anordnung: Eines jeden Aufgabe ist es, *an seinem Platz* seine Pflicht zu erfüllen. Diesen Platz – geographisch wie sozial – bekommt die überwältigende Mehrzahl der Bevölkerung schon bei Geburt angewiesen. Die an der Wahlheimat England geschätzte Konstanz und Traditionalität steht im Essay *Notes towards the Definition of Culture* von 1948 implizit gegen die Zivilisation Amerikas; das Heterogene der europäischen Kultur soll sich in Form seiner Regionalität bewahren. Daß aus Eliots Lob der Landschaften »ein kompromißloser Kulturrelativismus« spreche, der hier ausdrücklich mit Historismus gleichgesetzt wird (85), legt fälschlich nahe, dieser sei frei von Wertungen: Äußerungen über die Kultur der Kolonialvölker aus Anlaß der Rechtfertigung ihrer fortgesetzten Missionierung z.B. sprechen eine andere Sprache. Auch an anderen Stellen hätte eine Einbeziehung der nicht in die Essay-sammlungen aufgenommenen Arbeiten die Konturen von Eliots »Conservatism« deutlicher hervortreten lassen. So übersieht North die Distanzierung von den Anfang der zwanziger Jahre enthusiastisch begrüßten Ideen der konservativ-revolutionären *Action française* und ihres Anführers, Charles Maurras, nach dessen Konflikt mit dem Vatikan, die mit Eliots 1927 vollzogener Konversion zum Anglikanismus und der zunehmenden Theokratisierung seiner gesellschaftlichen Utopie (abzulesen schon am Titel von *The Idea of a Christian Society*, 1939) einherging. Die Interpretationen der Gedichte – die Dramen bleiben unberücksichtigt – sind hingegen durchweg plausibel. An »The Love Song of J. Alfred Prufrock« bemerkt North eine als bedrohlich empfundene Metonymisierung. »Wie Augustinus betrachtet Eliot Sex als die Tyrannei eines Körperteils über das Körperganze.« (77) Das forcierte *pars pro toto* kennzeichnet die Disharmonie; wie bereits in Yeats' »Major Gregory« steht das zentrale Wort »all« für eine hilflose Beschwörung (77f.). Die Einheit des *Waste Land* ergibt sich gar nur aus dem vom Autor selbst besorgten kritischen Apparat: Erst der Teiresias der Anmerkungen »stiftet einen Zusammenhang zwischen den Einzelpersonen des Gedichts und verwandelt so die Zwietracht in Harmonie« (17).

In Pounds *Cantos* ist die Auflösung unwiderruflich vollzogen. Der politische Gehalt, eine idiosynkratische Version des Faschismus, ist manifest geworden: »Statt sich ästhetischer Lösungen zu bedienen, um politische Konflikte zu glätten, ließ Pound den politischen Konflikt die ästhetische Oberfläche der Dichtung durchbrechen.« (18) Dieser Gedichtzyklus markiert das Endstadium einer politischen und poetologischen Karriere, die – ähnlich der Nietzsches – mit dem Widerstand gegen positivistische Philologie begann. North vergleicht Pounds frühe Auffassungen mit denen Jacob Burckhardts, um dann nachzuzeichnen, wie sich der anfängliche Relativismus selbst absolut setzt, bis zuletzt der Wandel der künstlerischen Ausdrucksformen und Geschichte überhaupt nur noch als Variation des Ewig-Gleichen toleriert

wird. Vom Scherbenhaufen der *Cantos* kann daher behauptet werden: »Eine der großen Paradoxien dieses großen und paradoxen Gedichts ist seine zunehmende Hinwendung zu einer statischen, undifferenzierten Geschichtsvorstellung, während es sich zugleich in immer größerem Maße auf unbearbeitete Bruchstücke historischen Beweismaterials beruft.« (145) Die beharrliche Arbeit an den vertrackten Gedichten und wutschnaubenden Essays lassen das Gedankengebäude des Mussolini-Verehrer erkennen, das wohl nur von seinen Widersprüchen zusammengehalten wurde.

Die gedankliche Kohäsion seiner Arbeit erkaufte sich North mit einer beinahe penetranten Rekurrenz der sie leitenden Überlegung. Es ist ihm zu danken, daß er sich durch die theoretische Exposition frühzeitig auf eine offen deduktive Methode verpflichtet und seine These nicht rückwirkend als bloßes Ergebnis seiner Einzelinterpretationen darstellt. Dennoch bleibt der Eindruck, als wären Indizien, die der Stringenz der Darstellung hätten abträglich sein können, unberücksichtigt geblieben. Die erpreßte Versöhnung von Detail und Ganzem, als politische und literarische Obsession der Moderne ihr Gegenstand, bleibt so zugleich ihr eigenes Problem.

Reinhard Markner (Berlin)

**Norris, Margot: Joyce's Web. The Social Unraveling of Modernism.** University of Texas Press, Austin 1992 (243 S., Ln., 35,- \$)

Als Odysseus nach Ende des Trojanischen Kriegs nicht nach Ithaka heimkehrte, ersann Penelope eine List, sich der immer stürmischer drängenden Freier zu erwehren. Sie versprach, einen von ihnen zum Mann zu nehmen, sobald sie ihrem Schwiegervater Laërtes das Grabtuch gewebt habe. Nachts aber trennte sie die Maschen wieder auf und hielt so ihrem Mann die Treue. Homers Anekdote wird Norris zur Leitmetapher für Joyces Arbeitsweise, frühe Werke in späteren einer kritischen Neulektüre zu unterziehen. Aus den Versuchen von Verlegern und Druckern etwa, die Veröffentlichung der Kurzgeschichtensammlung *Dubliner* zu verhindern, hatte Joyce gelernt, daß es nicht Sozialkritik war, die ihm Öffentlichkeit verschaffen würde, sondern deren Kaschierung als Ästhetizismus: »Kunst lügt über ihre Natur, um die Wahrheit über ihr Lügen zu erzählen« (31), lautet eine zur Aporie modernistischer Kunstautonomie zugespitzte Zentralthese der Verfasserin. Die Analyse des Zusammenhangs von Zensur und Ästhetizismus ist Teil ihrer Schilderung der Entwicklung von Joyces Werk entlang der Begriffe Arbeit, Klasse, Geschlecht und Geschichte.

Joyces Spätwerk *Finnegans Wake* versteht Norris als politisierende Bearbeitung des im Frühwerk Unbewußten (vgl. 25). Was in diesem Subtext war, wird in jenem ausbuchstabiert. Nebenwirkung eines solchen Verfahrens ist seine Sprunghaftigkeit: Norris geht nicht chronologisch vor, sondern kontrastiert Texte verschiedener Werkphasen. Aus der pädozentrischen Perspektive des »Mime of Mick, Nick, and the Maggies« in *Finnegans Wake* gelesen »wird das Porträt zur Geschichte eines empfindsamen Knaben, dessen Armut ihn zum letztlich aussichtslosen Bewerber um ein bürgerliches Mädchen stempelt« (190). Auch die Familiensituation mit den zahlreichen Geschwistern wird sozialgeschichtlich gedeutet: »Die symbolische Fiktion des Zuhauses als Ort, an dem das Kind sicher ist, ernährt und getröstet wird, wird einer sozialen Realität konfrontiert, in der das Kind größten Gefahren des Mißbrauchs und der Gewalt seitens der Eltern ausgesetzt ist« (209). Analog stellt Norris Repräsentationen von Frauen in *Dubliner* und *Finnegans Wake* einander gegenüber (Kap. 5-7).

Norris kritisiert »die Fiktionsbildung über Joyces Fiktionen« (183) in einer Literaturwissenschaft, die sich auf die Textproduktion beschränkt und die diese bestimmenden sozioökonomischen Kräfte herunterspielt. Im Gefolge von Richard Ellmanns

Biographie wurde Stephens Emanzipation von Zuhause, Religion und Vaterland zur Urszene von Joyces Leben, der Autor wurde also nach seiner Figur modelliert. Ferner bemängelt Norris eine gängige Homogenisierung der klassischen Moderne durch die Literaturgeschichtsschreibung. Für sie führt der *artifex ludens* Joyce gegen den Selbstzwang zu Askese, Disziplin, Präzision und Kontrolle des Schreibens (70), den vor allem T.S. Eliot und Ezra Pound programmatisch vertraten, etwa in der »Shem the Penman«-Episode von *Finnegans Wake* derben Irrationalismus und vulgären Humor ins Feld (vgl. 74). Auch diese Episode, die mit dem aus seinen Exkrementen Tinte machenden *poète maudit* den im *Porträt* geschilderten modernen Künstler karikiert, liest sie als Korrektiv des Frühwerks, das eine anti-ästhetizistische Wende einschleife: »Die formale Schönheit des *Porträt* läßt die Handschrift modernistischer Motive erkennen . . . Gegen diese Version funktioniert 'Shem the Penman' als kritischer Blick auf den Modernismus, der das Elitäre von dessen klassischen Anmaßungen, das Grauen vor den Massen hinter seinem Trieb zu reiner, trockener, harter, klarer Sprache ausstellt.« (73)

Hier ergeben sich einige Widersprüche, die sich an Norris' Funktionsanalyse von Verwendungen des Mythos in der Moderne illustrieren lassen. Ihr Beispiel ist die geschichtsphilosophische Interpretation der homerischen Sirenenepisode in der *Dialektik der Aufklärung* und die »Anna Livia Plurabelle«-Episode von *Finnegans Wake*. Hatten Horkheimer und Adorno bei Homer drei funktional differenzierte Figurengruppen ausgemacht (Kunst produzierende Sirenen, arbeitende Knechte, Kunst rezipierender Herr), so infiltriert bei Joyce der Sirenengesang zweier Waschfrauen am Ufer der Liffey »den privilegierten Diskurs der Dichtung« mit der »Sprache ihrer Arbeit« (140). Durch diese Verschmelzung werde Solidarität mit jenen bewiesen, die laut Adornos *Ästhetischer Theorie* »die Zeche der Kultur bezahlen« (zit. 141f.). Im Eifer ihres Gefechts, den späten Joyce wieder zum Sozialkritiker zu machen, ignoriert Norris Textpassagen, die ihrem Befund zuwiderlaufen: Joyces proletarisches Prosapoem endet mit einer Metamorphose der Wäscherinnen zu Baum und Stein, einer Rückverwandlung der Kunst produzierenden Arbeiterinnen in stumme, geschichtslose Natur also, die die von ihr affirmierte Hegeldeutung Kojévés negiert, derzufolge der Knecht durch Arbeit gerade zum Herrn über Natur wird (vgl. 146). Die Problematisierung der Beziehung von Mythos und Klasse unterscheidet Joyce von Pound und Eliot, bei denen der Rückgriff auf antike Mythen als klassenabhängigen Formen von Bildung und Geschmack zum konservativen »Garanten kultureller Werte« (167) werde und zum Ausschluß der unteren Klassen aus der Literatur führe. Norris' Fehler besteht darin, Joyce zum Gegenpol Pounds und Eliots zu stilisieren; im überheblichen Anspielungsgestus seines Zeichenschauhauses *Finnegans Wake* mag das Proletariat zwar zuweilen *Gegenstand* der Literatur sein, ihr *Adressat* wird es noch lange nicht.

Ihr Vorgehen ist durch Gegenüberstellung zweier neuerer Arbeiten zu Joyce einzuordnen: Cheryl Herr (*Joyce's Anatomy of Culture*, 1986) untersuchte in ihrer aus Semiotik, Ideologie- und Diskurstheorien sich speisenden Darstellung die Sedimente irischer Alltagskultur in Joyces Texten. Mary Lowe-Evans (*Crimes against Fecundity*, 1989) analysierte Joyces Repräsentation von Praktiken irischer Bevölkerungspolitik zur Erläuterung von Foucaults Theorie der auf den Körper gerichteten Machttechniken. Die Abstraktion dieser Untersuchungen, für Norris' Theoriehorizont von wesentlicher Bedeutung, kontert sie durch Umkehrung der Darstellung: von den allgemeinen, Joyce nur zum Ausgangspunkt nehmenden Theorien zurückkommend, konzentriert sie sich auf konkrete Textarbeit. Ulrich Blumenbach (Berlin)

**Diedrich, Maria: Aufschrei der Frauen – Diskurs der Männer.** Der frühviktorianische Industrieroman. Franz Steiner, Stuttgart 1992 (252 S., br., 68,- DM)

Nach mehreren Aufsätzen zum Thema trägt die Hannoveraner Anglistin in ihrem jüngsten Buch dem Manko Rechnung, daß trotz der Fülle der Forschungsliteratur zum englischen Roman der Periode 1830 bis 1860 eine Untersuchung der unterschiedlichen Schreibweisen von Autorinnen und Autoren fehlt. Sie fragt nach der »Spezifik weiblicher Gestaltungsweise« (14) und versucht, »die Divergenzen zwischen dem weiblichen und männlichen literarischen Diskurs zur Industriethematik aufzuschlüsseln und ihre möglichen Ursachen zu ergründen« (15). Den Ansatzpunkt ihrer Untersuchung der RomanautorInnen Frances Trollope, Charlotte Elizabeth Tonna, Elizabeth Gaskell, Charlotte Brontë, Benjamin Disraeli, Charles Kingsley, Charles Dickens bildet die Analyse »der in diesen Texten praktizierten Personencharakterisierung, ihrer Milieubeschreibung und ihrer Diskussion der Gewerkschafts- und Chartismusproblematik« (15f.).

Einleitend weist sie nach, daß die Thematisierung des Komplexes 'Mensch – Technik – Fortschrittsdenken' bereits für die spätrömantische Literatur, insbesondere die Lyrik charakteristisch ist. Unter dem Titel »Schriftstellerinnen im Aufbruch« (19-35) folgen biographische Abrisse der von ihr behandelten und außerhalb enger Fachkreise weitgehend unbekanntem Autorinnen. Diese sind notwendig, weil sie neben dem jeweiligen familiären und ökonomischen Hintergrund, der religiösen Prägung und der daraus resultierenden Schreibmotivation vor allem die Erziehung als maßgeblichen Einfluß auf das literarische Schaffen der Schriftstellerinnen herausgestellt: Die von den Viktorianern ihren Söhnen angeedehene »Erziehung zur zielgerichteten Handhabung der Vernunft, zum bewußten Ich« führt zur »Konditionierung zu einem Denken in großen Zusammenhängen, zur Abstraktion und zur Generalisierung« (27), während die Fixierung der Töchter auf »Selbstverleugnung statt Selbstverwirklichung, auf die Formung eines Ich, das seine Identität definiert ausschließlich in bezug auf das Andere« (28), ihre Orientierung primär am (hilfebedürftigen) Einzelschicksal zur Folge hat. Für die Textarbeit ergibt sich aus dieser These die Konsequenz: »Diese Konzentration auf den einzelnen Menschen erst, die Frauen über Generationen anerzogen wurde, befähigt die Schriftstellerinnen . . . , in ihrer Konfrontation mit dem industriellen Sein die Masse von Ekelergregendem, Bedrohlichem und Mitleiderzeugendem zu durchdringen und individuelle Menschen zu sehen, zu begreifen und schließlich zu respektieren« (28f.). »Eine Erziehung zum Ich im Anderen, die objektiv die Reduzierung der Frau zum Faktotum anstrebt, zeitigt damit dank der konstruktiven Auseinandersetzung der Frauen mit dieser Doktrin positive Auswirkungen in allen den Bereichen, in deren Zentrum die menschliche Begegnung steht« (29).

In ihrer Interpretation weist die Verfasserin plausibel nach, daß die entgegengesetzten Erziehungsideale in modifizierter Form ihren Niederschlag in der Literatur von Frauen und Männern gefunden haben. Das »Exkursionsmotiv« (56) beispielsweise, also der häufig von viktorianischen AutorInnen verwendete Topos der Reise eines Protagonisten in die dunkle, unbekannte und gefährliche Welt der von Armut und Ausbeutung gepeinigten Industriearbeiter und ihrer Familien, erfährt bei den Autorinnen eine gänzlich andere Ausgestaltung als bei ihren männlichen Kollegen: Während die gut bekannten Romane von Disraeli (*Sybil*, 1845) und Dickens (*Hard Times*, 1854) durch ihre wenig individualisierende, dafür stark typisierende Milieucharakterisierung eher den Makel der oktroyierten »Touristenperspektive« (57) tragen, unter der die geschilderten elenden Lebensverhältnisse »diskutiert statt erlebt« (103) werden, üben besonders die kaum beachteten Frances Trollope (*Michael*

Armstrong, 1839/40) und Charlotte Elizabeth Tonna (*Helen Fleetwood*, 1839) durch ihre Zentrierung auf individuelle Charaktere konkrete Kritik an ökonomischen Mißständen: »An die Stelle des *slumming*, der Exkursion eines Außenseiters in die Schattenregionen des industriellen England, tritt das Verstehen als Teil dieses Seins, nicht als distanzierte BeobachterIn; die Exkursion wird zur Lebensreise« (81). Ihre Romane übertragen als erste »die Anklagerichtung von den Opfern auf das System« (68) und werden so zum Instrument einer Reformen einklagenden Grundhaltung. Diese blieb allerdings angesichts der staatlichen Repressalien gegen die Chartistenbewegung der 1830-1840er Jahre ohne konkrete Wirkung, wie Diederich durch eine Diskussion der zeitgenössischen Rezeption zeigt: »Die Opfer sind ... mit ihrer Porträtierung durch die bürgerliche Schriftstellerin weitestgehend einverstanden, während ihre mittelständische Leserschaft ihrer Anklage der Ignoranz, der Blindheit und der Komplizenschaft des Schweigens nur zu häufig den Vorwurf der Übertreibung entgegengesetzt und sich damit aus der Verantwortung entläßt.« (74)

Elizabeth Gaskell (*Mary Barton*, 1848, *North and South*, 1854) führt den Ansatz ihrer Vorgängerinnen durch ihr »Insistieren auf dem gestalterischen Prinzip der individualentwicklungsgeschichtlichen Perspektive« fort, setzt jedoch ihrerseits neue Akzente als »erste Verfasserin von Industrieromanen, die es wagt, einen erwachsenen, streitbaren Arbeiter ... zu ihrem Helden zu machen ... « (128). Unter der gegebenen Prämisse der Studie scheint auch dieser Schritt konsequent, da er das reine Exkursionsmotiv überwindet und, ähnlich wie Charlotte Brontës *Shirley* (1849), die ArbeiterInnen nicht zu Funktionsträgern degradiert, sondern sie zu handlungsfähigen und – mit Einschränkungen, die sich aus den realen Verhältnissen ergeben – handlungsbestimmenden Individuen erhebt.

Dem als 'Stimme der Entrechteten' agierenden »Pfarrer-Schriftsteller« (204) Charles Kingsley (*Alton Locke*, 1850) weist Diederich ebenso reaktionäre wie pseudo-liberale Tendenzen nach und betont den Zusammenhang von viktorianischer geschlechtsspezifischer Identitätszentrierung und in der Literatur entworfenem Menschenbild: »Der Romanverlauf macht deutlich, daß die Arbeiterschaft nach Kingsley unfähig ist, diesen Weg als Selbstemanzipation zu gehen. Selbst ungewöhnliche moralische und intellektuelle Fähigkeiten verhindern nicht ... schwerwiegende Fehlentscheidungen dieser Autodidakten; sie bedürfen der zugleich liebenden und straffen Führung durch LehrerInnen ... « (220). Ähnlich wie Disraeli bemüht sich Kingsley nicht um eine interne, Klassen- und Schichtenschränken transzendierende Schilderung des Fabrikarbeitermilieus, sondern bleibt einer oberflächlichen Außensicht verhaftet. Beide Autoren konfrontieren ihre (der Oberschicht entstammenden) Helden »mit einer anonymen Masse« (108) und zeigen so das nach Meinung Diederichs für alle Autoren der Epoche kennzeichnende »defizitäre Einfühlungsvermögen« (103).

Insgesamt kommt sie zu dem schlüssig hergeleiteten Ergebnis, daß die oft persönliche Begegnung der Autorinnen mit Armen und Kranken in dem von ihnen geschilderten Milieu zwar auf ihre Fixierung auf die Rolle als »Dienerin und Samariterin« (29) zurückgeführt werden kann, sie dieses Stereotyp jedoch als Schriftstellerinnen transzendiert und in »konstruktive Technologiekritik« (235) umgewandelt haben. Während ihre Kollegen die Not der Industriehetttos oft pittoresk verbrämt und in verharmlosender Form zur Schau stellten, erhoben sie vehement Anklage gegen die für diese Not Verantwortlichen.

Göran Nieragden (Köln)

**Bestek, Andreas:** *Geschichte als Roman. Narrative Techniken der Epochen-darstellung im englischen historischen Roman des 19. Jahrhunderts: Walter Scott, Edward Bulwer-Lytton und George Eliot.* Wissenschaftlicher Verlag, Trier 1992 (286 S., br., 49,50 DM)

Die Studie untersucht, »mit welchen fiktionalen Mitteln und Darstellungsstrategien in historischen Romanen des 19. Jahrhunderts das Bild einer Epoche vermittelt wird« (2) und erfaßt dazu systematisch »den funktionalen Zusammenhang von poetischer Organisation und Geschichtsaussage eines historischen Romans« (4). Am Beispiel dreier bekannter Romane vom gewöhnlich als Begründer dieser literarischen Gattung angesehenen Walter Scott (*Waverley*, *Ivanhoe*, *Quentin Durward*) und je einem weniger bekannten Text von Edward Bulwer-Lytton (*The Last of the Barons*) und der immer wieder neu entdeckten George Eliot (*Romola*) präsentiert Bestek unterschiedliche Ansätze der »Integration von Historie und Fiktion« (17). Er folgt durchgängig dem Analyseschema, die Romane zunächst hinsichtlich ihres Personengefüges, unter besonderer Gewichtung der exponierten Stellung der Protagonisten, zu untersuchen und dem eine nuanciert an Franz Stanzels Kategorien orientierte Diskussion der Erzählsituation anzuschließen. Da alle behandelten Romane einen omnipräsenten und allwissenden Erzähler aufweisen, gilt der auktorialen Handlungsführung besondere Aufmerksamkeit.

An *Waverley* zeigt Bestek auf, wie durch narrative Techniken, wie Ironie, Distanzierung und Sympathiesteuerung in der Personenführung, eine politische Bewertung des geschilderten Konflikts (dem Jakobitenaufstand von 1745 und den Spannungen zwischen England und Schottland) vermittelt wird. Er appliziert hier, wie auch in anderen Passagen, Northrop Fryes Theorie der mythopoetischen Strukturen (*Anatomy of Criticism*, 1957), die, neben einer Unterteilung fiktiver Figuren in 'stark' und 'schwach mimetische', vor allem mit vier Grundmythen, 'Makrostrukturen' erzählender Literatur, operiert: Komödie, Romanze, Tragödie und Satire. Dieser Rückgriff ergibt sich aus Besteks Absicht, die Romane als Versuche zu werten, »in einer Zeit historischen Umbruchs eine beunruhigende Geschichtlichkeit mit Hilfe überzeitlicher Muster einzufangen und durchschaubar zu machen« (12). Plausibel ist der Nachweis von komödiantischen und romanzenhaften Zügen in *Waverley*, belegt zum einen durch den Charakter des Helden (»low mimetic«, 42) und die komödientypisch teleologisch angelegte Handlung (»movement from one kind of society to another«, 43), zum anderen durch das Motiv der Suche (*Queste*) in der Figur Waverleys. Dieses Klassifikationsschema ermöglicht es dem Verfasser, den im Roman geschilderten Interessengegensatz der Königshäuser Hannover und Stuart als »Konflikt zwischen einer romantisch-idealisierenden und einer nüchtern-realistischen Weltansicht« (58) herauszustellen, in dem der Autor (Scott) nicht Dokumentator und Historiograph, sondern gewichtender und subjektiver Kommentator ist: »Im Rahmen dieses thematischen Gegensatzes stellt sich die Sache der Whigs als Wahl des gesunden Menschenverstandes dar, die jakobitische Bewegung hingegen als emotional heroische, aber unwirkliche Alternative. Die Opposition von 'reason/realism' und 'imagination/romance' bestimmt daher nicht nur den Werdegang Waverleys, sondern ist quasi auch das Leitmotiv der Epochen-darstellung.« (58f.)

Mit den übrigen Romanen verfährt er auf analoge Art und Weise. Im Falle *Ivanhoes* zeigt er dabei durch die Aufdeckung von Parallelen in der erzähltechnischen Führung von angelsächsischen und normannischen Figuren und deren Handlungsmotiven, konträr zum Tenor der bisherigen Scott-Forschung, »daß Scott keine grundsätzliche moralische Überlegenheit der Sachsen behauptet« (77). Obwohl ebenfalls von den Makrostrukturen Komödie und Romanze dirigiert, weist sein Ritterroman

einige Inkonsistenzen zwischen romanzenhafter Anlage der (Liebes-)Handlung und intendierter politischer Aussage auf, weshalb es Scott nicht gelungen sei, »im Roman eine überzeugende, konsistente Geschichtsaussage zu treffen« (98). Der zusammenfassende Vergleich der drei Romane Scotts stellt ihre oft vernachlässigten Unterschiede im Umgang mit der Geschichte klar heraus: »In *Waverley* und *Ivanhoe* ist das private Glück des Helden Symbol für die Lösung des Epochenkonflikts. In *Quentin Durward* gibt es ein privates Glück trotz des ungelösten Epochenkonflikts« (136). Dies macht Bestek insbesondere durch die Offenlegung der Makrostruktur der Satire in *Quentin Durward* deutlich.

Edward Bulwer, später Lord Lytton und vornehmlich durch sein Werk *The Last Days of Pompeji* bekannt, verfolgte ein anderes Konzept des historischen Romans. Besteks These, daß Bulwer-Lytton seine historische Fiktion als Hilfsmittel und schmückendes Beiwerk von Historiographie versteht, wird in der Analyse von *The Last of the Barons*, das die englischen Rosenkriege zum Hintergrund hat, bestätigt. Die düstere Geschichte um Freundestreue und politische Loyalität wird, im Sinne Fries, als Tragödie verstanden; die Handlungseinheit wird nicht durch den Protagonisten, sondern einzig durch den auktorialen Erzähler gewährleistet. Der Verfasser setzt Bulwer-Lyttons »statische« Figurenkonzeption (155) von der dynamischen und individualisierenden Scotts ab; zudem erscheine der Umgang mit dem geschichtlichen Material bei Bulwer-Lytton »viel polarisierter und stärker moralisch valorisiert« (158). Ein weiteres Merkmal seiner Romanform ist ihre offensichtliche Anlage nicht nur als Abbild einer vergangenen Epoche, sondern ebenso sehr als »Parallele zur viktorianischen Zeit« (183). Ausführlich wird auf das Bemühen Bulwer-Lyttons eingegangen, »in der Darstellung der Vergangenheit eine Botschaft für die Gegenwart erkennbar werden zu lassen« (187). Sein Forschungsinteresse gilt jedoch leider weniger der inhaltlichen Ausgestaltung dieser (politisch und moralisch streng konservativen) Botschaft als dem resultierenden pessimistischen Geschichtsbild: »Die Charakterisierung als Sachse oder Normanne ist vielmehr der literarische Ausdruck für die Kontinuität, die Bulwer in der englischen Geschichte sieht. Es sind Abstraktionen von den realen historischen Identitäten, Kollektivsymbole, um das zu benennen, was Bulwer als gemeinsame Essenz verschiedener historischer Erscheinungsformen sah« (190).

Mit seiner Beschäftigung mit *Romola*, George Eliots einzigem und wenig bekanntem Ausflug in das Genre des historischen Romans, löst Bestek seinen Anspruch vollends ein, systematische Zusammenhänge zwischen narrativer Technik und Geschichtsdarstellung bei den behandelten Autoren zu erfassen. Er begreift die Geschichte einer (fiktiven) Florentinerin, die im 15. Jahrhundert dem Charme und dem Missionsgeist Savanarolas erliegt, als Versuch der Autorin, »verschiedene Aspekte des geistigen Klimas der Epoche« (209) zu beschreiben. Anders als Scott und Bulwer-Lytton zeigt Eliot also nicht die Ablösung einer alten Gesellschafts- und Herrschaftsordnung durch eine neue, sondern die divergierenden Kräfte eines klar umgrenzten Ausschnitts aus der Renaissance. Dies tritt nicht zuletzt durch die sehr ausführlich erörterte, didaktisch angelegte Figurenkonstellation des Romans zutage (208-242): »Daß *Romola* Geschichte nicht als Fortschritt deutet, zeigt sich daran, daß die gesellschaftlichen und politischen Konflikte des Romans offen bleiben« (262). Konsequenterweise ist daher Besteks Urteil, daß George Eliot, im Gegensatz zu den erstbehandelten Autoren, die historische Bühne lediglich als Schauplatz einer Liebeshandlung verwendet: eine weitere der vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten, die der historische Roman während seiner Blütezeit erfahren hat.

Göran Nieragden (Köln)

Bevan, David (Hrsg.): *Literature and Exile*. Editions Rodopi, Amsterdam/Atlanta GA 1990 (163 S., br., 48,- DM)

Nach den langen Anläufen der mittlerweile sehr ertragreichen Exilliteraturforschung sind wir gewohnt, unter Exilliteratur zuallererst die literarischen Erzeugnisse emigrierter deutscher Schriftsteller der dreißiger und vierziger Jahre zu verstehen. In der Tat erwähnt der Herausgeber in seiner knappen, theoretisch-definitivisch nicht eben erhellenden Einführung, die weder Anlaß (Vorträge?) noch Auswahlkriterien des Buches offenlegen, den für die Kontinuität der deutschen Literatur verheerenden Exodus von 1300 deutschen Schriftstellern. Aber keiner der zehn Aufsätze gilt der Emigration der Nazizeit als dem Modellfall des Exils im 20. Jahrhundert. Dies hat sicherlich mit der zwar zulässigen, hier jedoch geradezu inflationär betriebenen Ausweitung des Exilbegriffs bis hin zu seiner existentialistischen Auflösung zu tun (»existentielles Exil«, 3; und »das letzte Exil des Todes«, 135).

Beschreibt schon der Herausgeber das komplexe Phänomen des Exils mit all seinen positiven und negativen Folgeerscheinungen – kulturelle Bereicherung des Gastlandes oder kulturelle Verarmung des Ursprungslandes, produktive Grenzüberschreitung oder bedrohlicher Selbstverlust – als »Konstante unseres gemeinsamen Schicksals«, als »Form der Entfremdung« und »Marginalität«, als »Differenz, Andersheit« (3), so erliegen einige der Beitragenden vollends der Versuchung, ihren Untersuchungsgegenstand rein metaphorisch aufzufassen und damit ebenso zu enthistorisieren wie zu entpolitisieren. Dabei scheinen die Gegenstände nicht weiter erklärungsbedürftig, sondern werden als bloße Belege für im vorab bezogene Positionen verwendet.

Andere Autoren wiederum beweisen eine gesunde Skepsis gegen übermächtige Doktrinen, selbst wenn sie der postkolonialen Literaturtheorie eines Edward Said verpflichtet sind. So beginnt der Band mit einem nüchternen Vergleich von Salman Rushdies *Satanic Verses* und Ruth Prawer Jhabvalas *Three Continents*, die beide unter dem Gesichtspunkt der fortlaufenden Ausbeutung Indiens durch die ehemalige Kolonialmacht und einer neuen Völkerwanderung von importierten Untertanen Ihrer Majestät behandelt werden. Dabei faßt Yasmine Gooneratne die Ankunft fiktionaler und realer Immigranten in ihrem »Neufundland« als Chance zur »Kolonisierung« der Metropolen und des Zentrums durch die Peripherie auf. Das kreative Potential der »pluralen Identität« (11) jedes postkolonialen Autors erweise sich bereits an der britischen Literatur selbst, die immer mehr von Außenseitern und Neuankömmlingen bestritten werde.

Auch Anthony Purdy widmet seinen Artikel über die Poetik des Exils in der Literatur des frankophonen Quebec den »twin foundations of colonisation and immigration« (23). Das Thema der Entdeckung, Erforschung und Eroberung Kanadas durch Franzosen, Engländer und Amerikaner sei schon früh von dem Gedanken des – sprachlichen – Exils abgelöst worden. Der »Nationalist« Hubert Aquin etwa spüre Joyces strategischem Paradox vom Exil als der Voraussetzung für eine literarische »Heimkehr« nach und begreife die französischsprachige Literatur Kanadas als Akt des Widerstands gegen die anglo-kanadische Vorherrschaft. Jüngere Autoren der Immigration wie Mocone und Robin wiederum erkennen, daß das vielfältige Einwanderungsmuster den traditionellen Gegensatz zwischen Französisch und Englisch unendlich kompliziert.

Henry James und Joseph Conrad, deren gemeinsame Selbstverbannung nach England von Carola Kaplan unter Rekurs auf Michel Foucault und Jacques Lacan erörtert wird, versuchten ihren Weggang aus Amerika bzw. Polen fiktional damit zu rechtfertigen, daß gesellschaftlicher Wandel in ihren Heimatländern ebenso

unmöglich sei wie Neutralität oder Indifferenz. Sowohl *The Bostonians* als auch *Under Western Eyes* schildern die Flucht aus einer repressiven, gefängnisartigen, »panoptischen« Gesellschaft in die Anonymität eines Gastlandes, in dem der Beobachtete zum Beobachter werden kann. Gerade dadurch aber wird er gewahrt, daß es am Ende keinen Schutz vor der Überwachung gibt und man den düstern Schatten seiner Herkunft immer mit sich trägt.

Die Literatur der kubanischen Exilanten in Florida, die sich weigern, ihren Auszug als permanent zu akzeptieren, und eine »nostalgische Errungenschaft« (68) inszenieren (Gabriella Ibieta), die Romane der walisisch-kreolischen Autorin Jean Rhys, die sich – Siedlerstochter und kolonisierte Frau, Prospero und Caliban zugleich – in der Karibik ebenso isoliert fühlte wie in Europa und die ganze Welt als Fremde empfand (Lucy Wilson), das Pariser Exil und der südafrikanische Gefängnisaufenthalt des Dichters und Romanciers Breyten Breytenbach, der die Sprache der Afrikaner in den Rang einer Literatursprache erhob (Luc Renders) – sie alle vervollständigen das Bild eines globalen Exils und lassen das Leben als »Zustand permanenten Exils« (160) erscheinen.

Wenn freilich der kulturrevolutionäre Einsatz chinesischer Rotgardisten in einer abgelegenen Volkskommune in A. Chengs *The King of the Trees* von Bettina Knapp in einem Taoistisch-Jungschen Kauderwelsch ebenfalls als Exil gewertet wird, wenn Mary Anne Schofield die Kriegs- und Lagertagebücher von Frauen 1939 bis 1945 als »Exilliteratur in ihrer reinsten Form« (125) ausgibt, wird der Begriff des Exils über Gebühr gedehnt. Womit nicht geleugnet sein soll, daß der »gegenhegemoniale Text« (127) der Lagerfrauen scharfsinnig die Dialektik von Freiheitsverlust und -zugewinn erkennt – gefangengesetzt von Männern, erringen sie die Freiheit vom Ehemann und von der alten Frauenrolle.

So aufschlußreich die Beiträge in einzelnen sind, so sehr sie, etwa über die Namen Joyce und Said, miteinander verbunden sein mögen, so ergeben sie doch zusammengenommen nichts weiter als eine phänomenologische Aneinanderreihung disparater Momente von Exilerfahrung. Es hätte dem Herausgeber gut angestanden, die heterogenen Ansätze um einen exiltheoretischen Essay zu ergänzen, in dem auch die Begriffe »Flüchtlinge«, »Exilanten«, »Verbannte« und »Emigranten« genauer voneinander abgegrenzt worden wären.

Hans-Christian Oeser (Dublin)

**Onderdelinden, Sjaak (Hrsg.): Interbellum und Exil.** Editions Rodopi, Amsterdam/Atlanta GA 1991 (293 S., br., 90,- Hfl.)

Der Sammelband, ein *liber amicorum* für den Germanisten Hans Würzner, der sich vor allem mit der Erforschung der Zwischenkriegszeit und dem politischen Exil deutscher antifaschistischer Schriftsteller befaßt hat, wird nur notdürftig durch die Programmatik des Buchtitels zusammengehalten. Ist schon nicht recht einzusehen, weshalb die beiden Jahrzehnte zwischen dem Ende des Ersten und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs zum Epochenbegriff stilisiert werden, so gelten beileibe nicht alle Beiträge der Problematik des genannten Zeitabschnitts; vielmehr scheint die zeitliche Klammer nur deshalb gewählt, um dem Lebenswerk des Fachkollegen gerecht zu werden. Inhaltlich reicht der Band von Neuinterpretationen moderner Klassiker wie Kafka, Brecht, Döblin und Paul Klee über eher erzählende biographische Skizzen (zu dem Historiker und Diplomaten Pieter Geyl, dem nationalliberalen Politiker Paul Schiemann und dem Exilschicksal des deutschjüdischen Romanciers Georg Hermann, der am Ende der faschistischen Vernichtungsmaschinerie zum Opfer fiel) bis hin zu einem Briefwechsel zwischen dem unter chronischer Geldnot leidenden Joseph Roth und seinem Literaturagenten Barthold Fles.

Horst Steinmetz weist in seiner Untersuchung zu Kafka nach, daß dieser trotz der auffälligen Ort- und Zeitlosigkeit seiner Prosa, trotz des Fehlens dingfester geographischer und historischer Wirklichkeit der Macht des (Vor-)Geschichtlichen (sinnentfremdete Traditionen und Institutionen, Autoritäten und Gesetze) nachspürt: »Die Gegenwart, in der Kafkas Werke spielen, ist keine Gegenwart ohne Vergangenheit, aber es ist eine Gegenwart ohne Zukunft, eine Gegenwart, die, obwohl Produkt der Geschichte, ahistorisch ist.« (24) In seinem eigenen Beitrag erkennt der Herausgeber auch in Bertolt Brechts *Arturo Ui* eine »Entzeitlichung im Dienste der parabolischen Wirkung« (252) und argumentiert gegen Jan Knopf, daß das Schau- und Decouvrierstück in der »Parabelform, hier in der Variante einer doppelten Allusion« (260; Al Capone und Adolf Hitler) abgefaßt sei, die »Darstellung der Vergangenheit« eine »Nutzanwendung für die Gegenwart« (250) enthalte. Die drei »Basisverfremdungen« – »Showcharakter«, »großer Stil« und »Projektion ins Gangstermilieu« (255-259) – trügen bei zu einer »violenten Kapitalismuskritik Brechts mit dreierlei Zielrichtung: politisch-ökonomisch als Faschismuskritik, theoretisch-kulturell als Kritik am Gesamtkomplex bürgerlicher Ästhetik und praktisch-kulturell als Verhöhnung des bürgerlichen Theaterbetriebes« (264).

Während sich die meisten Beiträge damit begnügen, ihren Gegenstand zu erarbeiten, setzen jene Arbeiten, die »aus der Arbeit des Leidener Instituts für Systemtheorie und Humanwissenschaften (LISH) hervorgegangen« (39, 85, 179, 283) und der Theorie autopoietischer Systeme und binär kodierter Kommunikation verpflichtet sind, ganz im Geist der Zeit zum Generalangriff auf das ideologie- und sozialkritische Denken der 68er Generation an, die in allem und jedem einen Vor- oder Ausläufer des Nationalsozialismus gewittert habe. Damit habe sie um der Wirkungsgeschichte willen die jeweilige entstehungsgeschichtliche Situation unterschlagen und die »Andersartigkeit der Vergangenheit in ihrer Einmaligkeit« (30) verkannt. Subjektivierung, »Egalisierung von Kontingenzen« (33), »traditionelles dualistisches Denkmodell« (163) – so lauten die immer wieder erhobenen Vorwürfe.

In seinem Beitrag zu Max Webers umstrittener Losung »Politik gehört nicht in den Hörsaal« (1919) kritisiert Jos Hoogeveen die »semantischen Kontinuitätsannahmen« (28) der 68er, ihren »konsensuellen Kommunikationsbegriff« (29) und die mangelnde Einsicht, »daß das, was auf den ersten Blick als Vorgeschichte der eigenen Gegenwart erscheint, sprachlich und historisch unvergleichbare Negationskontexte besitzt« (32). Interessant an diesem Aufsatz ist freilich weniger die Entfaltung eines relationalen Semantikbegriffs als vielmehr der Umstand, daß Hoogeveen in seinem historischen Bemühen um eine Ehrenrettung Max Webers seinem Titelthema »Wissenschaft als Beruf« kaum nachgeht, als konkreten Negationskontext für Webers unpolitische Wissenschaftsauffassung lediglich eine einzige, zeitlich sehr viel spätere Äußerung, nämlich die milde Rüge eines Nazi-Professors (1935), anführt, subjektorientierte Hermeneutik und kritische Gesellschaftstheorie umstandslos gleichsetzt und den Historiker Reinhart Koselleck ebenso sinnentstellend wie widersprüchlich zitiert (27).

Auch Hetty Burgers wertet in ihrer Analyse der Absichtserklärungen kulturpolitischer deutscher Nachkriegszeitungen auf der Basis des systemtheoretischen Kommunikationsbegriffs von Niklas Luhmann die verschwommene metaphorische Begrifflichkeit der Vorwortautoren mit ihrer Tendenz zur Pathologisierung, Dämonisierung und Mystifizierung des NS nicht als Verdrängung der Vergangenheit bei gleichzeitiger Nähe zu ihr, sondern als das Vorwalten einer »Leitdifferenz«, »Negativfolie« und »spezifischen Selektivität gegenüber dem historischen Kontext« (270). Damit entzieht sie sich der historischen Schlußfolgerung, daß in der Tat erst

die kritisierte Studentenbewegung mit ihrem Anschluß an westeuropäische Denkmuster den gesellschaftlich wirksamen terminologischen Paradigmenwechsel von der romantischen Volksgeistmystik zu einer rationalen Sprache bewirkt hat. Sie selbst erhärtet diesen Befund mit dem eigentlich verpönten Hinweis auf die »hohe personelle und programmatische Kontinuität« (272) der Zeitschriftenredaktionen.

In seinem Aufsatz über Alfred Döblins Gedanken zur Judenfrage verteidigt Matthias Prangel Döblins Konzept einer »geistigen Gesamterneuerung« (162) des assimilierten Judentums gegen den Vorwurf der Spekulation, des Utopismus und des praxisfernen Idealismus. Prangel faßt die nicht weiter ausgeführte Kategorie der »Gesamterneuerung« als »Abkürzung einer Theorie der Autopoiesis« (178) auf und stuft Döblin als »Vorläufer der heute wohl aktuellsten Tendenzen in den kognitiven Natur- und Sozialwissenschaften« ein (178) – auch hier schleicht sich die »Kontinuitätsannahme«, dort wo sie zupaß kommt, hinterrücks wieder ein. Mag es den genannten Forschern vordergründig um die Anwendung des Prinzips der »theoriegeleiteten Wahrnehmung« (29) von den Natur- auf die Geisteswissenschaften gehen oder um die Definition des Kunstwerks als »Einheit von Differenz«, welche sich nur über den »systeminhärenten Kunstkode schön/häßlich« (76) kommunizieren lasse – im Kern nehmen sie »ihre« Autoren gegen den Verdacht apolitischen, irrationalen oder völkischen Denkens in Schutz.

Stellen die »Leidener« Aufsätze die Möglichkeit historischer Kontinuität und Präfiguration vehement in Abrede, so ergeben die theoretisch weniger ambitionierten, aber erkennbar der Rezeptionsästhetik verpflichteten Beiträge zu Heinrich Lersch's unvollendetem nordisch-germanischen Siegfried-Roman und Ernst Wiecherts religiösem Einsamkeits- und Innerlichkeitspathos das genaue Gegenteil: Der Nachweis einer das »Regime begünstigenden literarischen Gesinnung« (140), einer »typologischen Verwandtschaft mit der völkischen Literatur« (157) und »fataler Berührungsfelder mit Gedankengut und Motiven der Nazi-Literatur« (142) erlaubt uns, von prä-, pro-, proto- oder kryptofaschistischer Ideologie zu sprechen. Diese Einsicht verdankt sich indes nicht der Besserwisseri der Nachgeborenen; vielmehr war die geistige Affinität der Autoren zum Faschismus bereits für ihre Zeitgenossen erkennbar, die ja ihrerseits die Verlautbarungen ihrer politischen, ideologischen oder künstlerischen Gegner als »Negativfolie« benutzten. Hans-Christian Oeser (Dublin)

**Fricke, Harald, und Rüdiger Zymner: Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über Studieren.** Schöningh-Verlag, Paderborn 1991 (292 S., br., 26,80 DM)

Einführungen in die Literaturwissenschaft und in deren Teilaspekte gibt es zuhauf, rein theoretische und eher praktisch orientierte, die in der Regel – vom Verfasser durchgeführte – Analysebeispiele als Erhellung einer dargestellten Theorie enthalten. In dieser *Einübung* hingegen müssen die Leser die Arbeit selber leisten: Das Parodieren wird zum Arbeitsprinzip gemacht. Unter Parodieren verstehen die Autoren dabei nicht das »Herstellen selbständiger Kreationen ... mit künstlerischem Eigenwert« (13), sondern das Einüben eines Handwerks, eines verfremdenden Imitierens literarischer Schreibweisen und Darstellungsverfahren, durch das die angehenden Literaturwissenschaftler diese in ihrer Eigenart zu analysieren lernen. »Man hat ... einen Versbau erst wirklich durchschaut, wenn man Verse von entsprechender Art selber bauen kann« (14), lautet die kühne Ausgangsposition, aus der folgt: »Das Studieren von Literatur geht am besten übers Parodieren von Literatur.« (Ebd.) Das Buch bietet in seinen Übungen geballtes 'Learning by doing'. Am Anfang der Kapitel über Stil-Parodien, Lyrik-Parodien, Erzähl-Parodien und Drama-Parodien

stehen jeweils eine Aufgabe und ein Lösungsbeispiel. Im 'Stil'-Kapitel ist dies z.B. eine Gegenüberstellung von Texten einer germanistischen Basisgruppe und von Adorno. Die Aufgabe: »Schreiben Sie jeden dieser beiden akademischen Texte zu bildungstheoretischen Problemen in den Stil des jeweils anderen um.« (22) In dieser Aufgabenstellung wird ein Hauptziel des Buches sichtbar – die Entmythologisierung der Literatur und der Literaturwissenschaft.

Jandl und Platen, Reinhard Mey und Karl May, Franz Josef Strauß und Karl Kraus – kein literaturwissenschaftlicher Textkanon, sondern die Brauchbarkeit des Texts für den Übungszweck bestimmen die Textauswahl. Aus der Aktivität wird kein Aktionismus, denn die Autoren geben jeder einzelnen Aufgabe einen kleinen Abschnitt »Erläuterungen zur Terminologie« bei. Insgesamt ergibt sich daraus ein nach Sachfeldern geordnetes Inventar von etwa 300 literaturwissenschaftlichen Grundbegriffen, in dem ausgerechnet der Eintrag 'Parodie' fehlt. Am Ende der Kapitel erfolgt als »Lernzielkontrolle« ein »Terminologie-Test«, dessen Auflösungen im Anhang per Morsecode verschlüsselt sind.

Trotz dieser knappen Lösungsliste: Das Buch verliert viel von seinem Reiz, wenn es im Selbststudium verwandt wird. Parodien wollen schließlich vorgetragen und sie müssen auch diskutiert werden, um den von den Autoren geplanten Einübungseffekt tatsächlich zu erreichen. Aber als Materialbank für jeden literaturwissenschaftlichen Grundkurs ist dieses Buch sehr zu empfehlen: Es aktiviert, macht Spaß, produziert Erfahrungen und kann dazu beitragen, der im deutschen, im Gegensatz zum angelsächsischen literaturwissenschaftlichen Studium oft zu kurz kommenden Ästhetik des eigenen Schreibens etwas mehr Raum zu schaffen.

Emer O'Sullivan (Frankfurt/M.)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

McGuigan, Jim: *Cultural Populism*. Routledge Verlag, London 1992  
(290 S., br., 11,99 £)

Das Buch versteht sich als sympathetische Kritik am *Cultural Populism* (CP), an der von einigen mit *popular culture* befaßten Theoretikern verfochtenen These, die symbolischen Erfahrungen und Praktiken der »gewöhnlichen Leute« seien politisch und analytisch wichtiger als die elitistische Kultur. Der erste Teil behandelt das Entstehen der *popular-culture-studies* und ihre Beziehungen zu populistischer Politik. Der Autor möchte hier den Dialog zwischen einer gramscianisch inspirierten Hegemonietheorie und der politischen Ökonomie neu eröffnen. Der zweite Teil konkretisiert die zuvor aufgewiesenen Entwicklungslinien in bezug auf die Jugendkultur und bestimmte, auf Massenkonsum ausgerichtete Fernsehfilme. Der dritte Teil schließlich befragt den CP kritisch anhand von ausgewählten Beispielen: britische Regenbogenpresse, Anti-Porno-Kampagnen und die Rushdie-Affäre werden als Fallstudien herangezogen, um eine ausschließlich populistische Herangehensweise an die *cultural studies* in Frage zu stellen: »Eine zureichende Darstellung der gegenwärtigen *popular culture* erfordert die Untersuchung der öffentlichen Kommunikation, der institutionellen Macht und der sozioökonomischen Verhältnisse aus materialistischer Sicht.« (6) Das abschließende Kapitel beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von *popular culture* und Postmoderne vor dem Hintergrund des Epochenbruchs von 1989.

Das Buch ist vorwiegend diskurstheoretisch orientiert, handelt weniger die Phänomene der *popular culture* per se ab, als vielmehr die Theorien über diese

Phänomene. Damit aber wird das Buch gerade in den ersten Kapiteln zu einer wertvollen Einführung in die Geschichte der *cultural studies*. Der Autor beschäftigt sich ausführlich mit den einschlägigen, in Deutschland zu wenig bekannten Werken etwa von Williams und Hall (v.a. wird dessen Begriff der *articulation* und seine Auseinandersetzung mit dem Thatcherismus diskutiert) sowie mit Institutionen (CCCS, SEFT, Open University), die die Demokratisierung der Kultur auf ihre Fahnen geschrieben haben. Ausführlich geht der Autor auch auf die produktions- und konsumtionstheoretisch orientierten Arbeiten zur *popular culture* ein.

Verfuhr der erste Teil eher historisch-generalisierend, so richtet der zweite seine Kritik an den *popular-culture*-Theorien direkt an gegebenen Materialien aus: zunächst an den Subkulturen der Jugend (Punk, Learning to Labour, Geschlechterproblematik, Jugend und Werbung), wobei der Autor u.a. Paul Willis' Buch *Common Culture* einer eingehenden Kritik unterzieht (114ff.). In Hinblick auf den Komplex Jugend und Werbung macht der Autor manchen kritischen Analysen den Vorwurf, sie würden die Waffen strecken und letztlich die der Werbung zugrundeliegende Ideologie nur noch in verbrämter Weise reproduzieren. Im weiteren geht es um die Hinwendung der Linken zum TV-Populismus und um die Kritik daran. McGuigin verfolgt den Wechsel vom CCCS-Modell der Kodierung/Dekodierung hin zur Ethnographie der Kontexte des Fernsehkonsums. Die maßgebenden Beispiele sind hier die Seifenoper, insbesondere die feministische Auseinandersetzung mit trivialen Serien wie etwa Dallas sowie das Fernsehverhalten von Kindern, schließlich die Beziehungen zwischen TV und Kommerz, zwischen privaten und öffentlichen Programmen. Leitmotiv ist immer die Frage, wie und ob sich die These von der durch das TV vermittelten herrschenden Ideologie mit der aktiven Rolle der Konsumenten in Beziehung setzen und die Kluft zwischen kulturtheoretischen und politisch-ökonomischen Analysen schließen läßt.

Zu Beginn des dritten Teils faßt der Autor seine wichtigsten kritischen Thesen noch einmal zusammen, wobei er den *cultural studies* einen unkritischen Hang zum Populismus vorwirft und die Solidarität des CP mit den »gewöhnlichen Menschen« in bloße Gefühligkeit ableiten sieht. Die Dürftigkeit der explanatorischen Analysen des CP hängt vor allem damit zusammen, daß die Kluft zwischen Mikroprozessen der Bedeutung (von Kulturphänomenen) und Makroprozessen der politischen Ökonomie als gegeben an- und hingenommen wird. Die für eine umfassende Kritik notwendigen Grundlagen wurden im Zusammenhang mit der *condition postmoderne* dekonstruiert. Warum dieser Zustand unbefriedigend ist, zeigt McGuigin dann an exemplarisch zweideutigen kulturellen Phänomenen wie der *Sun*, die in den siebziger Jahren vom Labour-nahen zum konservativen Massenblatt changierte. Der Erfolg der *Sun* läßt sich nicht mit althusserianischer Ideologiekritik begreifen, ebenso wenig aber mit dem konsumtionstheoretischen Ansatz der *popular-culture*-Theorien, sondern muß »mehrdimensional innerhalb einer bestimmten historischen Entwicklungsphase« verstanden werden (184). Gleichermäßen mehrdeutig ist die Anti-Pornographie-Kampagne, die von US-amerikanischen Feministinnen ausging. Tatsächlich bestanden hier Uneinigkeiten bereits in der Frage, was als Pornographie zu werten und was als Gegengift zu befürworten sei. Die Rushdie-Affäre ist ebenfalls dadurch gekennzeichnet, daß Gut und Böse nicht so einsinnig verteilt sind, wie es oft dargestellt worden ist. Indem McGuigin die verschiedenen Positionen ausführlich zu Wort kommen läßt, zeigt er, daß es nicht einfach um islamischen Terror vs. Freiheit der Literatur, sondern um verschieden ausgestaltete interkulturelle Erfahrungsräume geht, in denen die *Satanic Verses* genauso widersprüchlich verortet sind wie die Alltagswelt der »gewöhnlichen« moslemischen Einwanderer.

Das letzte Kapitel zum Zusammenhang zwischen Postmoderne und *popular culture* hinterfragt kulturelle Paradigmata ebenso wie politisch-ökonomische Periodisierungen. Der Autor plädiert dafür, den gesellschaftskritisch-utopischen Impuls zu bewahren und gegen die Annahme eines *achieved utopia* zu richten, der »der Markt« als einzige Orientierungs- und Funktionsgröße gesellschaftlichen Handelns gilt. Und schließlich möchte McGuigin den Dialog zwischen den *mainstream cultural studies*, wie sie in Großbritannien betrieben werden, und der Politischen Ökonomie der Kultur befördern.

Der Autor bedient sich kommunikations- und diskurstheoretischer ebenso wie dekonstruktivistischer Ansätze, was ihm erlaubt, eine Vielzahl von Positionen kritisch zu kommentieren, ohne immer schon eine eigene Lösung implizit vorauszusetzen oder explizit hinterherzuschicken. Der Nachteil ist, daß zwar seine Kritik an den *cultural studies* in sich schlüssig ist, die von ihm geforderte Politische Ökonomie der Kultur allerdings unterbelichtet bleibt. Vor allem im letzten Kapitel spricht er sehr viele Themen an, referiert sehr viel Literatur, ohne wirklich klar zu benennen, welche Elemente von Postmoderne, Spätkapitalismus und Regulationstheorie denn in eine Politische Ökonomie der Kultur eingehen könnten oder müßten. Insgesamt aber ist *Cultural Populism* eine sehr lebendige, aspektreiche historisch-analytische Untersuchung gegenwärtiger Trends linker Kulturtheorie. Zudem sind die Themen und behandelten Phänomene nicht so anglospezifisch, daß das Publikum hierzulande vor unlösbare Rätsel gestellt würde.

Michael Haupt (Brackel)

**Schachtner, Christel: Geistmaschine. Faszination und Provokation am Computer.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1993 (250 S., br., 22,80 DM)

Welche gesellschaftlichen Auswirkungen hat die Computertechnik? Die Langeweile, die angesichts einer erneuten Bearbeitung einer der populärsten Fragestellungen derzeitiger theoretischer Publikationen aufkommt, verfliegt schnell bei der Lektüre von Schachtners Studie. Im Unterschied zu den meisten (computer-) technikkritischen Veröffentlichungen macht sich die Autorin nicht zur Anwältin für oder gegen die Computertechnologie. »Das Ergebnis der Untersuchung bestätigt nicht die, die den technischen Fortschritt bejubeln. Es gibt auch nicht denen Recht, für die er zwangsläufig und ausschließlich individuelles Leben reduziert auf maschinenhaftes Funktionieren. (...) Nicht das Entweder-Oder, in dem sich öffentliche und private Debatten um Computertechnik häufig bewegen, ist der gewählte Modus der Beschreibung, sondern das Sowohl-als-Auch« (14).

Schachtner wendet sich »gegen den vorherrschenden gesellschaftlichen Konsens, wonach sich Mensch und Maschine zueinander im Gegensatz befinden« (52). Sie verweist auf verschiedene TheoretikerInnen, die entgegen einem dualistischen Verständnis von Organismus und Umwelt ein interaktives Subjekt-Objekt-Verhältnis beschreiben. Neben Arendt, Heisenberg, Freud, Fox-Keller u.a. bezieht sie sich insbesondere auf Humberto Maturanas und Francisco Varelas autopoietischen Ansatz. Danach schaffen sich Individuen zur Koordination von äußeren Impulsen und inneren Grenzen einen »konsensuellen Bereich«, innerhalb dessen sie sich selbst und ihre Umwelt wechselseitig beeinflussen und so ständig erneuern. Ebenso entstehe im Zusammentreffen von formaler Logik und menschlicher Subjektivität ein sich ständig in Bewegung befindliches Interaktionsfeld. In dieser Zwischenwelt ist der Computer gewissermaßen ein »Grenzobjekt«, das es der NutzerIn ermögliche, »einen intermediären Raum zu schaffen, in den Realität von zwei Seiten her einfließen kann« (32). Wichtigste Ideenquelle für die Bezeichnung »Grenzobjekt« ist der von dem Psychoanalytiker Winnicott geprägte Begriff »Übergangsobjekt«, mit dessen Hilfe Kinder

ihre erste Annäherung an die Außenwelt unternehmen. Diese Rolle spielt beispielsweise ein Nuckel, bei dessen Gebrauch es für das Kind nach Winnicott ebenso wichtig ist, daß er nicht die Brust der Mutter ist, wie die Tatsache, daß er die Brust der Mutter bedeutet. Schachtner sieht im Computer, für dessen Nutzung die subjektive Weltwahrnehmung in objektive Logik übersetzt werden muß, »ein der Erwachsenenwelt gemäßes Nachfolgeobjekt« (33). Mittels der Computertechnik gestalte das Individuum »eine eigene Realität, eine dritte, für die es keinen Namen gibt« (54). Hier und an anderer Stelle verknüpft die Autorin vorhandenes Wissen aus verschiedensten Theorietraditionen und Wissenschaftsbereichen interdisziplinär mit ihrem aktuellen Forschungsanliegen.

Welche Auswirkungen die Computertechnik auf das Weltbild ihrer NutzerInnen in der Praxis hat, erkundet Schachtner in einer empirischen Untersuchung mit SoftwareentwicklerInnen (professionelle ProgrammiererInnen und AmateurInnen), da diese »den Kernstücken der Technik, den Implikationen formaler Logik, am innigsten verbunden sind. An ihnen dürfte sich am deutlichsten zeigen, wie sich diese Technik einmischen kann in menschliches Denken und Fühlen, was sie produziert, ermöglicht, verhindert, fordert, duldet, wie sie sich gestalten läßt« (12). Die Ergebnisse aus den thematisch strukturierten Interviews geben jedoch keine eindeutige Antwort. Schachtner berichtet beispielsweise sowohl von einem Jugendlichen, der bei der Suche nach einer Freundin so »antizipierend, systematisch, analytisch, zweckorientiert, rentabilitätsorientiert« (209) wie bei der Konzeption einer Software vorgeht, als auch von EntwicklerInnen von Expertensystemen, die sich aufs Sensibelste in die Denk- und Arbeitsweise anderer einlassen. Diese Zerrissenheit findet sich auch in einzelnen Menschen. So kennzeichnet z.B. ein Programmierer in ein und demselben Interview das Programmieren als »was unheimlich Kreatives« und behauptet gleichzeitig, es mache ihn »geistig platt«.

Für Schachtner gilt wieder das »Sowohl-als-auch-Prinzip«. Sie versucht nicht, die Widersprüchlichkeit der Ergebnisse in eine Richtung zu vereindeutigen, sondern betont gerade die Ambivalenz, die in ihnen zum Ausdruck kommt. »Ständig schlug mir Ungereimtes, Nicht-Zusammenpassendes aus den Interviewprotokollen entgegen. Es ... konnte nicht zufällig sein. Das vorliegende Buch gewann aus ihm seine Struktur.« (235) Eine unzweideutigere Aussage läßt sich aus den Zeichnungen ableiten, die die Autorin die Befragten anfertigen ließ und die im Buch abgebildet sind. Die Darstellungen drehen sich größtenteils um die Reduzierung des Körpers auf den Kopf bzw. das Gehirn. Schachtner liest aus ihnen den durch die Computertechnik diktierten Zwang zur »Abstraktion von Subjektivität« (176). »Wo Subjektivität Ansprüche stellt, die die Systemgrenzen formaler Logik sprengen, wird sie zum störenden Faktor und als solcher zurückgedrängt, abgewiesen, ausgeschaltet. (...) Kommt es zum Konflikt, ist menschliche Subjektivität in der unterlegenen Position. Ein Machtverhältnis tritt in Erscheinung, das ... in Richtung der Subjekte zerstörerisch wirkt.« (237)

Schachtner schließt mit der Forderung nach technischen Neuerungen, die in diesem Konflikt die Subjektseite stützen. Auch die Eingrenzung von Anwendungsfeldern führt sie als kurzfristige Lösung an. »Ein Ziel auf lange Sicht wäre der Entwurf einer anderen Technik. Ich denke an eine Technik, die die Autonomie der Subjekte achtet, kein Herrschaftsverhältnis anstrebt. Struktur und Funktionsweise einer solchen Technik wären an die Prinzipien der Autopoiese anzulehnen; alternative Technik müßte sich öffnen können für die Wandelbarkeit menschlicher Lebewesen und selbst wandelbar sein.« (241) Dieser pathetische und zudem nun doch aus der sonstigen Diskussion um Computertechnik altbekannte Schluß ist der Autorin leicht

zu verzeihen, angesichts eines Buches, das von der ersten bis zur vorletzten Seite überzeugt.  
Ulla Weber (Berlin)

**Bolz, Norbert: Chaos und Simulation.** Wilhelm Fink Verlag, München 1992  
(142 S., br., 28,- DM)

Ausgangspunkt des Autors ist die Aufwertung, die der Chaos-Begriff in den letzten Jahren gewonnen hat. Im psychedelischen Reich der »Apfelmännchen« hat man sich mit »dem Chaos« arrangiert, »weiß aber wenig von den historischen Bedingungen seiner Möglichkeit« (8). Das Wissen darüber bereitzustellen unternimmt der Text, in dem verschiedene Komplexe der Auseinandersetzung mit dem Chaos präsentiert werden, die allesamt auf eine »Anerkennung und Entübelung des Chaos« (57) aus sind. Doch darin erschöpfen sich schon die Gemeinsamkeiten: die einzelnen Komplexe stehen in keinem erkennbaren Zusammenhang und sind in sich aus heterogenen Diskursen konstruiert – mythischen, mystischen, literarischen, philosophischen –, besitzen nicht einmal historische Einheit, sei es im chronologischen, sei es im genealogischen Sinn. Um dies an einem augenfälligen Beispiel zu illustrieren, sei auf die Fußnoten einer Seite (24) verwiesen: dort verschränken sich Ernst Jüngers *Stahlgewitter* mit der *Ästhetik des Häßlichen* des Hegelschülers Rosenkranz ebenso wie mit Derridas *Grammatologie*, einem selbstreflexiven Text des Großmeisters der Horrorliteratur H.P. Lovecraft und dem *Danse macabre* des trivialen Teenieschreckers Stephen King. Mit beachtenswerter Konsequenz setzt die nächste Seite mit einem Heideggerzitat ein. Während so einerseits ein eindrucksvolles Kompendium entsteht, dem zu entnehmen ist, wie die Auseinandersetzung mit einem nicht genau zu klärenden Phänomen, das aber immer »Chaos« heißt, geführt wurde, ist aber andererseits nichts zu erfahren über die sozialhistorischen Funktionen dieser Auseinandersetzung. Wie nach einer Quizsendung bleibt die Frage: »Was fangen wir mit diesen Informationen an?«. Eine Frage, die sich der Autor aber erklärtermaßen nicht stellte.

Könnte das zum »Chaos« gesammelte Wissen durchaus als nutzbringende neue Bearbeitung des Bolzschen Zettelkastens gelten, so läßt sich das von dem mit der Simulation befaßten Abschnitt »Sein und Design« kaum behaupten. Sowohl über das »inszenierte Metropolis« (90), als auch die »Ästhetik des Posthistoire« (99), oder die »Politik als ob« (108) ebenso wie über die »schönen neuen Computerwelten« (118) erfährt man weder Neues noch anderes als das, was den Feuilletons der Tagespresse schon zu entnehmen war; so heißt es von der Politik: »Ihre Simulakren entsprechen einem gesellschaftlichen System, das längst von Realität auf Simulation umgeschaltet hat.« (Ebd.) Zu den Computerwelten: »Der Videoclip ist für eine Ästhetik der elektronischen Kommunikation deshalb von überragendem Interesse, weil er den Indifferenzpunkt von Avantgarde und Werbung markiert.« (126)

Die im Titel angedeutete Relation von »Chaos und Simulation« wird nicht weiter als bis zur Bildschirmoberfläche geführt, ohne daß ein darüber hinausgehender Zusammenhang kenntlich gemacht würde; der Gebrauch der Konjunktion »oder« anstelle des »und« im Titel hätte zur Präzisierung beigetragen, doch daran ist dieser unverbundenen Unverbindlichkeit wahrscheinlich auch nicht gelegen, deren Anliegen eher in der aparten Zurichtung des gemeinen Grusels zu sehen ist. Der Maßstab ist also Stephen Kings *Friedhof der Kuschtiere* und dem ist nicht mehr zu entgegenen als ein Zitat aus dem Soundtrack des gleichnamigen Films: »I don't wanna be buried in a pet cemetery«.

Christian Jäger (Berlin)

Zielinski, Siegfried (Hrsg.): *Video – Apparat/Medium, Kunst, Kultur*. Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. 1992. (357 S., br., 89,- DM)

Der Herausgeber hat sich bei der Auswahl der 31 u.a. aus dem Polnischen, Italienischen, Französischen übersetzten Beiträge offenbar von dem Wunsch nach einem »anderen Video« sehr viel stärker leiten lassen, als etwa von der Suche nach den alltäglichen Umgangsformen mit diesem Medium. Bei 90 Prozent aller in den USA verkauften Videorecorder, schrieb vor kurzem die amerikanische Techniksoziologin Dholakia, steht die Uhr immer auf 00.00. Videorecorder werden, das mögen die Videologen drehen oder wenden, wie sie wollen, heute massenhaft vor allem als Kassettenabspielgeräte genutzt. Zwar widerspricht dieser Tatsache Zielinskis Verständnis des Videoapparats als »audiovisueller Zeitmaschine« (19) nicht prinzipiell, es erfasst aber nur ein verhältnismäßig wenig und eher an den soziokulturellen Rändern (Kunst, Kultur, Wissenschaft etc.) ausgebildetes Praxisfeld. Wohl in Erwartung solcher Argumente macht der Herausgeber gleich zu Beginn klar, was er »starrköpfig nicht einzusehen« vermag: »daß meine eigene Nutzungsweise des Artefakts im Sinne eines selbstbestimmten, analytischen, selektiven, interpretierenden (auch im dekonstruktiven Sinne) Umgangs mit angelieferetem und autonom erstelltem kinematographischem und televisuellem Material ausschließlich *elitär* sein soll bzw. als kulturelle Haltung nicht verallgemeinerungsfähig werden könnte oder vielleicht in Ansätzen schon ist.« (15) Zielinski macht überdies plausibel, daß sich polare Denkschemata und Bewertungen nach dem Muster Kommerz vs. Kunst nicht eignen, die Genese der Videotechnik angemessen zu interpretieren. Er möchte »die reale Bewegung« (10) des Gegenstands aufscheinen lassen: Das »Spannungsverhältnis von Hegemonie (der Medienapparate) und Autonomie (der Medienmenschen) hat zahlreiche interne Sub-Widersprüche . . . Es gestaltet sich in seiner historischen Entwicklung als ein sich stetig veränderndes Kräfteverhältnis, in dem mal die eine, mal die andere Seite des Widerspruchs zu obsiegen scheint.« (15)

Auf der einen Seite des Widerspruchs agieren u.a. Medienkonzerne, Händler und Hersteller von filmischen Waren, denen erst das Video die Möglichkeit bot, ihre Konserven flexibel und gewinnträchtig auch in die entlegensten und rundfunktechnisch noch wenig entwickelten Regionen des Globus zu vertreiben. Carlo Satori beschreibt solche Verwertungsstrategien und zitiert den Präsidenten der Motion Picture Association of America mit den Worten: »Kino und Homevideo sind die Protagonisten des breitesten und am wenigsten vorhersehbaren Aufschwungs, der sich bisher in der Geschichte der visuellen Unterhaltung nachweisen läßt: Sie waren einmal Widersacher, jetzt sind sie es nicht mehr.« (275) Die nächste Stufe im Prozeß der flexiblen Vermarktung zeichnet sich mit dem Anstieg der Spartenprogramme, des *PayTV* und des *Pay per View* momentan gerade deutlich ab. Segmentierung und Individualisierung sind zugleich auch zwei zentrale Charakteristika hinsichtlich der Fernsehrezeption durch den Videorecorder. Zielinski hat dies in seinem Beitrag aus dem Jahre 1986 pointiert herausgearbeitet. Während das Fernsehprogramm flüchtig und dabei zeitlich und inhaltlich fest strukturiert ist, erlaubt der Videorecorder die individuelle Kontrolle und Montage von Versatzstücken, eine Art Interaktivität also (vgl. 103). Genau dieser Aspekt spielte für die andere Seite des Widerspruchs, die alternativen Medien- und Informationsstrategien, eine entscheidende Rolle. »Video, das könnte heißen, eigene Bilder machen, Dinge sehen, die mir sonst verborgen bleiben. Das waren die Träume vom anderen Fernsehen . . . Die ersten Amateurvideogeräte schienen damals speziell für einen anderen Mediengebrauch gefertigt . . . Hierarchie und Arbeitsteilung schienen bei Geräten überflüssig, mit denen jeder sofort umgehen kann.« (Gerd Roscher, 233)

Gegenöffentlichkeit und Demokratie, Partizipation und kulturelle Eigentätigkeit sind als politische und kulturelle Visionen aufs engste mit der Videotechnik verknüpft. Video kann ein Medium für diejenigen Gruppen und Interessen sein, die keinen Raum in den traditionellen Medien erhalten und damit gesellschaftlich zunehmend unsichtbar werden: ein Medium für die Reflektion und Kommunikation gemeinsamer Betroffenheiten und Erfahrungen sowie für die Herstellung von Kollektivität und Identität vor dem Hintergrund der zunehmenden Auflösung kollektiver Selbsterfahrung. Das "Betroffenheits-Moment spielt z.B., wie der Beitrag von Roy Armes zeigt, auch bei der Beurteilung des »Video Image« eine entscheidende Rolle. Selbst auf seinem technisch höchsten Niveau bliebe das Video ein »persönliches Medium« (78). Nach dem Verständnis von Armes schafft die Videotechnik und -ästhetik neue Perspektiven, Interpretationen und (De-)Konstruktionen der Realität: »Obwohl Video wie bereits die Fotografie die 'Welt wie sie ist' abbildet, sind die Bilder nicht starr, sie bewegen sich, und so sind sie grundsätzlich erzählende Abbildungen, und damit sind sie eine mögliche Quelle wirklichen Verstehens.« Deshalb kann das Video seiner Meinung nach ein »Katalysator« für Kooperation und Interaktion sein, »indem es den Menschen die Zuversicht vermittelt, ihr eigenes Leben in ihre Hände zu nehmen, und sie ermutigt, sich selbst als Menschen mit Ideen zu erfahren, die es lohnt, auszudrücken.« (85) Peter Weibel beschreibt dies aus der Sicht des Kunsttheoretikers ganz ähnlich: »video ist ein technologisches kommunikationssystem mit allen arten von feedback, rückkopplungen. das unterscheidet es grundsätzlich z.b. vom film.« (129)

Je nach soziokultureller Rahmung verändert sich der technische Gegenstand. Was als Archivierungstechnik intendiert war, stellt sich unerwartet als Kommunikationstechnologie heraus. Die »anarchischen Nutzungsweisen« des Mediums, also das, was Video *auch* war und sein kann, darum kreisen die Mehrzahl der Beiträge. Über die alltagskulturelle Gegenwart und über die möglichen Zukünfte »videotisierter« Lebensweisen erfährt man hingegen wenig; es dominiert die historisierende Betrachtungsweise.

Ulrich Schmid (Bremen)

**Gottgetreu, Sabine: Der bewegliche Blick. Zum Paradigmawechsel in der feministischen Filmtheorie.** Verlag Peter Lang, Frankfurt/M., New York, Paris 1992 (123 S., br., 45,- DM)

In ihrem Aufsatz »Visual Pleasure and Narrative Cinema« hatte Laura Mulvey 1975 einen neuen Blick auf die Geschichte des Kinos gerichtet. Ihre Auseinandersetzung mit den geschlechtsspezifischen Herrschaftsmechanismen des Hollywood-Films, v.a. mit der phallogozentrischen Verteilung der Blickmacht und der kinematographischen Bedeutung von Voyeurismus und Fetischismus, hat zu einem Paradigmawechsel in der filmtheoretischen Diskussion geführt. Der Versuch, diesem nachzuspüren, die historischen Entwicklungen der feministischen Filmtheorie im Anschluß, aber auch in kritischer Re-Vision Mulveys darzustellen und deren analytische »Tragfähigkeit« in exemplarischer Weise vor Augen zu führen, bestimmt den »beweglichen Blick« der Kölner Filmwissenschaftlerin.

Der erste Teil ihrer Arbeit ruft nicht nur die Mulveyschen Thesen in Erinnerung, sondern bietet mit der Übersicht über die Positionen Mary Ann Doanes, Gaylyn Studlars, Teresa de Lauretis und Kaja Silvermans auch einen Einblick in die Vielfalt inhaltlicher und methodischer Schwerpunkte, die die aktuellen Auseinandersetzungen prägen. *Die feministische Filmtheorie* – so verdeutlicht diese Einführung einmal mehr – gibt es nicht; sie ist vielmehr immer nur in der Mehrzahl zu denken und umfaßt ein breites Spektrum psychoanalytischer, semiotischer und soziohistorischer

Zugänge. In Konzentration auf einen der Hauptgegenstände feministischer Filmreflexionen – das Melodrama bzw. dessen »sub-set«, den »womans film« – widmet sich Gottgetreu im zweiten Teil ihrer Studie der konkreten Filmanalyse. In der Auseinandersetzung mit King Viders *Stella Dallas* (1937), George Cukors *The Women* (1939) und Max Ophüls *Madame de . . .* (1953) zeigt sie mit der inneren Widersprüchlichkeit der melodramatischen Bild- und Erzähldramaturgie auch die konstitutive Bedeutung dieses Genres für die Konzeption eines weiblichen Kinoblicks auf. Durch die Konzentration auf weibliche Protagonisten und familiäre Lebenszusammenhänge, durch die stimmungsgeladene *mise-en-scène* und durch Pathos und Ironie konstituiert das Melodrama nämlich eine kritisch-distanzierte Haltung, die gerade Frauen lustvoll-subversive Identifikationsmöglichkeiten eröffnet. Die Präzision der formalen Sprache von Licht, Dekor, Kameraführung, Musik und Montage erlauben eine narzißtische Aneignung des aus seinen patriarchalen Kontexten gelösten melodramatischen Bildes. In eine komplexe Dialektik von Sein, Haben und Erscheinen eingebunden, sind Frauen im »womans film« eben nicht nur Objekte, sondern auch Subjekte des Blicks, so daß sie dem weiblichen Kinopublikum sowohl ein Schaufenster in eine »andere Welt« als auch einen Spiegel »ihrer« selbst präsentieren.

So faszinierend die feministischen Überlegungen zum »womans film« und dessen kritisch-subversive Potentiale auch sind, so spekulativ bleiben die Aussagen über deren reale Bedeutung. Spätestens mit dem Herabsinken der psychoanalytisch-semiologischen Theorie auf die Ebene soziokultureller Praxis tut sich einmal mehr der verschlingende Rachen der Empirie auf. Über die tatsächliche Gratwanderung der Zuschauerinnen zwischen Subversion und Affirmation wissen wir ebensowenig wie über den dynamischen Prozeß des individual- wie gesellschaftshistorisch geprägten Kinoerlebens. Auch wenn Gottgetreu die Praxis der Kinogeherinnen soziokulturell zu kontextualisieren und auf die Diskrepanz zwischen »spectator positioning« und »audience address« rückzubeziehen versucht, verfällt sie immer wieder in eine essentialistische Betrachtungsweise, bei der mögliche Textlektüren zu allgemeinen hochstilisiert werden. So einsichtig sie den inneren Paradigmawechsel vom phalluszentrierten, identitätslogischen Modell hin zu flexibleren Konzepten von Textbewegung und Schaulust aufzuzeigen vermag, so sehr scheint sie gerade bei der Untersuchung der weiblichen Kinoerfahrungen der Ontologie und dem ästhetischen Formalismus verhaftet. Was sie in ihrer abschließenden Zusammenfassung festhält: daß »die Rückschlüsse auf die Erlebnisperspektive der Zuschauerin . . . eher spekulativ« und die Erklärungen zur »Faszination von Zuschauerinnen . . . nur ungenügend« sind, klingt in diesem Sinne ein wenig wie eine Bankrotterklärung. Statt sich selbst in eine solche Sackgasse der Reflexion zu fahren, wäre nicht nur eine Verbreiterung des – im zweiten Teil fast ausschließlich auf Mary Ann Doane konzentrierten – theoretischen Ansatzes ratsam gewesen, sondern auch ein Blick über die angloamerikanische Forschung hinaus (beispielsweise auf Heide Schlüpmanns Versuch einer historisch-kritischen Filmtheorie).

Siegfried Kaltenecker (Frankfurt/M.)

## Erziehungswissenschaft

**Fischer, Andreas: Das Bildungssystem der DDR. Entwicklung, Umbruch und Neugestaltung.** Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992 (176 S., br., 39,- DM)

**Mitter, Wolfgang, Manfred Weiß und Ulrich Schäfer (Hrsg.): Neuere Entwicklungstendenzen im Bildungswesen in Osteuropa.** Bildungsforschung internationaler Organisationen Bd. 5. Verlag Peter Lang AG, Frankfurt/M. 1992 (166 S., br., 26,- DM)

Das Spezialgebiet Vergleichende Erziehungswissenschaft hat mit der osteuropäischen Öffnung seit 1989 eine Verjüngungsspritze erhalten, die u.a. zu einem anhaltenden Veröffentlichungsboom geführt hat. Zwei Exemplare dieses Zeitgeistes kommen hier zur Sprache. So unterschiedlich in ihrem Blickfeld, ihrer Aufmachung und Zielsetzung sie auch sein mögen, so eint sie ihr jeweiliger Charakter als zeitgeschichtliches Dokument. Fischers Monographie zeichnet das untergegangene Bildungssystem der DDR in seinem gesellschaftspolitischen Kontext nach, während der Sammelband Insider-Schnappschüsse von bildungspolitischen Transformationsprozessen für eine Reihe osteuropäischer Staaten sowie in der ehemaligen UdSSR festhält. Die Beiträge des Bandes entstammen einem UNESCO-Workshop im Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung (Frankfurt/M.), der Mitte 1991 stattfand, d.h. vor dem August-Putsch, welcher zum Zerfall der Sowjetunion führte, sowie vor der endgültigen Trennung der tschechischen und slowakischen Republiken Anfang 1993. Insofern, wie Wolfgang Mitter in seinem Vorwort vorausschickt, sind die Inhalte mancher Beiträge schon zum Teil überholt: Zwangsläufig spiegelt dieser Band die Spannung zwischen Momentaufnahmen und zeitgeschichtlicher Analyse wider.

Andreas Fischer hat es hier einfacher, indem er eindeutig von einer aller Voraussicht nach nie wiederkehrenden Vergangenheit ausgehen kann, bei der es gilt, vorerst auf sachlichem Niveau andere darüber in Kenntnis zu setzen. Der Text ist eine anschauliche Einführung in das Thema, die sich für Studierende der Pädagogik sowie Bildungssoziologie u.a. gut eignet und die vermutlich auch zu diesem Zweck geschrieben worden ist. Die ersten Kapitel sind der bildungspolitischen Entwicklung des DDR-Bildungssystems zusammen mit ihrer Bildungsgesetzgebung von 1945 bis 1989 auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus bzw. unter sowjetischer Hegemonie gewidmet. Es folgen eine ausführliche Beschreibung des DDR-Bildungssystems der achtziger Jahre in institutioneller Hinsicht und eine eher skizzenhafte Darstellung schulischer Bildungsprozesse (Zielsetzungen, Curricula, Methodik). Fischer behauptet, es sei viel schwieriger, reichhaltige und zuverlässige Informationen zu Bildungsprozessen in der DDR zu sichern. Sein Argument überzeugt mich nicht ganz: Vor der Wende ist es selbstverständlich schwierig gewesen, nach der Wende müßte es jedoch möglich sein – allerdings nicht auf Anhieb, sondern mittels eigener Forschung oder zunehmend anhand der Untersuchungen anderer. Ein m.E. zu kurz geratenes Kapitel zur DDR als sozialistische Bildungsgesellschaft greift den Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit – die Reproduktion sozialer Ungleichheit über Bildung – auf. Der Text schließt mit einer Auflistung der Neuansätze im ostdeutschen Bildungsbereich zwischen 1989 und 1991. Somit fällt die bildungspolitisch wichtige Veränderungsphase zwischen 1991 und 1993, in deren Verlauf die ostdeutschen Bundesländer ihre Bildungssysteme zumindest institutionell nach westdeutschem Muster umgestalteten und etablierten, gänzlich aus dem Bild heraus und verleiht dem Text am Ende doch einen leichten Schneeschauer von gestern.

Zu Recht versucht der UNESCO-Workshop-Band erst gar nicht, aus dem Wirrwarr der Wendezeiten ein geordnetes europäisches Haus zu zimmern. Trotzdem sind die einleitenden und abschließenden Überblicksaufsätze von Wolfgang Mitter, die vorläufige analytische Gerüste abstecken, eine willkommene Hilfe. Er problematisiert gängige Annahmen und Begrifflichkeiten hinsichtlich unserer Verständnisse von 'Europa', 'Ost-West' usw. und verweist auf die komplexen Fragestellungen zukünftiger vergleichender Erziehungswissenschaft in einem – von den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen her gesehen – weiterhin sehr ausdifferenzierten europäischen Raum. Jedenfalls ist die Zielsetzung des Workshops der Informations- und Meinungsaustausch unter Bildungsexperten gewesen und nicht, eine verfrühte Gemeinsamkeit der Perspektive oder des Erklärungsansatzes herzustellen. Der Sammelband bietet vier Beiträge zu aktuellen bildungspolitischen Fragen in Ungarn, Polen, Bulgarien, in der ehemaligen Tschechoslowakei sowie zwei für die ehemalige UdSSR. Angesichts der Seltenheit deutschsprachiger Schriften, die den Federn einheimischer Wissenschaftler bzw. Politiker (in der Tat keine Autorinnen) entstammen, können wir uns ungeachtet etwaiger Aktualitätsverluste über jeden Beitrag freuen. Auffallend bei allen (am wenigsten aber im Falle Ungarns, das schon Mitte der achtziger Jahre mit grundlegenden Bildungsreformen begann und dessen wirtschaftliche Lage sich vergleichsweise positiv darstellt) ist ihre Mängelberichterstattung, die in jeden Winkel der Bildungspraxis – von den Gebäuden über die Lehrmittelausstattung bis hin zum Personal – reicht. Mieszalski und Kupiesiewicz steuern einen anschaulichen Lagebericht über Polen bei, der u.a. auf sinkende HochschulstudentInnenzahlen sowie steigende Akademikerarbeitslosigkeit hinweist. Betriebe lehnen es häufig ab, HochschulabsolventInnen, wie vertraglich vereinbart, einzustellen: Sie sind nicht nur teurere Arbeitskräfte sondern sind auch zum Teil nicht 'bedarfsgerecht' ausgebildet. Die sinkenden Gehälter und der Prestigeverlust in Wissenschafts- und Lehrberufen des Hochschulsektors hat zu einer Flucht aus akademischen Berufen geführt, die dann negative Auswirkungen hinsichtlich der Bildungs- und Ausbildungsqualität nach sich zieht – ein Teufelskreis, der z.B. (wie Savel'ev berichtet) auch in der früheren UdSSR in geradezu dramatischer Form im Gange ist. Am frustrierendsten aber ist die Tatsache, daß polnische ErziehungswissenschaftlerInnen und BildungsreformerInnen inzwischen viele Impulse (z.B. Kerncurricula, Lehrerausbildung, Verwaltungsdezentralisierung) aus den Erfahrungen westeuropäischer Länder gewinnen, die sie für ihre Bedürfnisse mangels Ressourcen nicht sinnvoll und vollständig umsetzen können. Der Bildungsinnovationseifer in Osteuropa treibt womöglich auch zu viele Blüten, die die spärlichen Ressourcen allzu sehr verzetteln. Die ausufernde Gründungswelle privater Bildungseinrichtungen aller Art, die Prucha für die ehemalige Tschechoslowakei feststellt und wozu im Falle der ehemaligen UdSSR Razumovskij bemerkt, daß es schwer zu beurteilen sei, was es in dem neuen Sekundarschulsystem *nicht* gebe (58), dient hier als Indiz.

Lynne Chisholm (Marburg)

**Läckmann, Jürgen, und Uwe Wascher (Hrsg.): Arbeitslehre und Polytechnik: Annäherung und Wandel. Beiträge zur technisch-ökonomischen Allgemeinbildung im vereinten Deutschland. Lexika Verlag, München 1991 (257 S., br., 29,80 DM)**

Die deutsche Vereinigung ist von einer weitestgehenden Übertragung westdeutscher Institutionen auf Ostdeutschland gekennzeichnet. Das gilt auch für die Arbeitslehre. Wer anderes aus dem Titel herausliest, wird enttäuscht.

Einführend beklagt Wiemann, ein Mitbegründer der Arbeitslehre, daß aus dem

anfänglichen (m.E. recht widersprüchlichen) Konzept eines integrativen Unterrichts-fachs Arbeitslehre, das die Schüler u.a. über die technischen, ökonomischen und sozialen Aspekte der Arbeit orientieren sollte, kein nach einheitlichen pädagogischen Prinzipien entworfenes stringentes Modell entwickelt wurde. Vielmehr stellt sich Arbeitslehre in den westlichen Bundesländern »als ein Bündel unterschiedlicher Konzepte, als ein organisiertes Chaos, das ziemlich genau die Machtverhältnisse in der Bundesrepublik widerspiegelt«, dar. Daran hat auch die Vereinigung nichts ändern können. Zu fragen wäre deshalb primär, in welchem Maße welche ostdeutschen Länder die polytechnische Bildung in welche westdeutsche Konzeption überführen, welchen Einfluß darauf die landespolitischen Machtkonstellationen, die Interessengruppierungen und -verbände, der geistige, personelle und materielle (z.B. Schulbücher) Transfer von den Partnerländern in Westdeutschland etc. nehmen bzw. nahmen. Diese bildungspolitische und -soziologische Frage wird allerdings nicht thematisiert.

Wer in der Aufsatzsammlung vereinigungsbedingt neue Ansätze zu einer integrierten technisch-ökonomischen Allgemeinbildung erwartet, wird ebenfalls enttäuscht. Die Artikel der westdeutschen Autoren zur sozialen Marktwirtschaft und zur neuen Ökonomie (die die Ökologie miteinbezieht) im Themenkomplex Ökonomie und Arbeitslehre setzen sich mit Technik bzw. technischer Bildung nicht auseinander. Sie legen auch eher die Einbeziehung des gesellschaftlichen Wertewandels, gesellschaftlicher Interessen und Machtstrukturen und damit die Ausweitung einer ökonomischen zu einer sozialökonomischen Bildung nahe.

Die ostdeutschen Autoren zu dem Themenkomplex Technik und Werkpädagogik sind wesentlich und spätestens, wenn es zu den Inhalten des Technikunterrichts kommt, eindeutig technizentriert. Das gilt für den (am Ingenieurberuf orientierten) technikwissenschaftlichen Unterricht wie für den (mehr am Facharbeiterberuf orientierten) technischen Werkunterricht. Einzig Schudy versucht mittels des doppeldeutigen Bildungsziels der (technologischen und sozialen) Gestaltungskompetenz eine umfassende und nicht nur periphere Einbeziehung gesellschaftlicher Entstehungsbedingungen und Folgen und der individuellen und gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten der Technik in den Unterricht zu begründen, der dann insoweit techniksoziologisch wäre.

Interessant ist auch die Darstellung der Entwicklung der polytechnischen Bildung in der DDR von ihren Anfängen durch einen daran Beteiligten (Kuhrt). Trotz der Bestrebungen, das Bewahrenswerte herauszustellen, werden auch die Realisierungsprobleme deutlich: Die Technik- und Technologiezentrierung, die Problematik, angesichts der Vielzahl von Technologien und ihrer hohen wissenschaftlichen Standards, eine technikwissenschaftliche Grundbildung inhaltlich zu konzipieren, und die strukturellen Probleme des produktiven Arbeitens in Betrieben. Weniger befangen hierzu sind die Ausführungen von Messmer, der befürchtet, daß auf Grund der technikwissenschaftlichen Orientierung und Ausbildung der ostdeutschen Pädagogen an Schule und Hochschule dieser eingeeengte Ansatz in Ostdeutschland weiterhin großes Gewicht behalten wird.

Dietmar Kahsnitz (Frankfurt/M.)

**Markert, Werner, Rosemarie Klein, Wolfgang Nieke und Sibylle Peters: Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb.** Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1992 (168 S., br., 33,- DM)

Ökonomische Krisen zeigen unterschiedliche Wirkungen auf die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten. Es gilt deshalb den Allgemeinplatz zu wiederholen, daß die Menschen mit den am wenigsten arbeitsmarktkonformen Merkmalen zu den

Krisenverlierern zählen und in die Langzeitarbeitslosigkeit entlassen werden. Die Förderung dieser Gruppe von Arbeitnehmer/innen ist nach wie vor eine der großen Herausforderungen für Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen. Hierzu werden die abschließenden Beiträge der wissenschaftlichen Begleitung eines mehrjährigen Modellversuchs zur Qualifizierung längerfristig Arbeitsloser in Metallberufe vorgelegt.

Markert erläutert einleitend die arbeitstheoretische, berufs- und erwachsenenpädagogische und die bildungspolitische Dimension einer ganzen Reihe von Modellversuchen, deren Ziel es war, »Konzeptionen für eine zielgruppenadäquate Umschulung zu entwickeln und zu erproben« (19). Nieke gibt Empfehlungen für eine Ausbildungskonzeption am Beispiel der Metallberufe. Er stellt Innovationen innerhalb der didaktischen Konzeption der Modellversuche vor. Die Neuerungen bestanden in der Betreuung der Teilnehmer durch ein interdisziplinäres Team und der Individualisierung der Lernprozesse, »so daß jeder Teilnehmer dort vertiefen und verlängern konnte, wo er mehr Zeit brauchte als normalerweise vorgegeben« (39). Bei der Teilnehnergewinnung wurde Wert darauf gelegt, »daß sich die Interessenten tatsächlich informiert und kompetent unterstützt für eine Teilnahme entscheiden konnten« (ebd.). Peters befaßt sich mit den Auswirkungen der Qualifikationsentwicklung für die Weiterbildung in den Betrieben und macht deutlich, daß die Betriebe nur durch enorme Anstrengungen in der Lage sein werden, sich den auf sie zukommenden Herausforderungen gewachsen zu zeigen.

Dem »In-Service-Training« zur arbeitsplatzbezogenen Fortbildung der Mitarbeiter des Modellversuchs und der »Änderung des Selbstkonzepts der eigenen Leistung« (ebd.) der einzelnen Teilnehmer kam eine besondere Bedeutung zu. Diesen beiden didaktischen Innovationen sind auch eigene Beiträge gewidmet. Beim »Selbstkonzept der eigenen Leistung« geht es Nieke darum, die Defizittheorien über Arbeitslosigkeit durch ein Konzept abzulösen, das davon ausgeht, »daß Menschen ihr Leben nicht anders bewältigen, führen und gestalten können als in den Mustern, die ihnen durch die kollektiven Deutungsmuster ihrer Lebenswelt zur Verfügung stehen und vorgegeben sind« (75). Durch die in der Umschulung gemachten Erfahrungen kommt es zu Umstrukturierungen innerhalb der Selbstbildkonzeptionen der einzelnen Teilnehmer. Da finanzielle Einschränkungen die Untersuchung einer Kontrollgruppe nicht ermöglichten, kann der festgestellte quantitative (Umschulungserfolge) und qualitative (Selbstbildveränderungen) Erfolg nicht mit letzter Sicherheit »auf das spezifische Treatment des Modellversuchs zurückgeführt werden« (78). Das »In-service-Training« wird in dem Beitrag von Klein vorgestellt. Es nimmt die Forderungen nach permanenter Weiterbildung auf. Ging die anfängliche Konzeption noch von der Vermittlung spezieller Kenntnisse über didaktische und theoretische Fragen des Selbstkonzeptes aus, verlagerte sich die inhaltliche Gestaltung hin zu praxisnäheren Problemen. »Die tendenzielle Relevanz wissenschaftlicher Erklärungen und Ergebnisse für das In-Service-Training wich einer Wertschätzung der 'Kompetenz der situativen Betroffenheit'.« (98)

Trotz seines fragmentarischen Charakters, der aber angesichts der Vielzahl von Veröffentlichungen, die zu den Modellversuchen vorliegen, entschuldbar ist, bietet das Buch wichtige Anregungen für berufliche Weiterbildungsmaßnahmen.

Michael Bauer (Wendlingen)

**König, Joachim: Brüche erleben lernen.** Ansätze einer entwicklungspsychologischen Erwerbsbiographieforschung. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1993 (181 S., br., 36,- DM)

Seit einigen Jahren ist ein erwerbsbiographisches Phänomen auf dem Arbeitsmarkt zu beobachten, das in seinen vielfältigen Erscheinungsformen noch nicht in ausreichendem Maße wahrgenommen wird. Dieses Phänomen wird von König mit dem Begriff »Neue Erwerbsbiographien« gefaßt. Damit bezeichnet er den Zustand wechselnder Erwerbstätigkeiten, deren zeitliche Dauer unterschiedlich ist, zumeist jedoch ein Jahr nicht übersteigt und eine längere berufliche Karriere umfaßt. Diese flexiblen Formen der Beschäftigung finden sich zunehmend in den Biographien von Absolventen geistes- bzw. sozialwissenschaftlicher Studiengänge. Aber nicht nur dort. Die zentrale Fragestellung seiner Untersuchung lautet: »Unter welchen personalen und situativen Bedingungen haben Neue Erwerbsbiographien eine positive, d.h. förderliche Bedeutung für die Entwicklung der Persönlichkeit, wann kommt es zur Behinderung oder Verzögerung von Entwicklung, und unter welchen Bedingungen kann Entwicklung sogar bedroht werden?« (25)

Er wertete 118 Fragebögen aus, die er an die Absolventen des Diplompädagogikstudiums der Universität Augsburg verschickte. Die »zentrale Erhebungsphase bestand aus der Durchführung von zwölf halbstrukturierten, im Durchschnitt zweistündigen Interviews mit denjenigen zwölf männlichen Befragten, die – bezogen auf die Definitionskriterien Neuer Erwerbsbiographien – Verläufe mit den jeweils extremsten Ausprägungen aufzuweisen hatten« (75).

Durch die Formulierung von Bedingungen, die einen Zusammenhang zwischen Neuen Erwerbsbiographien und persönlicher Entwicklung plausibel erscheinen lassen und in ausreichendem Maße operationalisierbar sind, sollen Schlußfolgerungen »sowohl auf den Gesamtverlauf komplexer biographischer Abschnitte als auch auf bereits erfolgte oder zu erwartende persönliche Entwicklung« (41) möglich werden. Diese »Entwicklungsindikatoren« sind: »Berufliche Übergänge«, als Bruchstellen biographischer Entwicklung; »berufliche Identität«, verstanden als Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten; »Bilanzierungen/Zeitperspektive«, als Bewertungskategorie des eigenen beruflichen Werdeganges; »Befindlichkeit/Gesundheit« und »moderierende Einflüsse«, unter denen König die sozialen Beziehungen als auch die finanzielle Situation zusammenfaßt (41f.). Diese Indikatoren werden von ihm ausführlich theoretisch begründet und entfaltet, auf ihre Operationalisierbarkeit geprüft und schließlich in den Leitfaden für seine Interviews integriert. Dies alles wird in einer für eine Dissertation äußerst verständlichen und didaktisch sehr gut strukturierten Form dargelegt.

König faßt die Ergebnisse seiner Forschungen in sieben Punkten zusammen:

1. »Es hat sich nicht herausgestellt, daß Neue Erwerbsbiographien gegenüber einem 'ganz normalen Berufsleben' prinzipiell als belastender anzusehen sind.« (154)
2. »Das soziale Umfeld einer Person ist entscheidend mit dafür verantwortlich, ob auch über längere Phasen hinweg Belastungen im beruflichen Bereich ertragbar erscheinen und vor allem langfristig zu bewältigen sind.« (155)
3. »Bilanzierungen der eigenen beruflichen Entwicklung sowohl im Hinblick auf Vergangenheit und Gegenwart als auch auf die beruflichen Zukunftsaussichten bilden offensichtlich ebenfalls deutlich die Qualität des konkreten Verlaufs der Erwerbsbiographie ab.« (Ebd.)
4. »Ungünstige berufliche Entwicklungen im Verlauf Neuer Erwerbsbiographien haben, langfristig gesehen, eindeutig negative Folgen für die allgemeine Befindlichkeit.« (Ebd.)

5. »Ein 'gesundes Selbstvertrauen' ist eine zentrale Voraussetzung und damit eine wohl notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für offensive, problemorientierte und damit zumindest potentiell effektive Bewältigungsstrategien.« (156)

6. »Identität erweist sich . . . als eher 'resistent' gegenüber den negativen Einflüssen Neuer Erwerbsbiographien. Auch über längere belastende Phasen hinweg scheint es demnach für die Betroffenen möglich zu sein, ihre Identität sozusagen zu bewahren.« (Ebd.)

7. »Sowohl die mit Neuen Erwerbsbiographien einhergehende zeitliche Entstandardisierung und Destrukturierung beruflicher Tätigkeit . . . als auch die Tatsache, daß die Zeitperspektiven . . . bei den Betroffenen deutlich negativer 'getönt' ist, müssen als Indizien dafür gesehen werden, daß das Erleben, das Bewußtsein und der Umgang mit der eigenen Zeit . . . einen wichtigen Bereich der Belastung einerseits und der Auseinandersetzung mit ihr andererseits darstellt.« (157)

König beschränkt sich nicht auf die Auflistung der Belastungen für die Betroffenen, sondern zeigt auf, wie ein konstruktiver Umgang mit den Belastungen eine potentiell positive Bedeutung für die Entwicklung bekommen kann. Dies erscheint mir euphemistisch und möglicherweise aus der persönlichen Biographie des Autors erklärbar. Die Möglichkeiten der individuellen Verarbeitung von Belastungen innerhalb der Neuen Erwerbsbiographien sind sicher vielfältig. Die Flexibilisierung der Arbeit für die Studienabgänger sozialwissenschaftlicher Studiengänge gehört seit einem Jahrzehnt zum beruflichen Alltag. Dies mit dem Instrumentarium entwicklungspsychologischer Biographieforschung zu untersuchen, ist ein wichtiger Weg zur Klärung ökonomischer Einflüsse auf individuelle Entwicklungsprozesse.

Michael Bauer (Wendlingen)

**Kleber, Eduard W.: Grundzüge ökologischer Pädagogik. Eine Einführung in ökologisch-pädagogisches Denken. Juventa Verlag, Weinheim und München 1993 (219 S., br., 32,- DM)**

Erziehung hat das Ziel, dazu beizutragen, daß die so Erzogenen eine bessere, gar sittlichere Gesellschaft schaffen. So etwa formulierte es Jean-Jaques Rousseau, und so wiederholen die Pädagoginnen und Pädagogen es in je modernisierten Worten. (Heute wäre also zu formulieren: für eine tolerante, multikulturelle, kreativitätsfördernde und gerechte Gesellschaft). Diese Ziele sind nun Ende des 20. Jahrhunderts nicht unsinnig geworden; sie werden jedoch ihrer Grundlage beraubt: Wo keine Zukunft mehr zu sein scheint, kann auch für diese nicht mehr erzogen werden. Und diese Zukunft, das sagen uns die alltäglichen ökologischen Katastrophennachrichten ebenso wie die wissenschaftlichen Prognostiker von »Global 2000« bis zum Worldwatch-Institut, ist historisch erstmals tatsächlich global in Frage gestellt: Atommüll, Atomverseuchungen, Wassermangel, Armutswanderungen, Erwärmung, Sonnenstrahlung durch zu dünne Ozonschicht . . . Der Wandel muß über verändertes Bewußtsein der Menschen entstehen, und d.h. durch Einsicht, durch Lernen. Was bei Erwachsenen durch die Lebenserfahrung befördert wird, kann das gezielt bei Kindern durch Schulunterricht wachsen?

Das ist die zentrale Frage einer sich ausdehnenden Literatur »ökologischer Pädagogik«, weniger anspruchsvoll gesagt: der Umwelterziehung. Kleber zeichnet in den ersten Kapiteln nach, was seit 20 Jahren an Konzepten vom Naturschutz über die Umwelterziehung bis zur ethisch begründeten Mitwelt-Orientierung entstanden ist. Er versucht eine bildungstheoretische Grundlegung dieser ökologischen Orientierung zu formulieren: das Verständnis von Natur aus der »modernen« Beherrschungsvorstellung herauszuführen in ein begleitendes Mitweltkonzept, um die auf den

Menschen bezogene Ethik in eine für den gesamten Globus zu überführen. Er stimmt dabei mit den Konzepten von Hans Jonas, Klaus Meyer-Abich oder Albert Schweitzer überein.

Kleber verbindet diese Verantwortungsethik mit bestimmten Formen des Lernens, wie sie in der einschlägigen didaktischen Literatur als reformpädagogisch verstanden werden. Sie ist also ökologisch-zielorientiert, aber doch auch kindorientiert, kooperativ, projektbezogen, das Schulgebäude und -gelände in die ökologischen Überlegungen einbeziehend. Warum er didaktisch den Zugang Peter Petersens für herausragend hält, wird nicht erkennbar, zumal er sich auch auf Célestin Freinet bezieht, der sich von ihm sowohl politisch als auch didaktisch erheblich unterscheidet. Auch überzeugt mich nicht, dies alles nun »ökologisches Lernen« zu nennen, wo es doch im wesentlichen »nur« um das (richtige) Aufgreifen reformpädagogischer Ansätze geht.

Das Buch hat zwei erhebliche Mängel: Zum einen wird die Frage nach den ökonomischen Interessen (»Wem nützt es?«) als Kernfrage von Analyse und Einsicht kaum gestellt. Die allgemeine Kritik an »Moderne«, »Aufklärung«, auch »Bürokratie« usw. kann daher leicht reaktionär gewendet werden oder im allgemeinen verpuffen. Hier ist Buddenseks Buch einfach überzeugender und klarer (*Wege zur Öko-Schule*. Lichtenau 1991). Zum zweiten ist ihm die zentrale Frage, wie denn die heutigen Konsumkinder angesichts ihrer lebensweltlichen Erfahrungen mit der schulischen Beschäftigung der ökologischen Krise umgehen, und ob es trotz aller skeptischen Einschätzung dieser Generation vielleicht von diesen nicht auch etwas zu lernen gäbe, keine einzige Seite wert. Kinder und Jugendliche tauchen in diesem Buch überhaupt nicht auf! Der Eindruck verstärkte sich beim Lesen, daß Kleber den Jugendlichen eher mißtraut; er warnt davor, »mit übertriebenem Aktionismus die Gunst der Jugend zu gewinnen« (199) – und er plädiert für »Gegenkultur« gegen »unsere derzeitige Alltags- und Freizeitkultur« (200). Wie er jedoch Jungen und Mädchen dort abholt, wo ihre Erfahrungen und (auch unökologischen) Einstellungen sind, wie der Widerspruch zwischen ökologischem Wissen und ökologischem Verhalten überwunden wird, das wird nicht thematisiert. Eine Bildungskonzeption ohne die Klärung dieser Fragen ist jedoch an zentraler Stelle unvollständig.

Das Buch stellt eine gute Einführung in die Entwicklung und Grundlagen ökologisch orientierter Bildungsprozesse dar, läßt jedoch viele Fragen offen – was hoffentlich zum weiteren Nachdenken und Weiterforschen anregt.

Ulf Preuss-Lausitz (Berlin)

## Psychologie

**Goldmann, Harald, Hannes Krall und Klaus Ottomeyer: Jörg Haider und sein Publikum. Eine sozialpsychologische Untersuchung.** Drava Verlag, Klagenfurt/Celovec 1992 (201 S., br., 28,- DM)

Zur Erklärung des »Rechtsextremismus« werden immer häufiger Experten der Innerlichkeit herangezogen. Nach Mölln und Solingen war es unmöglich, in *Bild, Spiegel oder Zeit* nicht auch psychologische Deutungsmuster serviert zu bekommen. Die öffentliche Verbreitung von wissenschaftlich »erforschten« sogenannten Gründen für rassistische Worte und Taten hat zwei Konsequenzen: Zum einen scheint es so, als hätten SozialwissenschaftlerInnen und insbesondere PsychologInnen Erklärungen für die »Taten«; ein Zusammenhang zwischen »Türkenverbrennen« und sozialpsychologischen Konstrukten wird also erst einmal behauptet. Zum anderen

werden die »Täter« über diese Erklärungsversuche leicht zu Opfern gesellschaftlicher Umbrüche bzw. der »Risikogesellschaft« umgedeutet.

Außerordentlich wohltuend hebt sich hiervon der Ansatz des Teams um den Klagenfurter Sozialpsychologen Klaus Ottomeyer mit seiner Studie über Jörg Haider ab, den völkisch-nationalistischen Kärntner Politiker der FPÖ. Schon in der Fragestellung bescheidet es sich auf den Versuch, »über die politische und moralische Kritik an der Haider-Politik hinaus das Faszinierende und die Bedürfnisnähe . . . besser zu verstehen« (13). Es geht Goldmann, Krall und Ottomeyer ebenfalls um die Erklärung subjektiver Prozesse. Doch sie stellen erstens eine Verbindung zwischen der Inszenierung von Haiders Auftritten als »Führer« und den »Geführten« her und zweitens basiert ihr Ansatz nicht auf der Position des außenstehenden, besserwissenden Wissenschaftlers. Das Team arbeitet vielmehr an den eigenen Wünschen, Attraktionen und Verführungserfahrungen in bezug auf Haiders Auftritte: »In unserem Herangehen ist das eigene Mitspielen in den dargebotenen Szenen, Gesprächen und Textfiguren eine zentrale Dimension. Die dabei auftretenden Irritationen, Identifikationen und Überraschungseffekte werden selbst wieder zum Gegenstand der Analyse gemacht und liefern uns Hinweise auf den verborgenen, oftmals tabuierten oder schambesetzten Gehalt der erforschten Szene.« (12)

Mit diesem Ansatz des »szenischen Verstehens« (Alfred Lorenzer) gelingt es den Forschern, Haiders Auftritte in ihrer psychodynamischen Wirksamkeit, vor allem in bezug auf die enormen Kräfte, mit denen Haider sein Publikum an sich fesselt, zu erfassen. So wird am Beispiel einer Rede auf dem Kärntner Ulrichsberg 1990 (die symbolisch etwa der Bitburg-Inszenierung von Helmut Kohl entspricht) deutlich, wie Haider es schafft, die anwesenden alten Kämpfer von Tätern in verfolgte Opfer umzudeuten und sich selbst als deren messianischen Retter darzustellen. »Läßt man als Zuhörer . . . diese Bilder auf sich wirken, so wird deutlich, daß die rhetorische Inszenierung von Haider einen Unterstrom von Zerstückelungswangst, Wut und Verwirrung hervorruft, der als Kehrseite wiederum Rettungswünsche produziert.« (20) Weitere Inszenierungsstudien widmen sich dem Kampf um die Vorherrschaft innerhalb der FPÖ mit dem abschließenden Sieg Haiders über Norbert Steger, der Denunziation von Gewerkschaften und anderer verfilzter SPÖ-Institutionen über die Selbstdarstellung Haiders als »Rebell« von unten und die Enttarnung kapitalistischer Produktionsverhältnisse und der »Ethnopolitik« Haiders gegenüber den Slowenen Kärntens.

Obwohl die Verfasser es verstehen, den Widerspruch zwischen den Zielen von Haiders Politik (Leistungsorientierung, Ausschalten von Arbeitnehmerinteressen, Reduktion der Menschen auf ihre gesellschaftliche Verwertbarkeit) und seinem Beliebtheitsgrad gerade in ökonomisch schwachen Bevölkerungsschichten zu erklären, ist mir die vollständige Psychologisierung sozialer Verhältnisse manchmal zuviel. So beispielsweise, wenn es darum geht, das Gefühl des Aufschwungs, »eines Aufstiegs, einer seltsamen Vitalisierung« (171), das sich bei vielen einstellt, wenn sie an Haider denken, zu verstehen: »Die Antwort ist die, daß die Menschen über die Person Haiders mit verschütteten sinnlichen und erotischen Regungen in Kontakt gekommen sind.« (Ebd.) Der schnelle Schluß auf die Libido verhindert die Analyse etwa des Körper-, Sport- und Fitneßkults Haiders (die Autoren streifen ihn ganz kurz), der sich nicht auf die Beziehungsebene reduzieren ließe, sondern im Rahmen einer Deutung als gesellschaftlich wirksames Instrument zur Selbstdisziplinierung den psychodynamischen Erklärungsansatz sprengen würde.

Trotz dieser Kritik: Was die Autoren an interessanten Gedanken(-spielen) und fundierten Analysen vorlegen, ist ein brauchbarer Ansatz für eine sozialpsychologische

Analyse völkisch-nationaler Politiker und ihrer Inszenierungen (Schönhuber, Stoiber, Scharping).  
Klaus Weber (München)

**Bielicki, Julian S.: Der rechtsextreme Gewalttäter. Eine Psycho-Analyse.** Rasch und Röhrig Verlag, Hamburg 1993 (220 S., br., 32,- DM)

Der Autor wird im Klappentext als »Psychotherapeut, psychologischer Sachverständiger und Gerichtsgutachter« vorgestellt, der Kontakt mit dem Klientel haben soll, das er erklären will. Man hat die Erwartung, daß eine nicht nur auf die Psyche der Täter ausgerichtete Analyse geliefert wird, sondern eine, die es erlaubt, die »Untersuchten« als Subjekte in sozialen Beziehungen zu erkennen, als in gesellschaftlichen Räumen und Verhältnissen verortete Menschen, deren Strukturen sie selbst nur teilweise mitbedingen. Und es sollte auf eine vorschnelle Etikettierung des »Gegners« verzichtet werden, um so neue Antworten und Gegenstrategien zu entwickeln, ohne dabei das Spiel der Herrschenden und ihrer Diskurse mitzuspielen.

Was sagt nun Bielicki zum »rechtsextremen Gewalttäter«: »Der erste und wesentliche Schritt ist meines Erachtens die Einsicht, daß wir es beim rechtsextremen Gewalttäter mit einem Menschen zu tun haben, der mörderische Haßgefühle hegt, die er selbst nicht kontrollieren kann und die er gegen andere Menschen, die ihm 'nicht passen', ohne jegliches Mitleid, ohne geringste Schuld- oder Schamgefühle, wenden wird.« (187) Um es gleich hier zu sagen: Dies ist eines der harmloseren Zitate des Autors, dem ein auch nur ansatzweise objektiver Blick auf den sogenannten Rechts-extremen wegen seines geradezu manischen Bedürfnisses nach »fester Ordnung« versperrt ist. Und so wird der idealtypisch konstruierte »rechtsextreme Täter« durchgängig eingeordnet, festgezurr, kategorisiert und abgestempelt mit allen psycho- und psychopathologischen Etiketten, die mindestens eine Langzeittherapie erfordern, aber ebenso eine Einweisung in die psychiatrische Anstalt rechtfertigen würden. Der einzige Erkenntnisgewinn des Buches besteht darin, die These Foucaults über das Fach Psychologie als Normierungs- und Disziplinarmacht in Reinkultur und gut verständlich bestätigt zu bekommen. Dazu ein Beispiel: »Die Vernunft aber gebietet, daß wir gegenüber den Rechtsextremen aggressiv werden *müssen*, wenn wir von ihnen nicht ermordet werden wollen. Der Rechtsradikale versteht *nur* konkrete Handlungen; Appelle und verbale Proteste helfen *nichts*. Der demokratische Staat muß *konkret* und nicht nur *deklamatorisch* tätig werden und eine konsequente standhafte Haltung bewahren. Er muß dem rechtsradikalen Gewalttäter fortwährend durch *Härte* klarmachen, welche *Grenzen* er nicht überschreiten darf. Ist der rechtsradikale Gewalttäter nicht fähig, diese Grenzen selbst zu erkennen, dann muß ihm zu dieser Erkenntnis verholfen werden, das fehlende innere Leitsystem muß durch ein *äußeres* ersetzt werden.« (188)

Foucault hätte seine Freude an diesem Zitatenschatz gehabt: Eine »Vernunft« gebiete uns, mit aller Härte gegen den Verbrecher vorzugehen. Dieser ist ein »Feind aller . . . , den zu verfolgen alle ein Interesse haben, er fällt aus dem Vertrag heraus, disqualifiziert sich als Bürger und wird zu einem, der ein wildes Stück Natur in sich trägt« (Foucault), das ihn dazu bringt, die Grenzen zu sprengen. Dieses Stück wilde Natur beschreibt Bielicki so: »Es hat keinen Zweck, mit dem rechtsextremen Gewalttäter zu diskutieren, weil sein Denkvermögen auf Grund geringerer Intelligenz und ungezügelter Triebhaftigkeit 'außer Betrieb' ist« (187).

Wir erfahren außer über die biografischen Grundlagen »rechtsextremer Gewalttäter« (keine funktionsfähige Familie, eine unempathische Mutter, zu wenig dominante Väter) und ihre »psychische Störung« (Borderline-Persönlichkeit und Über-Ich-Pathologie) vor allem, wer wirklich Schuld ist an der »braunen Ebbe und

Flut« (23), der »rechtsterroristischen Welle« (24), die nach und nach die »Dämme unterhöhlt, die unsere politische Landschaft vor einer erneuten Überflutung bisher bewahrt haben« (24). Da sind die »Grundideen des Postmodernismus und des Dekonstruktivismus« (35), die ihren Ausdruck »auf fatale Weise in den Neonazis« finden und der Rassismus und Antisemitismus in Osteuropa, gegen die »der deutsche Faschismus ein Waisenknabe« (43) ist. Auch diese Zitate dienen weniger zur Information, vielmehr sind sie brauchbare Grundlage für eine text- und diskursanalytische Arbeit über die Ängste eines mittelständischen Psychologen vor dem »Fremden«, den »Fluten« und den »Trieben« in ihm, die er am »Rechtsextremen« bekämpfen will.

Das Titelbild des Buches wird so im Nachhinein noch sinnvoll: Es zeigt einen wohl angetrunkenen Mann in bundesrepublikanischem T-Shirt, der seine Hand zum schlaffen Hitlergruß erhebt. Auf der Höhe seines Geschlechts ein nasser Fleck, als habe er in die Hose gemacht. Ein schwarzer Balken über die Augen gezogen, der Hintergrund ebenfalls dunkel. Der Buchrand schneidet dem Abgebildeten seine linke Hälfte weg, er ist nur halb auf dem Bild zu sehen. Der »rechte Täter« wird vom Fotografen so abgebildet, wie er sich eben »Rechtsextremisten« vorstellt. Nichts anderes hat Bielicki getan und das nur zur Hälfte. Klaus Weber (München)

## Geschichte

Kuhn, Annette (Hrsg.): *Chronik der Frauen*. Chronik Verlag, Dortmund 1992 (640 S., Ln., 98,- DM)

Der Vergleich mit der zuerst 1984 erschienenen und inzwischen überarbeiteten und ergänzten *Chronik der Menschheit* macht den Unterschied bereits auf den Seiten 11 bzw. 12 deutlich: Die Schöpfungsgeschichte der Menschen und die Entwicklung des aufrechten Ganges läßt sich auch durch Frauen darstellen und nicht nur – wie selbstverständlich geworden – durch die Abbildung von Männern, die in unserer Kultur immer noch die Menschen repräsentieren. Es ist eine interessante und überraschende Variante zu den einseitigen Sehgewohnheiten: Der homo sapiens ist nicht, wie in der *Chronik der Menschen* durch einen nackten Ureinwohner, sondern durch eine joggende Frau demonstriert. Doch die *Chronik der Frauen* ist nicht die Neuschreibung der Geschichte, in der Männer durch Frauen ersetzt werden. Wie sollte das möglich sein? Es geht darum, den bisher verschwiegenen Anteil der Frauen an der Geschichte, ihre Errungenschaften und Taten, ihre Gefühle, Kämpfe und Visionen öffentlich zu machen. Und das ist gelungen: Die *Chronik der Frauen* ist ein beispielloses Projekt dieser Art und gleichsam selbst ein historisches Ereignis. Es ist eine Lust, darin zu lesen und so etwas wie Stolz stellt sich ein. An diesem Phänomen mag ersichtlich sein, wie allein die ubiquitäre Präsenz der Männer deren Bewußtsein zu befördern vermag und das der Frauen entsprechend mindert.

Die Struktur des Bandes wurde aus der *Chronik der Menschheit* übernommen: 14 Übersichtsartikel zu den Epochen, 176 Kalendarien mit ca. 2 500 Kurzinformationen, darüber hinaus 1 800 abgeschlossene Einzelartikel, 1 650 Abbildungen. Der Anhang wurde um ein Sachregister erweitert, Literaturhinweise fallen knapp aus. Wie überhaupt der Apparat einen Schwachpunkt bildet, der sich weniger beim Blättern und Lesen eröffnet, sondern sobald man mit der Chronik arbeiten will. Die Systematik des Registers ist problematisch. Deutlich wird daran ein Manko des chronologischen Konzepts, wenn es nicht durch einen differenzierten Apparat und Querverweise ergänzt wird. Offensichtlich wollte man – neben dem arbeitsintensiven

Aufwand – sich überkreuzende Doppel-/Vielfachnennungen vermeiden. Diese würden jedoch eine begrüßenswerte Qualität darstellen. So wird z.B. unter dem Stichwort »Philosophie« (296) unter dem Titel »Doktorgrad für Laura Bassi« über die Philosophin und Wissenschaftlerin berichtet. Sie ist aber nicht unter dem Stichwort »Wissenschaftlerinnen« oder »Philosophinnen«, dagegen unter »Bologna« zu finden. Unter dem Stichwort »Philosophinnen« findet sich 14 Seiten weiter ein Artikel über das Ereignis »Erste deutsche Doktorin der Philosophie«, jedoch nicht unter dem Stichwort »Philosophie«, nicht unter »Göttingen«, auch nicht unter »Rousseau«, obwohl Schlözer, der Doktorin Vater, an ihr Rousseaus Bildungskonzept widerlegte, demzufolge Frauen nicht bildungsfähig seien.

Vorschläge: Unter dem Stichwort im Register sollten Namen genannt werden und nicht nur Seitenzahlen. Doppel- und Mehrfachnennungen sollten nicht vermieden werden, weil sonst die Wahrscheinlichkeit gering ist, einen unter einem Stichwort rubrizierten Namen, ein Ereignis zu finden. Erst so läßt sich mit dem Buch wirklich arbeiten.

Ursula Menzer (Hamburg)

**Dux, Günter: Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992 (481 S., Ln., 68,- DM)

Dem Freiburger Soziologen Dux geht es um nichts weniger, als den »Ursprung der Ungleichheit im Verhältnis der Geschlechter« zu bestimmen, und dies nicht zuletzt gegen die bisherige feministische Literatur, die »nicht dazu geführt (hat) zu klären, wodurch der Einschlag der Macht [im Verhältnis der Geschlechter; SL] möglich wurde« (15). Daß in der neueren feministischen Diskussion um Unterschiede patriarchaler und nicht-patriarchaler Gesellschaften die Frage nach dem Ursprung mit gutem Grund ad acta gelegt und homogenisierende Entwürfe von Matriarchat und Patriarchat abgelehnt werden (vgl. Lenz/Luig [Hrsg.] 1990, Frauenmacht ohne Herrschaft), ist nicht bis zu Dux vorgedrungen. Dies nimmt nicht Wunder, denn was er bietet, ist vor allem ein Roman über die »Unvermeidbarkeit des Patriarchats« – wie ein von ihm diskutierter Titel lautet. Zwei anthropologische Konstanten und Hormonunterschiede zwischen den Geschlechtern bilden die Grundkonstellation des geschichtlichen Dramas, in dem die »Innen-Außen-Dimensionierung« der Gesellschaft und damit die Macht der Männer sich stetig verstärkte.

Anthropologische Konstante Nr. 1: »Zu allen Zeiten sind die Geschlechter von dem Verlangen bestimmt worden, ihr Leben einander zu verbinden. Die Triebkräfte, auf die das Verlangen sich gründet, verstehen wir als Liebe« (13). Liebe wirke darauf hin, »Intimität und Sexualität zu vereinen und damit zugleich die Körperlichkeit des Menschen in ein kommunikativ geführtes Leben einzuschließen« (ebd.). Wie aber – so legt sich Dux die »qualende Frage« (17) zurecht – war es möglich, daß diese egalitär ausgerichtete Beziehung »von Macht pervertiert« wurde (ebd.)? Hier bringt er die zweite anthropologische Konstante ins Spiel: Macht. Jedes Subjekt sei von der »Sorge um sich« getrieben und suche, »seine Interessen über Machtpotentiale zu realisieren« (77). Hinter Dux' zeitlosem Menschen schimmert der bürgerliche Privatmann durch. Ein isoliertes Individuum, das sich unter Bedingungen der Konkurrenz (75) gegen andere durchsetzen muß und das, komplementär dazu, »insbesondere im Verhältnis der Geschlechter, eine Moralität« entwickelt (77). Während letztere auf die »kleinen Gemeinschaften des täglichen Lebens« begrenzt bleibe, sei Macht »persuasiv« und greife auf das Verhältnis der Geschlechter über (91).

Dux' Anthropologie vorausgesetzt bleibt nur noch zu klären, warum Frauen über geringere Machtpotentiale verfügen (104) und auf den über »Moralität« organisierten

Innenraum verwiesen sind (107). Auch diese Frage beantwortet sich – für Dux – »auf die einfachste Weise« (104): Er greift ins Arsenal patriarchaler Ideologie und ruft die geschlechtsspezifischen Hormone an: »Es besteht in der Fachwelt Einigkeit darüber, daß das größere männliche Aktivitätspotential sich als eine Konsequenz des männlichen Sexualhormons Testosteron darstellt« (156). Das »männliche Aktivitätspotential« sei vor allem nach »außen« gewendet und gelte als Aggressivität (156). Männer seien »in höherem Maße bereit, physische Kraft einzusetzen und ihre Interessen unter Einsatz ihres Körperpotentials zu ihren Gunsten zu entscheiden . . . « (ebd.). Frauen dagegen könnten »ihre körperliche Eigensphäre und ihre Ansprüche gegen Männer nicht mit ihrer physischen Präsenz, notfalls mit Brachialgewalt, durchsetzen« und seien deshalb darauf »angewiesen, sich nach außen ihrer Männer zu bedienen« (422).

Diese Grundkonstruktion fungiert bei Dux – obwohl er sich gegen den Vorwurf »idealistische(r) Geschichtsphilosophie, wie sie etwa bei Hegel entfaltet wurde« (317) verwehrt – als Wesen der »Geschichte«. »Historisch . . . hat sich diese Innen-Außen-Dimensionierung stetig verstärkt« (178). Die Entstehung von (Privat-)Eigentum in agrarischen Gesellschaften und die Staatsgenese werden als wichtige Stationen dieses Prozesses gedeutet. Den postulierten Geschichtsverlauf der stetigen Differenzierung zwischen »Innen« und »Außen« zu belegen, bedient sich Dux ethnologischen Materials, das dem gesamten Globus entstammt, um schließlich in der Polis Athens einen »einzigartigen« Höhepunkt auszumachen (365). Der europäische Mann und Bürger erkennt sich wieder: Er sieht »Öffentlichkeit«, die eine radikale Abwertung des »Privaten« impliziert, entstehen (363), eine »Bürgerschaft« und eine »demokratische Verfassung« (370). Erstmals in der Geschichte werde die anthropologische Verfassung »bewußt umgesetzt« (385). Dux' Enthusiasmus darüber, daß sich in Athen »das Bewußtsein Bahn (breche), daß die Menschen die Gesellschaft und Geschichte bestimmen, in der sie leben« (385), steht merkwürdig dispat seiner Konstruktion gegenüber, die er in der Formel »Geschichte ist Schicksal« (233 u.a.) zusammenfaßt.

Auch die Schlußbemerkung, nichts »was einst dazu geführt hat, die Außensphäre den Männern vorzubehalten«, sei heute »noch länger in Geltung« (438), scheint vor allem ein Dux'sches Zugeständnis an eine gesellschaftliche Realität, in der Frauen längst in öffentlichen Räumen agieren und es unverhohlene Neuaufgaben patriarchaler Ideologie (hoffentlich) schwer haben.

Susanne Lettow (Berlin)

**Wunder, Heide: »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit.** Verlag C.H. Beck, München 1992 (368 S., 75 Abb., Ln., 48,- DM)

In zwölf Kapiteln werden verschiedene Lebensphasen und -bereiche von Frauen dieser Zeitepoche (15.-18. Jahrhundert) vorgestellt. Das erste Kapitel, das mit »Frauenleben, Lebensgeschichten und Geschichte in der Frühen Neuzeit« überschrieben ist, befaßt sich mit der Quellenlage: Zunächst liegen nur Leichenpredigten und Gedenkbücher vor, in denen über Frauen und ihre Familien geschrieben wird, ab dem 17. Jahrhundert dann auch Tagebücher, in denen Frauen über sich selbst schreiben. Im nächsten Kapitel werden »Die Lebensalter der Frau: Lebensverlauf und Lebensläufe« dargelegt. Der Lebensverlauf der Frauen wird dabei immer wieder dem der Männer gegenübergestellt. Die nächsten drei Kapitel sind der Ehe (Hinweis auf Heiratsbeschränkungen bis ins 19. Jahrhundert), der Frauenarbeit innerhalb der Familie (materielles Aufeinanderangewiesensein der Eheleute) und außerhalb (Erwerbsarbeit) gewidmet. Ein gesondertes Kapitel befaßt sich mit Schwangerschaft und Geburt. Im weiteren wird das Leben unverheirateter bzw. verwitweter Frauen

vorgestellt, das einerseits persönliche Freiheiten, andererseits aber auch eine erhebliche Gefährdung der Lebenssituation mit sich brachte (soziale Deklassierung). Ein weiteres Problem am Rande der Gesellschaft waren sogenannte Zauberei und Hexerei, die bis ins 18. Jahrhundert gerichtlich verfolgt wurden. In drei Kapiteln werden Frauen als handelnde Persönlichkeiten im öffentlichen Leben gezeigt (Frauen als Herrscherinnen, als »rebellische Weiber« und als Rechtspersonen).

Mit Heide Wunders Buch liegt erstmals eine umfassende geschichtliche Darstellung der Frühen Neuzeit vor, die die Geschlechterbeziehungen in den Mittelpunkt der Untersuchung stellt (»Geschlecht als Kategorie für die Analyse historischer Prozesse«). Möglichkeiten und Grenzen dieses analytischen Ansatzes werden sicherlich weiter unter Frauenforscherinnen diskutiert werden. Das Buch ist für jede/n interessant, die/der sich mit Frauen und ihren Lebensumständen in der Frühen Neuzeit befassen will. Quellenmaterial wird im Wortlaut ausführlich vorgestellt, was zur Auflockerung des wissenschaftlichen Textes genauso wie die zahlreichen Abbildungen beiträgt. Das Buch ist durch Personen-, Orts- und Sachregister gut erschlossen. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis ermöglicht die weitere Vertiefung des Themas.

Annette Franz (Nürnberg)

**Lange, Sigrid: Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800.** Reclam-Verlag, Leipzig 1992 (452 S., br., 18,- DM)

Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzende öffentliche Debatte um das Wesen und die Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, die gegenüber gängigen Mustern männlicher Selbstdefinition in früheren Zeiten eine neue spezifische Qualität dadurch gewann, daß der »Geschlechtscharakter« als eine Kombination von Bestimmung und Biologie aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere des Menschen verlegt wurde, ist Gegenstand der umfangreichen Textsammlung.

Die ausgewählten Schriften geben ein facettenreiches Bild der von Männern geführten »Geschlechterdebatte« wieder, lassen aber auch die wenigen Frauen, die sich in diesem zeitlichen Kontext artikulierten, zu Wort kommen. Vermittelt werden Einblicke in weibliche Selbstentwürfe und Vorstellungen im ausgehenden 18. Jahrhundert anhand sowohl literarisch und biographisch gefärbter als auch politisch-programmatischer Texte. Neben den persönlichen Ausführungen der Schriftstellerin und Publizistin Sophie von La Roche, welche die Ambivalenz zwischen der Lebensrealität berufstätiger Frauen und den normativen Rollenzuweisungen für das weibliche Geschlecht anschaulich verdeutlichen, stehen die im Gefüge der revolutionären Umbrüche erhobenen radikalen Forderungen nach rechtlicher und politischer Gleichstellung in der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, wie sie von Olympe de Gouges in der *Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin* oder von Mary Woolstonecraft in der *Vindication of Rights of Woman* erhoben wurden. In Kontrast hierzu hebt sich das Spektrum der Erörterungen und Deutungen teils pädagogischer, teils »naturwissenschaftlicher« oder philosophischer Art der männlichen Zeitgenossen ab, dessen Bandbreite über Campes »Väterlicher Rat« für seine Tochter bis hin zu den anthropologischen Reflexionen Humboldts, Hegels und der so folgenreichen Deduktionen Fichtes über die Ehe reicht. Ergänzt wird diese Zusammenstellung »klassischer« Texte durch einzelne weniger bekannte Quellen wie z.B. den Ratgeber des Arztes Becker für den »gesunden Beischlaf« oder die Richtlinien des Pädagogen André für die Gothaer Mädchenschule für höhere Töchter. Die Textzusammenstellung ist mit umfangreichen bibliographischen Anmerkungen zu den Autoren sowie einem Nachwort der Verfasserin versehen, das Hintergrundinformationen zu der anhand der Quellen dokumentierten Debatte enthält.

Die Kommentierung und historische Einordnung des Quellenmaterials, die bei dieser Art von Textpublikation als Orientierungshilfe für den Leser einen besonderen Stellenwert erhält, bleibt aus verschiedenen Gründen unbefriedigend. Bereits der Titel des Bandes ist tendenziell irreführend, denn was die Debatte bewegte, war nicht die Infragestellung des »Menschseins« des weiblichen Geschlechtes – Thema einer 1782 veröffentlichten Einzelschrift, die in die Textsammlung selbst auch nicht aufgenommen wurde. Die Ebene der Erörterung um das Wesen des Weiblichen war tatsächlich ungleich subtiler, denn hier ging es um den Entwurf von »naturbestimmten« Geschlechtscharakteren, die gerade bei ausdrücklicher Betonung der prinzipiellen Gleichrangigkeit der Geschlechter gleichzeitig deren unterschiedliche Qualität und komplementär gedachte Zweckbestimmung in der Gesellschaft begründen sollten.

Problematisch ist jedoch vor allem der Umstand, daß die Frage nach den konkreten historischen Ursprüngen und Hintergründen der Debatte und des Zeitpunktes ihrer Entstehung nur ansatzweise thematisiert werden und der spezifische sozio-ökonomische Kontext des neuartigen Interesses an der naturbestimmten Wesensart des Weibes weitgehend ausgeblendet bleibt. Zwar fehlt nicht der Hinweis auf die Herausbildung der bürgerlichen Kleinfamilie als Hintergrund für den propagandistischen Aufwand, mit welchem die Festlegung des weiblichen Geschlechtes auf die allein erfüllende Aufgabe der Mutter, Hausfrau und Gattin betrieben wurde. Die präsentierten Gründe für das verstärkt artikulierte Bedürfnis der Begrenzung der Frauen auf den Aktionsradius von Heim und Familie, die einerseits in der ökonomischen Effizienz der Kleinfamilie, andererseits in der staatsstabilisierenden politisch-psychologischen Wirkung der männlichen Herrschaft im Hause gesucht werden, welche es dem Mann ermöglichten, das staatliche Untertanenverhältnis im privaten Bereich quasi zu kompensieren, vermitteln zwar Einblicke in mögliche Funktionen des bürgerlichen Familienmodells, nicht aber in die historischen Grundlagen der Debatte. Diese ist in der bisherigen Forschung als Reaktion auf brüchig gewordene traditionelle patriarchalische Legitimationsgrundlagen im Zuge des sozialen Funktionsverlustes der Familie einerseits und der Ausweitung naturrechtlicher Vertragsprinzipien vom staatlichen auch auf den ehe- und familienrechtlichen Bereich andererseits gedeutet worden, wie letztere z.B. im Preussischen Allgemeinen Landrecht von 1794 ihren Niederschlag fanden. Die Vernachlässigung dieses Kontextes ist offenbar auch Grund für die Einschätzung, daß es zu den »Paradoxa« der Geschichte gehöre, daß nur zehn Jahre vor der gesetzlichen Verankerung der rechtlichen Unmündigkeit der Frauen, wie sie im Code Napoléon ihren Ausdruck fand, mit dem Allgemeinen Landrecht eine Gesetzeskodifikation entstanden war, die in erstaunlicher Progressivität die gesetzliche Gleichheit der Geschlechter zumindest ansatzweise fixiert hatte. Der Umstand, daß der aufgeklärte Absolutismus sich als »frauenfreundlicher« erwies als die den Menschenrechten verpflichtete bürgerliche Gesellschaft, in deren Rahmen die Frauen erneut und erst recht ins Hintertreffen gerieten, ist bereits in umfassenden Forschungsarbeiten analysiert und in seinen sozio-ökonomischen und ideologischen Voraussetzungen dargelegt worden.

Der mangelnden Aufarbeitung des Forschungsstandes zum hier relevanten Themenkomplex, die sich auch in der gänzlichen Auslassung jeglicher Hinweise auf die Forschungslage sowie in dem Verzicht auf Angaben zu weiterführender Grundlagenliteratur manifestiert, ist möglicherweise auch der Versuch der Autorin zu verdanken, die neue Qualität der rechtlichen Benachteiligung von Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft auch vor dem Hintergrund biologischer »Sachzwänge« zu deuten. Die biologisch bedingte Mühsal des Gebärens einerseits und die (hier offenbar eher natürlich als gesellschaftlich fundiert gedachte) soziale Verantwortung zur

Pflege und Erziehung der Kinder werden als »historische Ungerechtigkeiten« dingfest gemacht, mit der das neue bürgerliche Zeitalter Männer und Frauen »behandelte« und den Geschlechtern von vornherein unterschiedliche Entwicklungschancen eröffnete. Die hier gefundenen objektiven Grenzen für die freie Persönlichkeitsentfaltung des weiblichen Individuums haben – ob dies der Intention Langes entspricht, sei dahingestellt – zumindest einen apologetischen Beigeschmack. Die an anderer Stelle getroffene Einschätzung der Autorin, daß die Anfänge weiblicher Emanzipationsstrategien als »Politik der kleinen Schritte« offensichtlich dokumentieren, daß man den Frauen nicht zu Unrecht praktischen Sinn und die Fähigkeit, das Nächstliegende zu tun, nachsage, tragen gleichermaßen weniger zur Vermittlung von Einsichten in spezifische historische Zwänge als in die Wirkungsmächtigkeit stereotyper Wesenszuschreibungen auch noch in der heutigen Zeit bei. Für Leser/innen, die an einer Beschäftigung mit den Quellentexten interessiert sind, wird die Hinzuziehung folgender Grundlagenliteratur empfohlen: Karin Hausen, *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«*. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976, 363ff.; Ute Gerhard, *Verhältnisse und Verhinderungen*. Frankfurt/M. 1978; Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter*. Frankfurt/M. 1991.

Kerstin Michalik (Hamburg)

**Kerchner, Brigitte: Beruf und Geschlecht.** Frauenberufsverbände in Deutschland 1848-1908. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1992 (368 S., br., 58,- DM)

Die Studie, deren ungekürzte Fassung 1990 als Dissertation an der Philosophischen Fakultät in Münster angenommen wurde, untersucht in fünf exemplarischen Feldern von Frauenarbeit, welche Organisationen Frauen aus vornehmlich bürgerlichen Schichten zur Artikulation und Durchsetzung ihrer berufsspezifischen Interessen entwickelten. Neben dem Vereinswesen gebildeter Frauen in pädagogischen und künstlerischen Berufen, den Verbänden der weiblichen Angestellten in Handel und Verkehr und den Zusammenschlüssen von Frauen in sozialen und pflegerischen Tätigkeiten befaßt sich die Autorin auch mit den Verbänden der städtischen und ländlichen Hausfrauen und schließlich am Beispiel der Heimarbeiterinnen und Kellnerinnen mit Ansätzen bürgerlicher Frauen, die Organisation der weiblichen proletarischen Unterschichten zu befördern. Sie bezieht sich auf das Gebiet des Deutschen Bundes bzw. des Deutschen Reiches, berücksichtigt neben Preußen also auch andere Regionen.

Nach einer knappen Einführung in die Entwicklung der Frauenarbeit und in einige strukturelle Merkmale des weiblichen Arbeits- und Lebenszusammenhanges – wie Diskriminierung, Einbindung in Reproduktionsleistungen, aber auch Teilhabe an geschlechtsübergreifenden Klassenpositionen –, gibt der zweite Abschnitt einen Überblick über Anfänge und frühe Formen beruflicher Selbstorganisation von Frauen, die einerseits durch die Anstöße der Frauenbewegung und andererseits durch die Haltung der männlichen Berufsverbände, die Frauen mehrheitlich ausgrenzten, vorangetrieben wurde. Der folgende Hauptteil, in dem die genannten Berufs- bzw. Arbeitsfelder jeweils gesondert abgehandelt werden, konzentriert sich dann auf den bewegten Zeitraum zwischen 1890 und 1908, der wie für die Frauenbewegung und die Formierung von Interessengruppen insgesamt auch für die weiblichen Berufsorganisationen eine Phase der Expansion markiert: Ihre Netze wurden dichter, weiträumiger und vielschichtiger; zugleich mit dem Bemühen, die Aktivitäten in übergreifenden Verbänden zu zentralisieren, fächerten sich die berufsspezifischen Interessen weiter auf und hoben sich zum Teil auch organisatorisch gegeneinander ab.

Materialreich, auf Grund einer breiten Literaturkenntnis und unter Verwendung einer Reihe neu erschlossener Quellen zeichnet die Autorin nach, welche Konstellationen, Interessen, Anforderungen, Zielsetzungen und Leitbilder die Organisationsprozesse und -strukturen bestimmten und welche Argumentationsmuster und Bündnisse die Frauen knüpften, um für sich gesellschaftliche Anerkennung, materielle Sicherung, Zugangsrechte und Aufstiegschancen zu gewinnen. Sie arbeitet heraus, daß in allen Verbänden das Bemühen um geregelte Aus- und Weiterbildung Priorität hatte vor gleichfalls erhobenen materiellen Forderungen, und daß, abgesehen von den Hausfrauen, die Organisationen ihre Politik in einem »hierarchisch strukturierten System gegenseitiger Bezugnahme« (274) an der sozial jeweils höher gestuften Berufsgruppe, allen voran den Lehrerinnen, orientierten. Nachhaltige Betonung legt die Darstellung jedoch weniger auf die verbindenden als auf die trennenden Gemeinsamkeiten und die Heterogenität der Bestrebungen: so auf die Besonderheiten des jeweiligen Handlungsfeldes und die Vielzahl der beteiligten Beweggründe und Faktoren; auf die standespolitisch motivierten Konkurrenzen zwischen und in den Organisationen und die rigiden Abgrenzungsmaßnahmen nach 'unten', die durchweg feststellbar sind; auf das häufig brüchige Verhältnis zu Frauenbewegung und Frauensolidarität, das besonders offen z.B. in den Verlautbarungen der Angestelltenorganisationen zutage trat; auf Gegensätze in der Bestimmung von Fraueninteressen, die sich am deutlichsten in der wechselseitigen Befremdung zwischen Hausfrauen und erwerbstätigen Frauen, darunter auch den Verfechterinnen der 'geistigen Mütterlichkeit', zeigten; und schließlich auf die facettenreichen Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen in den Emanzipationsstrategien, die etwa dann zum Tragen kamen, wenn zur Sicherung und Erweiterung der eigenen Kompetenzbereiche herrschende Weiblichkeitskonstruktionen und -zuschreibungen in Dienst genommen wurden.

Gegenüber den je einzelnen Rekonstruktionen der Vereinsgeschichte fallen jedoch die übergreifenden Zusammenhänge und die Gesamtauswertung etwas blaß aus. So kommt Kerchner insgesamt zu dem nicht überraschenden Schluß, daß die berufspolitisch aktiven Frauen »eben nicht nur als Frauen« (275) handelten, sondern sich neben weiteren Faktoren vor allem an den spezifischen Erfordernissen ihres Arbeitsgebietes orientierten. Die Folgerung, die sie aus dieser Beobachtung zieht, nämlich Geschlechts- und Klassenzugehörigkeit, Berufsspezifität, Konfessionsunterschiede, Generationskonflikte, Stadt-Land-Gegensatz u.a. als gleichgeordnete prägende bzw. handlungsleitende Faktoren anzuerkennen, finde ich kurzschlüssig und für weitere Gesellschaftsanalysen nicht hilfreich. Generell bleiben die eingangs knapp skizzierten Begriffsbestimmungen und theoretischen Bezüge vor allem zu Professionalisierungskonzepten dem Gang der Untersuchung weitgehend äußerlich. So würden z.B. die »zentralen Kategorien Organisation, Interesse und Beruf« (14) in der Form, wie sie Kerchner am Anfang u.a. mit Bezug auf die »Tauschlogik des Arbeitsmarktes« (15) einführt, nach meinem Verständnis eine Bearbeitung der Hausfrauenverbände gerade ausschließen. Eine weitere inhaltliche Klärung oder Verschiebung der Begriffe erfolgt jedoch im Laufe oder am Ende der Arbeit nicht. Ich möchte sie daher in erster Linie als eine detailreiche empirische Studie empfehlen, die neue Kenntnisse über die bislang nur punktuell bearbeitete Geschichte der Frauenberufsverbände erschließt. Für diesen Zweck ist auch die gute Ausstattung des Buches mit Sach- und Personenregister sehr zu begrüßen.

Anja Weberling (Hamburg)

**Fieseler, Beate, und Birgit Schulze (Hrsg.): Frauengeschichte gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der Historischen Frauenforschung.** Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 1991 (278 S., br., 38,- DM)

Die vorliegende Aufsatzsammlung umfaßt 15 Beiträge zur historischen Frauenforschung von der Frühen Neuzeit bis in die Zeitgeschichte. Neben Artikeln zu verschiedenen Themen der deutschen Geschichte (Frauen im Umfeld der Revolution von 1848/49; Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung zwischen 1890 und 1933; Weibliche Jugend im Kaiserreich und in der Weimarer Republik) finden sich Aufsätze zur Geschichte von Frauen in anderen europäischen Ländern (Frauen im revolutionären Frankreich 1789-1795; Zum Verhältnis von Frauen, Frauenbewegung und Politik in England 1800-1918; Frauen im faschistischen Italien; Russische Frauen in der Zeit von 1860 bis 1930; Die Stellung der Frau in der sowjetischen Gesellschaft) und zur historischen Entwicklung der Frauengeschichtsforschung in Finnland und den USA. Eine dritte Gruppe von Aufsätzen befaßt sich mit theoretischen Fragestellungen (Feministische Frühneuzeitforschung; Hausarbeit im 19. und 20. Jahrhundert; Frauenbeziehungen als Gegenstand historischer Forschung; 'Gender and Science').

Der Aufsatz von Rosalind Arndt-Schug und Gaby Franger »Fremde Frauen. Migrantinnen im Lichte der neueren deutschen Migrationsforschung« soll hier aus aktuellem politischem Anlaß besonders erwähnt werden. In ihm wird der historischen Migrantinnenforschung (am Beispiel deutscher Migrantinnen in Übersee im 19. und 20. Jahrhundert) die soziologische (Migrantinnen in der Bundesrepublik) gegenübergestellt. Gemeinsam ist beiden Forschungsansätzen »die Frage nach dem komplexen Bedingungsgefüge, das das Verhalten von Migrantinnen strukturiert. Um Fragen nach Kontinuitäten in Verhaltens- und Wertorientierungen von Migrantinnen, nach Wechselwirkungen von Tradition und nach Übernahme von Werten der Aufnahmekultur beantworten zu können« (269), sind noch weitere differenzierte Untersuchungen notwendig.

Das Ziel des Buches ist laut den Herausgeberinnen, eine möglichst große Vielfalt in der Historischen Frauenforschung vorzustellen. Deshalb ist die Aufsatzsammlung sowohl für Frauen, die sich bereits mit Frauengeschichte beschäftigt haben, als auch für Frauen, die einen Einstieg suchen, geeignet. Eine weitere Beschäftigung mit den unterschiedlichen Themen wird durch ausführliche Anmerkungen leicht gemacht.

Annette Franz (Nürnberg)

**Pappenheim, Bertha: Sisyphus: Anna O. gegen den Mädchenhandel.** Hrsg. von Helga Heubach. Kore Verlag, Freiburg 1992 (315 S., br., 42,- DM)

Wen der rätselhafte Titel nicht schreckt, sondern neugierig macht, dem erschließt sich mit dem Textband der spannungsreiche Lebensweg der gläubigen Jüdin und engagierten Frauenrechtlerin Bertha Pappenheim. Wesentliche Facetten der 'privaten' Persönlichkeit Bertha Pappenheims wurden uns bereits vor einem Jahrhundert durch den Begründer der Psychoanalyse erhellt – oder sollte man lieber sagen: 'verstellt'? Gemeinsam mit seinem älteren Freund und Mentor Breuer hatte Freud dessen therapeutische Gespräche mit der jugendlichen Bertha Pappenheim zu einem der Paradefälle der Psychoanalyse stilisiert und sie 1882 bzw. 1895 in den *Studien über Hysterie* veröffentlicht. So kommt es, daß wir über den 'Fall' Anna O. lange Zeit besser informiert waren, als über das keineswegs weniger fesselnde 'öffentliche Leben' der erwachsenen Bertha P. In dem Band tritt uns Bertha Pappenheim nun erneut als Erwachsene entgegen: ausgesprochen stabil und couragiert und gar nicht 'hysterisch'.

Die Texte spiegeln wichtige Stationen aus dem Leben Pappenheims als Sozialpolitikerin, Begründerin des *Jüdischen Frauenbundes* in Deutschland und als Präsidentin des *Weltbundes jüdischer Frauen*. Bei den mit sicherer Hand ausgewählten Beiträgen handelt es sich um Reiseberichte, Briefe, Artikel und Vorträge aus der Zeit von 1901 bis 1932. Größtenteils sind sie identisch mit den in den Jahren 1924 und 1929 unter dem Titel *Sisyphus-Arbeit* publizierten *Reise-Briefen* und Schriftwechseln sowie mit Artikeln aus den *Blättern des Jüdischen Frauenbundes*.

Daß Bertha Pappenheim und ihr Schaffen nahezu in Vergessenheit gerieten, lag vermutlich nicht nur an den Schwierigkeiten, die die Deutschen mit der jüdischen Geschichte haben. Sie machte es ihren Zeitgenossen und späteren Historiographen besonders schwer, denn im Zentrum ihres politischen Lebens stand der Kampf gegen Prostitution und Mädchenhandel – ein Thema also, das seinerseits unter mannigfachen Tabuisierungen leidet. Die Texte dokumentieren die starke jüdische Beteiligung an der Prostitution und die Doppelmoral unter den jüdischen Glaubensgenossen. Bertha Pappenheim wollte der »Geschlechtsgerechtigkeit« auch unter Juden zum Durchbruch verhelfen. Obwohl Zeit ihres Lebens selbst resolute Kämpferin gegen Judenfeindschaft und Rassismus, schienen ihre Enthüllungen der antisemitischen Hetze ihrer Zeit geradewegs in die Hände zu arbeiten. Und tatsächlich mißbrauchte 1935 *Der Stürmer* ihre frühen Aufsätze über die massive Beteiligung von Juden am Mädchenhandel für seine antijüdische Propaganda (9). So wundert es nicht, daß Bertha Pappenheim gerade auch in ihrem jüdischen Umfeld immer wieder Ratlosigkeit, bisweilen auch Empörung hervorrief (114-117). Die Texte zeichnen also die brisante Gratwanderung eines Lebens zwischen zwei Welten: Behutsam werden die traditionellen Vorstellungen eines orthodox-jüdischen Frauenbildes – »streng gegen sich, mildtätig gegen andere und demütig vor Gott« (309) – den Anforderungen eines modernen, wenn auch im einzelnen noch stark gemäßigten Feminismus gegenübergestellt.

Ergiebig sind die Recherchen über das Leben jüdischer Prostituierter in Galizien auch heute noch, weil sie die rein deskriptive Ebene verlassen und sich den sozio-ökonomischen Ursachen der Prostitution zuwenden: Wohnungsnot und materielles Elend der betroffenen Frauen, bürgerliche Doppelmoral und Klassenegoismus der betuchten Freier werden als wichtige Faktoren herausgearbeitet. Und auch die psycho-sozialen Folgen des Mädchenhandels für die Betroffenen werden betrachtet. Überdies stellen die Texte ein umfassendes sozialreformerisches Programm zur Eindämmung der übelsten Mißstände vor. Ein wichtiges Buch also – das nicht nur dazu beitragen könnte, einer zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Pionierin der Frauenbewegung ihren Platz in der Geschichte zurückzugeben. Es fordert zudem erneut dazu heraus, die Geschichte des deutschen Judentums aus einer feministischen Perspektive zu betrachten.

Die Einwände gegen den Band sind zunächst eher formaler Natur: Die Präsentation der chronologisch angeordneten Texte läßt manche Wünsche offen: Die präzise Herkunft einiger der ausgewählten Beiträge läßt sich nur mühevoll rekonstruieren, der Hinweis auf archivalische Funde bleibt vage (10). Die beigegebene »Bibliographie der Arbeiten von Bertha Pappenheim zum Mädchenhandel« listet mit wenigen Ausnahmen die im Buch bereits enthaltenen Texte auf. Die den Band abschließende »Allgemeine Bibliographie« beschränkt sich auf eine wenig begründbare Auswahl zeitgenössischer Beiträge zum Thema Mädchenhandel bis zum Erscheinungsjahr 1933. Erhellend fällt demgegenüber der »Biographische Überblick« aus. Anmerkungen und Nachwort informieren zuverlässig über den historischen Kontext und die Rezeptionsgeschichte.

In den Kommentaren betont das Buch in erster Linie die Bedeutung Bertha Pappenheims für die Geschichte des Judentums; ihre scharfe Kritik an der »Jahrhunderte langen Unterdrückung des Frauenrechts unter den Juden« (113) sowie ihre Bemühungen um ein »neues jüdisches Frauenbild« (299) werden dabei zu Recht hervorgehoben. Mitunter scheint die Herausgeberin in ihrem verständlichen Bestreben, der gängigen und oftmals unzulänglichen Rezeption Pappenheims eine »angemessene Würdigung« (307) entgegenzusetzen, übers Ziel hinauszuschießen. Sie stellt uns Bertha P. als eine »überragende«, »kultur- und geschichtsprägende Persönlichkeit« vor, betont wiederholt ihre »beeindruckend großen kulturellen Leistungen«, spricht gar von ihrer »historischen Aufgabe« (307-309). Möglicherweise hat dieser etwas verklärte Blick dazu geführt, daß sie auf eine präzise Verortung im politischen Spektrum der bürgerlichen Frauenbewegung verzichtet. Auch über den Einfluß und die Stellung Pappenheims in der deutschen und internationalen abolitionistischen und Sittlichkeitsbewegung erfahren wir wenig. Dabei hätten die recht traditionellen Vorstellungen über Ehe, Familie und Sittlichkeit, die auch in den ausgewählten Texten immer wieder aufscheinen, dezidiert zur Sprache kommen können. Solche Haltungen, die keineswegs bereit waren, die jüdische Identität einer feministischen Solidarität zu opfern, charakterisierten die jüdische Frauenbewegung ja insgesamt und haben diese mitunter an den konservativen Rand der bürgerlichen Frauenbewegung gedrängt. Zum anderen wären ihre Verbesserungsvorschläge kritischer zu hinterfragen gewesen. Das Modell von Aufklärung, Erziehung und sozialer Fürsorge, das Bertha Pappenheim zur Bekämpfung des Mädchenhandels vorschwebte, wandte sich in erster Linie an die Prostituierten bzw. von Prostitution 'Bedrohten' und übergang die von ihr selbst benannten sozioökonomischen Ursachen.

Die Frage, inwieweit die Konzentration der erwachsenen Bertha P. auf die 'Retung sittlich Gefährdeter' den frühkindlichen ungelösten Sexualkonflikten der jugendlichen Anna O. geschuldet ist, gehört zu jenen, die schon mehrfach mit unterschiedlichem Gewinn erörtert wurden. Leicht geraten solche Debatten ins antifeministische Fahrwasser, wenn das energische Eintreten für Frauenrechte mehr oder weniger kausal auf neurotische Defekte der Beteiligten zurückgeführt wird. Bewußt grenzt sich die Herausgeberin von einer psycho-historischen Sicht ab, was in dieser Rigorosität jedoch fragwürdig ist.

Brigitte Kerchner (Berlin)

## Soziale Bewegungen und Politik

Silverman, Maxim: *Deconstructing the Nation. Immigration, Racism and Citizenship in Modern France*. London, New York 1992 (204 S., Ln., 40,- £)

In den achtziger Jahren wurde »Einwanderung« zu einem beherrschenden Thema der innenpolitischen Auseinandersetzung in Frankreich. Die Debatten und Konflikte entzündeten sich an der Zahl der Einwanderer (die »Toleranzschwelle«, 74f., 95f., 109), ihrer »Assimilierbarkeit« (81, 106ff.), ihrer »Illegalität« (82f., 133ff.) und »Ghettoisierung« (96-103), dem Versuch einer Neuregelung des Staatsangehörigkeitsgesetzes unter Chirac 1986 (126-151), dem Rassismus und dem Vormarsch des *front national* (118-125) und dem Kopftuchtragen von Musliminnen in Schulen 1989 (111-118). Silverman zeigt, daß sich diese Auseinandersetzungen auf einem diskursiven Feld bewegen, dessen Grenzen verschiedene Staatsapparate bereits Ende der sechziger Jahre als »Einwanderungsproblem« absteckten. Unter dem Eindruck der Krise von 1968 wurde die Schaffung eines neuen sozialen Konsenses angestrebt,

bei dem soziale Probleme mit ethnischen Kategorien artikuliert wurden; hieraus resultierte gleichzeitig eine Politik der zunehmenden Kontrolle und der Integration (der Illegalen und der bereits vor längerer Zeit legal Eingewanderten; [82ff.]) Dieser zutiefst ambivalente Diskurs, den Silverman anhand von regierungsamtlichen Dokumenten und öffentlichen Interventionen unterschiedlicher politischer Kräfte analysiert, reproduzierte das *double-bind* der Assimilation (»Ihr müßt so werden wie wir«, »Ihr werdet nie so sein wie wir«) und mündete direkt in die Rassifizierung (racialisation) der französischen Gesellschaft (89-94). Als Ausgangspunkt für dieses Phänomen rekurriert der Autor auf die Konstruktion des Nationalstaats in Frankreich.

Ein zweites Motiv, warum Silverman die Nation ins Zentrum seiner Analyse stellt, sind die Schwierigkeiten der Linken bei der Formulierung einer nationalen und grenzüberschreitenden gemeinsamen europäischen Politik (2, 5, 162), für die spezifische, aus der »nationalen« Geschichte herrührende Sichtweisen und Problemartikulationen verantwortlich sind. Ihre Dekonstruktion soll neue Handlungsfähigkeit begründen: Ausgehend von dem in Frankreich verbreiteten Topos eines gegensätzlichen amerikanisch/britischen und französischen Einwanderungsparadigmas (hier »race-relations« und Vorrang ethnischer Kollektive, dort Assimilation auf der Basis gleicher individueller Rechte, 4f., 97-99, 164-66) richtet der Autor seine Kritik gegen den historisch noch mächtigeren und wirksamen Topos eines Gegensatzes von republikanischem und romantischem Nationbegriff (ersterer durch Frankreich, letzterer durch Deutschland verkörpert). Dieser wurde 1882 paradigmatisch in der Gründungsphase der Dritten Republik in der Akademierede Renans formuliert (19-27), die den Prozeß der Nationalisierung Frankreichs abschließt: Mit der Stilllegung des Klassenkampfes durch den sozialen Nationalstaat (Balibar), dem von der Linken mitforcierten Projekt der kolonialen Expansion und »Zivilisationsmission« (30f., 106-111) und der Vollendung der Trennung von Staat und Kirche (111ff.) gingen universelle republikanische Prinzipien eine unauflösliche Verbindung mit ethnischem und kulturellem Partikularismus ein (27-33). Dieser wurde gerade auch im patriotischen Jakobinismus und Laizismus der Linken sichtbar: Daher ein Gutteil der Irritationen im Kopftuchstreit 1989, bei dem der Universalismus mit einer speziell an Muslime gerichteten Assimilationsforderung seiner französischen Prägung verhaftet blieb.

Silverman ergänzt diese Rekonstruktion um die Dimension der Bürgerrechte (*citoyenneté*), die zum ersten Mal im Staatsangehörigkeitsgesetz von 1889 an einen Erwerb der Staatsangehörigkeit (*nationalité*) gekoppelt werden. Doch bleibt das Territorialitätsprinzip widersprüchlich: Obwohl Algerien Teil des Mutterlands ist, sind die »Eingeborenen« solange nur Untertanen (*sujets*), bis sie sich zum Status eines »Entwickelten« (*évolué*) emporgearbeitet haben, der erst die Verleihung der Bürgerrechte rechtfertigt (30, 129f., 144). Umgekehrt schloß später das doppelte *ius soli*, wonach in Frankreich geborene Kinder, von denen zumindest ein Elternteil auch in Frankreich geboren war, von Geburt an die Staatsbürgerschaft erwarben, auch die Kinder algerischer, vor der Unabhängigkeit geborener Eltern ein, während das einfache *ius soli*, das in Frankreich geborenen Kindern von Ausländern die Staatsbürgerschaft bei Erlangung der Volljährigkeit in Aussicht stellte, der zweiten Generation aus den anderen Ex-Kolonien zugute kam (142f.). Gegen diese »bedrohliche« Spätfolge des Kolonialismus rückte in den achtziger Jahren unter dem Druck der extremen Rechten die Bewahrung französischer Identität und die Frage, wer die französische Staatsangehörigkeit verdiene, in den Vordergrund (65, 141f.). Der 1986/87 auf Grund des Widerstands der Linken vorerst gescheiterte Versuch einer

Reform des Nationalitätsgesetzes lenkte allerdings insofern von der Hauptfrage ab, als hier die französische Staatsangehörigkeit als einziger Schlüssel zum Erwerb gleicher Rechte fraglos blieb. Dagegen plädiert Silverman in der Perspektive der politischen Einigung Europas für Konzepte, die eine Abkoppelung bürgerlicher Rechte von der Staatsangehörigkeit, z.B. auf der Basis des Wohnsitzes, unter Ein-schluß sozialer und ökonomischer Voraussetzungen und unter Anerkennung ethni-scher und kultureller Differenzen vorsehen, wie sie seit Beginn der achtziger Jahre vor allem in den Organisationen der zweiten ImmigrantInnengeneration diskutiert werden (126ff., 150ff.).

Die Stärke der Analyse von Silverman liegt in der Verknüpfung der verschiedensten Stränge der aktuellen Debatte mit ihren historischen Vorläufern. Dies führt zu einer Darstellung, bei der einzelne Elemente immer wieder in neuem Kontext auf-gegriffen werden, sich wechselseitig kommentieren und stützen. Daß dies dennoch übersichtlich bleibt, liegt an einer sehr einfach strukturierten Gliederung des Buches, in welchem der Nationbegriff, die Geschichte der Einwanderung seit 1945, die Konstituierung des »Einwanderungsproblems«, die Debatten um Assimilation, Differenz und Staatsbürgerschaft sowie die neuen Problemstellungen der euro-päischen Einigung behandelt werden. Wenn dennoch an manchen Stellen ein Unbe-hagen bleibt, liegt dies an der mangelnden Rekonstruktion der Argumente aus den realen sozialen und politischen Auseinandersetzungen, so daß der Prozeß der Trans-formation von sozialen Problemen in ethnische Kategorien selbst zu wenig themati-siert wird; auch die Formierung sozialer Bewegungen und ihre Geschichte in den Kämpfen der achtziger Jahre wird zu knapp abgehandelt. Entsprechend bleibt die These von der Konstruktion des Einwandererproblems durch den bedrohten Staat ein wenig mit Verschwörungstheorie behaftet, für die die zweimalige Warnung vor einer kurz-sichtigen Interpretation dieser Politik als Heuchelei deutliches Symptom ist (85, 89). Das Buch ist dennoch wichtig, weil es einerseits die Spezifika der französischen Diskussion deutlich macht und hierfür wertvolle Informationen liefert, andererseits einen theoretischen Rahmen entwickelt, der explizit die Verständigung zwischen den Linken verschiedener Migrationsgesellschaften anstrebt.

Ulrich Mehlem (Berlin)

**Kollmann, Doris, Jochem Kollmer, Klaus Rees und Hans-Peter Steffen (Hrsg.): Neofaschismus – (k)ein langfristiges Problem? Theoretische Grundlagen und An-regungen für die pädagogische Praxis.** KT-Verlag, Bielefeld 1990 (110 S., br., 17,- DM)

**Jäger, Margret, und Siegfried Jäger (Hrsg.): Aus der Mitte der Gesellschaft (I), (III) u. (IV). Zu den Ursachen von Rechtsextremismus und Rassismus in Europa.** Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, Duisburg 1991, DISS-Texte 20 (84 S., br., 8,- DM), DISS-Texte 22 u. 23 (je 58 S., br., 6,- DM)

Die Dokumentation der Tagung »Neofaschismus ...« am Fachbereich Sozial-wesen der FH Bielefeld im Juni 1989 ist als Einführung in die Thematik nützlich. Wilhelm Heitmeyer gibt eine Kurzfassung seiner Studie von 1987, Arno Klönne diagnostiziert beim Skizzieren der »Berührungspunkte zwischen rechtsextremen und konservativen Politikvorstellungen« eine Rechts-Verschiebung des ideologischen Spektrums in der BRD, eine Vergrößerung rechtskonservativ-rechtsextremistischer Schnittmengen politischer Argumentation. Im schleichenden gesellschaftsfähig Wer-den rechtsextremer Positionen, vor dem Hintergrund eines sozialdarwinistische Ab-wehrhaltungen fördernden Problemdrucks, liege die eigentliche Gefahr eines lern-und modernisierungsfähigen Faschismus, nicht in den neonazistischen Gruppen als

solchen (40f.). Siegfried und Margret Jäger konkretisieren dies durch die Benennung von »Kernideologemen« aktueller rechtsextremer Bewegungen. Reinhard Kühnl, der vom »Schlüsselideologem« Sozialdarwinismus ausgeht, sieht im Aufschwung der extremen Rechten auch eine Reaktion auf die Emanzipationsbewegungen der vorangegangenen Jahre und warnte damals noch vor einer Dramatisierung. Die Anhänger rechter Gruppen und Ideologien solle man eher als Suchende (nach tragfähigen Lösungen ihrer realen Probleme), denn als festgefügte Faschisten betrachten. In den AG-Berichten werden auch einige Versuche präsentiert, wie mit rechtsorientierten Jugendlichen praktisch, in der Sozialpädagogik und politischen Bildung, antifaschistisch so gearbeitet werden kann, daß man die reale Lebens- und Problemsituation der Jugendlichen trifft und Schwächen traditioneller Konzepte vermeidet. Bei der Vermittlung »alternativer Handlungsstrategien«, wie es der Klappentext verheißt, kam freilich auch diese Tagung über Programmatisches kaum hinaus.

Defizite und Desiderata der praktischen – politischen wie pädagogischen – Strategieentwicklung werden auch in der Abschlufdiskussion (IV, 41-57) der drei DISS-Texte thematisiert, die die Referate eines theoretisch-analytischen Colloquiums dokumentieren, das vom 9.-11. November 1990 vom DISS und von der Friedrich-Ebert-Stiftung durchgeführt wurde. Die drei Broschüren geben einen informativen und theoretisch anregenden Einblick in die Rassismus-Debatte. Unbeschadet der Problematik eines, auch von Siegfried Jäger geteilten, sehr weiten Rassismus-Begriffs (I, 21), finden sich hier Überlegungen zur Frage, wie Rassismus einerseits als Eliteprodukt, andererseits als ein mit dem Alltagsbewußtsein und bestimmten Bedürfnissen und Funktionen für das Individuum verknüpften Phänomen differenziert zu bestimmen ist, zum Verhältnis von Rassismus und Ideologie bzw. Religion und zur Frage nach realer Demokratie als entscheidendem »Gegenmittel« gegen Rassismus.

Um die Analyse eines »alltäglichen Rassismus von unten« als »ideologische Praxis« (I, 33) der freiwilligen, »rebellierenden Selbsterwerfung« (I, 40) geht es in dem mit filigranem theoretischem Besteck operierenden Beitrag von Nora Räthzel, der gleichwohl einige Fragen offen läßt. Für sie ist in Anlehnung an Miles Rassismus eine Form der Bedeutungskonstruktion, und zwar eine Naturalisierung sozialer Verhaltensweisen. Rasse sei also ein Konstrukt, keine »biologische Tatsache« (I, 34). Diese These ist nur dann stimmig, wenn man in die biologische Definition von Rasse schon Soziales einschließt, also eine konstitutive Verknüpfung von biologischen Merkmalen mit sozialen Verhaltensweisen behauptet. Diskussionswürdig ist auch die These, daß von Rassismus nur gesprochen werden kann, wenn er mit Durchsetzungsmacht verbunden ist (ebd.). Wäre demzufolge der Antisemitismus der Nazis erst ab 1933 Rassismus gewesen, nicht aber schon vor dem Faschismus an der Macht? Diese problematische These resultiert offenbar daraus, daß Rassismus nicht als (ideelle) Einstellung, sondern als (materielle) Praxis (z.B. Verfolgung) verstanden werden soll. Wenn überall dort Rassismus anzutreffen ist, wo Herrschaftsverhältnisse existieren, wäre dann nicht Rassismus zu einer »transhistorischen Kategorie« gemacht worden (I, 41), fragt die Verfasserin selbst. Es liegt vielleicht gerade an der konturlosen Weite des Rassismusbegriffs, daß es schwer fällt, für das Handeln spezifische Praxisstrategien angeben zu können, daß eine antirassistische Strategie »für die Entwicklung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit« (I, 45) bloß postuliert wird. Aufgenommen wurde in die erste Broschüre noch ein Beitrag von Margret Jäger zum »Frauen- und Familienbild im Rechtsextremismus« und seinen Verbindungslinien zum Konservatismus.

Ausgehend vom Fordismus-/Postfordismus-Konzept stellt Volker Heins neue

Sichtweisen zum Verständnis des gegenwärtigen Rechtsextremismus und seines gesamtgesellschaftlichen Umfeldes zur Debatte. »Erosionen im Regulationssystem« bilden für eine regulationstheoretische Sichtweise »den Ausgangspunkt für die Erklärung minderheitenfeindlicher und rechtsradikaler Affektpolitiken« (I, 76). So generiere der Fordismus im Gefolge von ständigen Technisierungsschüben, von Naturzerstörung, Weltmarktorientierung und ethnischer Homogenisierung konfliktreiche Problemlagen, die sich zum Teil einer traditionellen Rechts-/Links-Polarisierung entzögen. Diese büße mithin an Orientierungskraft ein. Vor dem Hintergrund einer Desintegration des fordistischen Institutionensystems würden die Quellen der politischen Identitätsbildung »institutionell ortlos« (I, 78). »Das Resultat dieser asymmetrischen Entwicklung (steigende Konfliktniveaus und Erosion des Politischen) ist ein breites Spektrum von parapolitischen Phänomenen, die den Hintergrund bilden, vor dem allein neofaschistische Tendenzen sich sinnvoll diskutieren lassen.« (Ebd.) Erklärungskraft erwartet er von einem »parapolitischen Dreieck«, bestehend aus den Eckpunkten »Neue soziale Bewegungen, Fundamentalismus und Hooliganismus« (I, 81). Die neue »parapolitische« Qualität dieser Bewegungen sei nicht als vor-, sondern als »unvollständig« politische zu verstehen, »weil sich in ihnen genuin politische Ziele mit dem idiosynkratischen Bedürfnis nach Erlebnis und *action* mischen, wie es von der hochfordistischen Freizeitkultur gesteigert worden ist. Das Politische versackt gleichsam, indem sich die Suche nach subjektiven Erlebnisqualitäten entweder in *fundamentalistisch* ausgerichteten Vergemeinschaftungen oder aber in einem situationistischen *Hooliganismus* kristallisiert« (I, 80). Manchen mag es anstößig erscheinen, daß Heins damit vorschlägt, »den neueren [oder *post-modernen*; RS] Rechtsextremismus als Teil derselben makrosozialen Konstellation zu betrachten, die auch die neuen sozialen Bewegungen hervorgebracht hat« (ebd.). Für problematisch halte ich seinen verharmlosenden Schlußsatz darüber, daß für den Erfolg der Repts Liberalität und Toleranz ihnen gegenüber am bedrohlichsten sei. Ein Härtestest für dieses Konzept wird die Prüfung der These sein, daß im Unterschied zum »bewegungsnahen, parapolitischen« der »partieförmige Rechtsextremismus ... enorme Konsolidierungsschwierigkeiten« (I, 82) hat.

Im DISS-Text 22 schreibt Hielscher über den (neuen) Rechtsextremismus in Rußland, Ködderitzsch über den in der ehemaligen DDR und M. und S. Jäger über die Frage, ob angesichts des »Rechtsextremismus auch im Sozialismus« die von Horkheimer und Adorno vertretene These über den Zusammenhang von Faschismus und Kapitalismus noch zu halten ist. Den Abschluß bildet ein Überblicksartikel von Butterwegge über den Rechtsextremismus im vereinten Deutschland. Im DISS-Text 23 wird der Blick ins westeuropäische Ausland ausgeweitet mit Beiträgen über Österreich von Januschek, der diskursanalytisch den Haiderschen Populismus untersucht, über Italien von Michael Braun und über Belgien von Roland Commers.

Richard Sorg (Hamburg)

**Benz, Wolfgang (Hrsg.): Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1.** Campus-Verlag, Frankfurt/M., New York 1992 (345 S., br., 38,- DM)

Wahrscheinlich hätte sich die Antisemitismusforschung ein behutsameres Erwachen gewünscht. Denn noch bis ins Jahr 1990 hinein mußte sich ihr etablierter Teil die kritische Frage gefallen lassen, ob sie auf ihr Thema als solches fixiert sei. Mit dem neuen für das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin herausgegebenen Jahrbuch ist diese traditionelle Forschungskonzeption in mehrfachem Sinne aufgehoben worden. So untersuchen Werner Bergmann und Rainer Erb den Antisemitismus nach 1945, dem ein neues, sekundäres Motiv

zugrundeliegt: der angeblich »negative jüdische Charakterzug«, die NS-Verbrechen »nie zu vergessen«. Dem Wunsch, eine besondere historische Schuld und Verantwortung nicht oder zumindest nicht länger anzuerkennen, steht jedoch das uneingestandene Wissen gegenüber, daß dies aus jüdisch-israelischer Sicht nicht annehmbar ist. Hier liegt ein Konflikt der Perspektiven vor, der so das Motiv für »sekundären Antisemitismus« abgeben kann, für einen »Antisemitismus wegen Ausschwitz«. Frank Stern skizziert die Metamorphosen von latentem und offenem Antisemitismus als einen zentralen Wesenszug der politischen Kultur Westdeutschlands. Daß die Bedeutung des Antisemitismus historisch weit über dieses Feld hinausreicht, zeigt der israelische Holocaust-Forscher Yehuda Bauer. Antisemitismus sei kein Vorurteil, sondern eine geschichtliche Erscheinung, die notwendig sei, um den ideologisch-religiösen Prägungen der christlichen und islamischen Gesellschaften Beständigkeit zu verleihen.

Den Forschungsgegenstand historisch und aktuell erweiternd – von Minderheitenkonflikten bis zum politischen Extremismus, wie er derzeit in Fremdenfeindlichkeit und Ausländerhaß Ausprägung findet –, folgen Aufsätze von Henning Melber zur kolonialen Tradition der Apartheid in Deutsch-Südwafrika (1884-1915) und zu Kontinuitäten des Bildes der »Zigeuner« in der deutschen kriminologischen Literatur seit 1949 (Volker Berbüsse). Wenn Völkermorde und Konzentrationslager in denselben totalitären Raum eingeschrieben und Teil der Wurzeln des modernen Totalitarismus sind, der die Massenvernichtung von Menschen zum Bestandteil eines pervertierten Zivilisations- und Kulturverständnisses erhob, dann – so Melbers Fazit – gehört die Praxis der deutschen Kolonialherrschaft in Südwafrika zwischen 1884 und 1915 zu den ersten Formen einer solchen »Zivilisierung durch Massenvernichtung«, die im deutschen Falle ihren Höhepunkt ein Vierteljahrhundert nach dem Ende der kolonialen Ära im eigenen Land erfuhr. In diesen Zusammenhang gehört die Aufgabenstellung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma, die dessen Leiter Herbert Heuß beschreibt, ebenso wie die Überlegungen zur Akzeptanz von Ausländern in den neuen Ländern der Bundesrepublik, die Uwe Markus aus der Perspektive des Demoskopien beisteuert.

In den Rubriken Nationalsozialismus, Verfolgung und Holocaust sowie Emigration und Exil geht es um Folgen und Wirkungen der nationalsozialistischen Judenfeindschaft. Saul Friedländer beschäftigt sich mit Philippe Burrins Thesen zur Genesis der Endlösung, die davon ausgehen, Hitler habe bei den geringsten Anzeichen einer Niederlage, die im Herbst 1941 erstmalig heraufschienen, seinen wahnhaften Zorn auf die Juden gerichtet. Wolfgang Benz untersucht die Verfolgung von Kindern in Ghettos und Konzentrationslagern. Mehr als ein Kapitel Emigrationsgeschichte bietet die Studie von Alfons Söllner zur Rezeption Carl Schmitts in der Publizistik des Exils, nicht zuletzt durch ihren bemerkenswerten Befund, daß der Aderlaß an kritischer Jurisprudenz, den die Emigration für Deutschland bedeutete, entscheidend dazu beigetragen habe, daß in Westdeutschland nach 1945 eine eigenständige Wissenschaft von der Politik entstand. Aktuelle Bedeutung hat auch der Aufsatz des Staats- und Verfassungsrechtlers Hans-Peter Schneider zur Idee und Wirklichkeit des Asylrechts, das 1948/49 ein wesentlicher Bestandteil der Verfassung der Bundesrepublik wurde, nachdem schon damals nahezu alle später auftretenden Schwierigkeiten mit großem Weitblick vorausschauend erörtert worden waren. Dem interdisziplinären Diskurs dienen in der Rubrik Theorien und Methoden sozialpsychologische Überlegungen zu Vorurteilen und Rassismus von Ulrich Wagner und Andreas Zick sowie aus soziologischer Sicht die Darstellung der Faschismustheorie Talcott Parsons von Uta Gerhardt, der den NS-Antisemitismus in den breiten Zusammenhang

der Aggressivität in der modernen Industriegesellschaft stellt. Beschlossen wird der Band von drei Besprechungssays und einer Dokumentation. Christhard Hoffmann stellt neue Studien von Myriam Yardeni, Paul L. Rose und Barbara Gerber zur Ideen- und Mentalitätsgeschichte des Antisemitismus vor. Hermann Graml widerspricht Götz Alys und Susanne Heims Thesen vom Einfluß der NS-Wissenschaftselite auf den Holocaust. Ute Benz geht in Untersuchungen von Ingeborg Hecht und Sabine Reichel Facetten der Erinnerungsarbeit nach. Wolf Gruner dokumentiert Berichte über Jüdische Sozialarbeit, die bis ins Jahr 1942 reichen.

Der erste Band ist der gelungene Beginn einer grundlegenden Umorientierung: Der Antisemitismus wird zukünftig – unabhängig von aktuellen Anlässen – als *das* Paradigma für die Erforschung von Gruppenkonflikten und sozialen Vorurteilen begriffen werden. Damit ist vom Berliner Zentrum ein publizistischer Ort für allgemeine und übergreifende theoretische und methodische Forschungen zu Vorurteil und Diskriminierung, zu Migrationsprozessen und Minoritätenkonflikten geschaffen worden.

Walter Grode (Hannover)

**Grebing, Helga, und Thomas Meyer (Hrsg.): Linksparteien und Gewerkschaften in Europa.** Bund-Verlag, Köln 1992 (265 S., br., 34,- DM)

Das Verhältnis zwischen den Organisationen der alten Arbeiterbewegung in Europa ist nach den Worten der Herausgeber im letzten Jahrzehnt schwierig geworden. Ob die wachsende Entfremdung zwischen Linksparteien und Gewerkschaften auf den wirtschaftlichen Strukturwandel oder auf bloße Kommunikationsdefizite zurückzuführen ist, das will der aus einer gemeinsamen Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung mit dem Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Uni Bochum vom Mai 1991 hervorgegangene Sammelband aufklären helfen. Die fünf generalisierenden Beiträge und sieben Länderanalysen wurden überarbeitet und auf den Stand von Frühjahr 1992 gebracht. Die meisten Aufsätze stellen die Perspektive der Parteien in den Vordergrund, nur ein einziger beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit den Problemen europäischer Gewerkschaftsarbeit.

Hinter dem »lockeren Begriff der Linksparteien« (Grebing) verbergen sich fast ausschließlich die Mitgliedsparteien der Sozialistischen Internationale (SI); lediglich in der Länderanalyse Frankreich wird näher auf das Verhältnis PCF/CGT eingegangen. Doch stellt selbst die Mitgliedschaft in der SI eher ein formales, als ein inhaltliches Kriterium dar: Auch bei den SI-Mitgliedsparteien verläuft die Programmentwicklung uneinheitlich oder zumindest ungleichzeitig, wie Meyer belegt, der bei den nord- und mitteleuropäischen Parteien einen post-industriellen, ökologisch inspirierten »neuen Revisionismus« ausmacht, während die Südeuropäer noch traditionellen Modernisierungsvorstellungen anhängen. Trotz der im Anfang November 1992 in Den Haag proklamierten Gründung einer Sozialdemokratischen Partei Europas besteht dieses Gebilde praktisch nur auf dem Papier, und auch nach der jahrelangen Arbeit des Europa-Parlaments gibt es kein europäisches Parteiensystem mit Homogenisierungstendenz. Die unterschiedlichen nationalen Bedingungen sind, wie in den kurzen Länderanalysen zur Lage in Deutschland, Schweden, Österreich, Großbritannien, Frankreich, Italien und Spanien deutlich wird, auch weiterhin prägend. Die Länderanalysen, denen recht unterschiedliche methodische Ansätze zugrundeliegen, können auf Grund ihrer Kürze bestenfalls eine Einführung in das Verhältnis und die aktuellen Probleme zwischen Linksparteien und Gewerkschaften in den jeweiligen Ländern geben. Bei allen Unterschieden kristallisieren sich jedoch folgende gemeinsame Probleme heraus: die neue Weltwirtschaftskrise und das Scheitern keynesianischer Gegenstrategien an der Internationalisierung der Ökonomie;

der Wandel der Beschäftigtenstruktur (Tertiärisierung); Heterogenisierung der Arbeiterklasse und »neuer Individualismus«; Ersetzung der Klassenfrage durch »Gatungsfragen« v.a. Ökologie. Trotzdem folgt – wie Grebing betont – auf das Ende der »klassischen« Arbeiterbewegung noch nicht das Ende des »sozialdemokratischen Jahrhunderts«. Speziell Wolfgang Merkel versucht in seinem Beitrag sehr eingehend alle Theorien, ob von Dahrendorf und anderen Liberalen, ob konservativer oder linker (»paleomarxistischer« oder fordismustheoretischer) Provenienz zu widerlegen, die aus dem Scheitern des Keynesianismus und dem Wandel der Gesellschaftsstruktur das Ende der Sozialdemokratie als Regierungspartei ableiten. Je polemischer seine Kritik ist, desto mehr klingt sie allerdings wie das berühmte Pfeifen im Walde. Sein Gegenargument besteht v.a. darin, daß die von ihm kritisierten Theorien die »revisionistische« Fähigkeit der Sozialdemokratie, d.h. ihre Anpassungsfähigkeit an die gewandelten Verhältnisse, unterschätzen.

Wie bereits am Einband mit blauer Europafahne und den zwölf Sternen ablesbar, versucht dieser Band des gewerkschaftsnahen Bund-Verlags den Trend der Europa-Welle der Jahre 1992/93 zu treffen. Die sonst im sozialdemokratischen Spektrum übliche Europa-Euphorie fehlt jedoch völlig. Die europäischen Gewerkschaften hinken der realen europäischen Integration hoffnungslos hinterher, sie drohen in der EG, dem »größten Deregulierungsprojekt der Geschichte« (EG-Kommissar Schmidhuber), vollends unter die Räder zu kommen. Einem Band mit diesem Titel hätte man mehr Beiträge aus Gewerkschaftssicht gewünscht, über ihre konkreten Probleme (mit der Kapitalseite, mit eigener länderübergreifender Zusammenarbeit etc.), ihre Erwartungen an die Parteien und ihre aktuellen Projekte. So bleiben der höchst informative Beitrag von Willy Buschak über den »schlafenden Riesen« EGB, dem machtlosen Dachverband europäischer Gewerkschaften mit Sitz in Brüssel, und die Überlegungen von Andrei S. Markovits über die zukünftigen Handlungsmöglichkeiten der Gewerkschaften in Europa (er fordert eine Führungsrolle von DGB/IG Metall) die Ausnahmen.

Klaus Wardenbach (Brüssel)

## Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete V: = Veröffentlichungen M: = Mitgliedschaften

**Angerer, Marie-Luise**, 1958; Dr.phil., Assistentin an der Univ. Salzburg. V: *Auf glattem Parkett. Feministinnen in Institutionen* (Mitautorin, -hrsg., 1991); *Semiotik der Geschlechter* (Mitautorin, 1989); *Dialog der Kulturen* (Mitautorin, 1983). A: Film- und TV-Studien, Feministische Medientheorien. M: DGPuK, ÖGK

**Bauer, Michael**, 1959; Dipl.Päd., Ausbildungsleiter, Doz. in der Erwachsenenbildung

**Becker, Jörg**, 1946; Prof.Dr., Geschäftsführer der KomTech (Ges. für Kommunikations- und Technologieforschung mbH in Solingen). V: *Datenbanken und Macht* (1992); *Europe Speaks to Europe* (1993); *Fern-Sprechen* (1993). A: Internationale Kultur-, Medien- und Technologiepolitik

**Blumenbach, Ulrich**, 1964; Doktorand der Anglistik an der FU Berlin. V: *Joyce's Handiwork on Myth* (1993). A: Englische Literatur der klassischen Moderne

**Bochmann, Klaus**, 1939; Dr., Prof. für roman. Sprachwiss. an der Univ. Leipzig, Mithrsg. der Gramsci-Gefängnishefte im *Argument*-Verlag. V: *Der rumänische politische Wortschatz 1821 bis 1850* (1980); *Regional- und Nationalitätensprachen in Frankreich, Italien und Spanien* (1989); *Sprachpolitik in der Romania* (Hrsg., 1993). A: Soziolinguistik der romanischen Sprachen, romanische Sprachwiss.

**Chisholm, Lynne**, 1952; Ph.D., Vertretungsprof. am Institut für Erziehungswiss. der Philipps-Univ. Marburg. V: *Youth, Social Change & Education: Issues, Problems, Politics in Post-1992 Europe* (Mithrsg., 1993); *Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich* (Mithrsg., 1990); *Jugendliche in der Europäischen Gemeinschaft* (Mitautorin, 1991). A: Europäische Jugendforschung, Bildung im sozialen Wandel, Geschlechterverhältnisse in Ausbildung und Beruf. M: DGfE, British Sociological Association, CYRCE e.V.

**Erb, Elke**: siehe *Argument* 199

**Feldmann, Carsten**, 1962; M.A. A: *Moderne französische Literatur, Phänomenologie*

**Franz, Annette**, 1959; M.A., Fachredakteurin

**Grode, Walter**, 1949; Dr.phil., Politologe. V: *Deutsche »Euthanasie«-Politik in Polen* (1992). *»Vernichtungspolitik«* (Mitautor, 1991); *Wenn Menschen das Verbrechen lieben* (1992). A: NS-Forschung; Moderne und Destruktion

**Haupt, Michael**, 1951; Dr.phil., Lektor und Übersetzer im *Argument*-Verlag. V: *Die vier Elemente* (Mitautor, 1992). A: Kritische Theorie, Kulturtheorie. M: IG Medien

**Hauser, Kornelia**: siehe *Argument* 198

**Heinrichs, Thomas**: siehe *Argument* 199

**Jäger, Christian**: siehe *Argument* 197

**Kahsnitz, Dietmar**, 1940; Dr.phil., Prof. für Polytechnik/Arbeitslehre an der Univ. Frankfurt/M. V: *Tarifvertrag und Mitbestimmung* (1987); *Wahrnehmung und Bewertung der Ausländerbeschäftigung bei deutschen Schülern* (Mitautor, 1988). A: Bildungssoziologie und -theorie, Wirtschafts- und Beschäftigungssystem, Unterrichtsforschung

**Kaltenecker, Siegfried**: siehe *Argument* 197

**Kerchner, Brigitte**, 1957; Dr., Wiss. Mitarbeiterin am FB Polit. Wiss. der FU Berlin. V: *Beruf und Geschlecht* (1992)

**Klingemann, Carsten**, 1950; M.A., Dr.phil.habil., Privatdoz., Akademischer Rat am FB Sozialwiss. der Univ. Osnabrück. V: *Rassenmythos und Sozialwissenschaften in Deutschland* (Hrsg., Mitautor, 1987); *Jahrbuch für Sozialgeschichte* (Mithrsg., Mitautor, 1990ff.). A: Geschichte der Soziologie, Angewandte Sozialforschung, methodische Grundlagen der Soziologie

**Koivisto, Juha**, 1958; M.A., Forscher an der Univ. Tampere (Finnland). V: *»Umkämpfte Philosophie«* (in *Argument* 192); *»Der umstrittene Ideologiebegriff«*, Nachwort (zus. mit V.Pietilä) in W.F. Haug: *Elemente einer Theorie des Ideologischen* (AS 203, 1993). A: Ideologie- und Diskurstheorie, materialistische Philosophie

*Kramer, Sven*: siehe *Argument* 198

*Lettow, Susanne*: siehe *Argument* 197

*Markner, Reinhard*, 1967; M.A., Doktorand an der TU Berlin. V: *Literatur über Walter Benjamin – kommentierte Bibliographie*, AS 210 (Mithrsg., 1993). A: Moderne englische Literatur, Literaturtheorie

*Mattelart, Armand*, Dr., Prof. für Kommunikationswiss. an der Univ. Rennes II. V: *Penser les médias* (Mitaut., 1986); *L'internationale publicitaire* (1989); *La communication-monde* (1992)

*Mehlem, Ulrich*, 1956; z.Zt. arbeitslos. V: *Der Kampf um die Sprache. Die Politik der Arabisierung im marokkanischen Bildungswesen* (1989). A: Migration, Islam, Sprachpolitik. M: GEW

*Menzer, Ursula*, 1950; Dr.phil., freie Autorin. V: *Philosophinnen. Von Wegen ins 3. Jahrtausend* (Mithrsg., 1982); *Subjektive und objektive Kultur. Georg Simmels Philosophie der Geschlechter vor dem Hintergrund seines Kulturbegriffs* (1992). A: Kulturphilosophie, Feministische Theorie. M: IAPH

*Michalik, Kerstin*, 1963; Doktorandin für Mittlere und Neuere Geschichte an der Univ. Hamburg. V: *Der Marsch der Pariser Frauen nach Versailles am 5. und 6. Oktober 1789* (1990). A: Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit

*Nieragden, Göran*: siehe *Argument* 198

*Oeser, Hans-Christian*, 1950; M.A., Herausgeber und Übersetzer in Dublin. V: *Brendan Behan, Jennifer Johnston u.a.* (Übers., 1989); *Dublin – Stadt und Kultur* (Mitautor, 1992). M: PEN, VS, GEW

*Oesterle-Imbery, Wolfgang*, 1956; EDV-Dozent

*O'Sullivan, Emer*, Dr., Mitarbeiterin im Institut für Jugendbuchforschung an der JWG-Univ. in Frankfurt/M.

*Pfannkuch, Harald*, 1961; Sozialwiss. im St. Marien-Hospital Eichel (Psychiatrie). A: Gemeinde- und Sozialpsychiatrie, Psychiatriereform, Sucht

*Piercy, Marge*, 1936; Schriftstellerin. V: *He, She and It* (1991, dt. 1993)

*Preuss-Lausitz, Ulf*, 1940, Dr., Prof. für Erzwiss. an der TU Berlin. V: *Die Kinder des Jahrhunderts* (1993); *Selbständigkeit für Kinder – die große Freiheit?* (Mithrsg., 1990); *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder* (Mitautor, -hrsg., 1991)

*Ruoff, Karen*, 1945; Dr.phil., Director, Stanford Univ. Berlin, Study Center. V: *The Politics of Discourse: Third Thoughts on New Subjectivity* (1993); »Kaufhauswandern« (I und II in *Argument* 165 und 168); »Texas-Think: On the Popularity of Ronald Reagan« (*Argument* 149). A: Cultural Studies; Geegenwartsliteratur

*Schmid, Ulrich*: siehe *Argument* 198

*Sorg, Richard*, 1940; Dr.phil., Prof. für Soziologie am FB Sozialpädagogik der FH Hamburg. V: *Ideologietheorien* (1976); *Die Bundesrepublik in der Krise* (Mithrsg., 1985); *Quo vadis Fachhochschule* (Mitautor, 1990). A: Sozialpolitik, Armut, Fachhochschulen, Sozialwesen. M: BdWi, GEW

*Välliverronen, Esa*, 1957; M.A., Forscher an der Finnischen Akademie. V: *Lesekunst für sozialwissenschaftliche Literatur* (Mitautor, 1991). A: Öffentlichkeitstheorie, Wissenschaftssoziologie, Ökologie und Massenkommunikation

*Wärdenbach, Klaus*, 1958; M.A., Mitarbeiter der Regenbogen-Fraktion im Europäischen Parlament in Brüssel. A: Europa- und Entwicklungspolitik, Menschenrechte

*Weber, Klaus*, 1960; Dipl.Psychol., Promovend an der Univ. München. V: *Vom Aufbau des Herrenmenschlichen. Philipp Lersch* (1993). A: Psychologiegeschichte, Sozialpsychologie des Rassismus, Neue Rechte. M: GEW

*Weber, Ulla*, 1964; Dipl.-Medienberaterin

*Weberling, Anja*, 1965; M.A., Mitarbeiterin im Projekt Zukunftswerkstätten der IG Metall. V: *Zwischen Räten und Parteien: Frauenbewegung in Deutschland 1918/19* (i.Dr. 1993). A: Gewerkschaftliche Organisationsentwicklung; Geschlechterverhältnisse in der Arbeitswelt

*Wedel, Michael*, 1969; Studium der Germanistik, Geschichte und Rechtswissenschaft an der FU Berlin. V: *Jüdische Lebenswelten im Film* (Mitautor, 1992). A: Literatur des 20. Jh., Medientheorie, Film

*Weinbach, Heike*: siehe *Argument* 199

*Wilpert, Czarina*, Dr.phil., Wiss. Mitarbeiterin an der TU Berlin. V: *Immigrant Associations in Europe* (Mithrsg., 1987); *Entering the Working World* (Hrsg., 1988). A: Auswirkung internationaler Migrationen; inter-ethnische Beziehungen

# blätter der 3w

# DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

---

## 192

### *Intervention*

- Das böse Erwachen der UNO
- Neue Konfliktformen in der Dritten Welt
- Out-of-area Einsätze – Wandel wohin?
- Deutsche Sonderwege
- Chronik: Die Entfesselung der Bundeswehr
- Somalia: Vom Krieg der Clans zum Krieg der UNO
- Liberia: Süd-Süd-Intervention
- Bilanz der gescheiterten Konfliktlösungen in Somalia und Liberia
- Kambodscha: Die UNO kommt mit einem blauen Auge davon

## 191

### *Flucht, Migration und Asyl*

- Ursachen der Fremdenfeindlichkeit im neuen Deutschland
- Die Entwicklung im Asylrecht seit 1990
- Das Freiburger Bezirkssammellager
- Gespräche mit Flüchtlingen aus Kurdistan, Algerien und dem Irak
- Einwanderung kontrollieren – in wessen Interesse
- Lebensgeschichte einer Illegalen
- Asylpolitik und Rassismus
- Ansätze für ein besseres Zusammenleben

---

Jährlich 8 Hefte, Einzelheft 6 DM, Jahresabo 48 DM (erm. 40 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 79020 Freiburg i. Br.

---

## 5 '93

### *Nietzsche und die praktische Philosophie*

- M.C.Nussbaum: Mitleid und Gnade: Nietzsches Stoizismus
- J.-L.Nancy: Zwischen Zerstörung und Auslöschung
- H.Fink-Eitel: Nietzsches Moralistik
- U.Marti: Ist das Tier, das versprechen darf, ein Zoon politikon?
- H.Hesse: Randbemerkungen zu Nietzsches »Genealogie der Moral«

### *Literaturreisay*

- Ch.Scherer: Martha Nussbaum über Essentialismus und menschliche Fähigkeiten

## 4 '93

### *Die Situiertheit des Wissens*

- H.L.Dreyfus: Was Computer noch immer nicht können
  - K.Meyer-Drawe: Und noch einmal: Ob Computer denken können?
  - E.T.Gendlin: Die umfassende Rolle des Körpergefühls im Denken und Sprechen
  - I.M.Young: Eine Phänomenologie weiblichen Körperverhaltens, weiblicher Mobilität und Räumlichkeit
  - H.J.Schneider: Die Situiertheit des Denkens, Wissens und Sprechens im Handeln. Perspektiven der Spätphilosophie Wittgensteins
41. Jg. 1993

---

Herausgeber: Axel Honneth, Hans-Peter Krüger, Herta Nagl-Docekal, Hans Julius Schneider. Redaktion: M.Dammassche. – Erscheint monatlich. Jahresabo 150 DM, Einzelheft 15 DM incl. Versand. – Akademie Verlag GmbH, Postfach 1233, 10117 Berlin

# konkret

Konkret: Politik & Kultur

## 10 '93

### Politik

- H.L.Gremliza: Strassers Jünger  
 J.Goetz: »Hochachtung vor der SS«  
 O.Köhler: Offener Brief  
 M.Brumlik: Gespräch mit Abdalla Frangi  
 M.Hahn: Standort USA  
 G.Wendorf: Bürgerkrieg in Angola  
 G.Fülberth: Rechts von Kohl. Über Kurt Biedenkopf  
 Der europäische Imperialismus II  
 E.Riess: Nächstes Jahr in Stalingrad  
 G.Scheit: The End is at Hand

### Kultur

- S.Ripplinger: Modern Talking  
 D.Dath: Home (Alone) Ivasion  
 C.Nachtmann/A.Demirović/H.Möller:  
 Stellungnahmen zu Christop Türkcs Vortrag »Die Inflation des Rassismus«  
 O.Köhler: Das tiefbraune Programm des Ullstein/Propyläen-Verlags  
 G.Seeßen: Zurück in die Zukunft

Herausgeber: Hermann L. Gremliza. Redaktion: W.Schneider, B.Gröndahl, J.Schäfer. – Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM, Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: Gremliza Verlags GmbH, Postfach 306139, 20327 Hamburg. Büroanschrift: Schulterblatt 58C, 20357 Hamburg.

# Mittelweg 36

Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

## 5 '93

- J.Ph.Reemtsma: Die »Signatur des Jahrhunderts« – ein kataleptischer Irrtum  
 H.Joas: Epochenbruch oder Kontinuität der Gewalt  
 P.Brokmeier: Schwierigkeiten bei der Erforschung von Eisbergen  
 A.Söllner: ... und Hannah Arendt?  
 W.Solfsky: Formen absoluter Gewalt  
 Rosa Elefanten. Eine Diskussion im Institute für Policy Studies über Hiroshima und die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts

### Ein Brief Bucharins

- D.Bosshart: Die französische Totalitarismuskritik. Ein Literaturbericht  
 A.Eshel: Auschwitz und seine Metaphern  
 F.-O.Radtke: Die Wiederkehr des »Volkes« in den politischen Diskurs

2. Jg. 1993

Redaktion: Thomas Neumann (verantwortl.), Gaby Zipfel. – Erscheint zweimonatlich, Einzelheft 18 DM, im Abo 16 DM zzgl. Versand. – Redaktionsanschrift: Mittelweg 36, 20148 Hamburg. – Abo-Schriftverkehr an: Vertrieb Extra Verlag, Langgassen 24, 65183 Wiesbaden

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

10 '93

## *Aktuelles*

K.Bloemer: Reichsaußenpolitik zur Selbstbedienung  
F.Hengsbach: Arbeit macht stark  
H.Hochgreve: Industriepolitik und kein Ende  
E.-M.Kallen: Gespräch mit István Eörsi  
D.Aschwanden: Kampf als rechtsextremer Mythos

## *Thema: Bewegung in Nahost*

F.Duve: Helsinki liegt am Toten Meer  
A.Martiny: Fast jeder fünfte Israeli ist ein Palästinenser  
T.Krapf: Gespräch mit Naomi Chazan (Meretz-Partei)  
T.Riedel: Der jordanische Demokratisierungsprozeß  
L.Watzal: Zur Lage der Menschenrechte – Die »Folterkonferenz« in Tel Aviv  
A.Eshel: Emil Habibi

## *Kontrovers*

T.Frigo: Konservative Revolution  
L.Heidbrink: Gespräch mit Stefan Breuer

## *Kultur*

J.Manemann: Politisch-theologische Anmerkungen zu Heidegger  
Ch.Jürgens: Die Mimesis des Politischen  
H.Glaser: Die neue Blutrünstigkeit

## *Kritik*

J.Klein: Palästina-Berichte aus einem halben Jahrhundert  
Aharon Megreds Roman

40. Jg. 1993

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, G.Grass, K.Harpprecht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel, Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) – Erscheint monatlich. Einzelheft 14,80 DM frei Haus; Jahressabo 99 DM frei Haus. – Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 53129 Bonn

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und soziologische Politik. ★

92

## *Die Linke in Europa*

Redaktion: Linke Ortsbestimmungen der Gegenwart

D.Messner: Leopoldo Mármora ist tot

B.Denitch: Lernen aus Jugoslawiens Tod: Nationalismus und Demokratie

A.Lipietz: Politische Ökologie und Arbeiterbewegung: Ähnlichkeiten und Unterschiede

R.Rossanda/A.Naroli: Was ist los in Italien? Zwei Interviews von Peter Kammerer

M.Mayer: Die deutsche Neue Linke im Spiegel der USA

S.Amin: Die Außenansicht der europäischen Linken

S.Schunter-Kleemann: Geschlechterdifferenz in der Debatte zur europäischen Union?

B.Röttger: EG-metropolitane Integration und die Krise linker Wirtschaftspolitik

A.Demirović: Intellektuelle und kritische Gesellschaftstheorie heute

23. Jg. 1993

Herausgeber: Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. – Redaktion: E.Altvaier, H.Gaßmann, M.Heinrich, B.Mahnkopf, M.Mayer, D.Messner, K.Müller, S.Neckel. – Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 18 DM, Jahressabo 58 DM zzgl. Porto. Redaktionsadresse: PROKLA, Postfach 10 05 29, 10565 Berlin

# PSYCHOLOGIE & GESELLSCHAFTS KRITIK



Zeitschrift für  
Sozialistische  
Politik & Wirtschaft

## 66

### *Jugend, Alter, Abweichler*

S.Mai: Was geschieht mit den Kindern, die nicht ins Heim dürfen?

F.Karl: Alter in Entwicklung. Die »positive Aufhebung« der Gerontologie

L.Kamphaus: Skins: Ein jugendkulturelles Phänomen

K.Weber: Der Fremde ist schlimmer als der Feind

W.Schneider: Illegaler Drogengebrauch und selbstregulierende Schadensbegrenzung

N.Fischer/O.Decker: Die Entdeckung der PsychologiestudentInnen

## 65

### *Selbst-Sein*

T.Kleinspehn: Fehlende Besorgnis, zunehmende Selbstbezogenheit und moderner Zynismus

E.Schraube: Andersrum

G.Armanski: Dialektik der Individuation

A.Schmieder: Radikale Sensucht: Heimat

T.Weißborn: Außenseiter – eine Kategorie der Verdrängung

R.Großmaß: Das wahre Rätsel ist der Mann

17. Jg. 1993

## 73

### *Magazin*

H.Scheer: Die Nonsense vom Energiekonsens

S.Bimboes: Plastikflut

J.Didier: Sachsens SPD

D.Oppermann: Anne-Marie Fabian

A.-M.Fabian: Walter Fabian in Sachsen

### *Mächte und Medien*

H.Kockerbeck: Kämpfe um die Konstruktion von Wirklichkeiten

D.Leder: Die Krise des öffentlich-rechtlichen Fernsehens

H.Peter/N.Sprafke: Demokratische Politik in der Fastfood-Informationsgesellschaft

O.Brosch-Guesnet: Nachrichten vom Klassenkampf

T.Rausch: Und der Mensch ist da ganz Mensch, wo er – z.B. mit Werbespots – spielt

### *Perspektiven der Linken*

K.Gröning: Von der Androgynität zur Differenz

H.Dietzel: Zum neuen Programm der PDS

O.Brosch-Guesnet: Zum Selbstverständnis der »MarxistInnen in der SPD«

### *Dokumentation Juso-Buko*

FDJ-Zentralrat: Dokumente zum Hamburger Juso-Bundeskongreß 1977

16. Jg. 1993

Herausgeber: Initiative kritischer Psychologinnen und Psychologen e.V. – Redaktion: Ruth Großmaß, Siegfried Grubitzsch, Peter Mattes, Frank Nestmann, Christiane Schmerl. – Erscheint mit 4 Heften im Jahr. Einzelheft 14 DM, Doppelheft 22 DM, Jahresabo 48 DM (Studenten etc. 40 DM) – Redaktion: Bürgerbuschweg 47, 26127 Oldenburg. – Verlag und Abonnements: Mabuse-Verlag, Postfach 90 06 47, 60446 Frankfurt/M.

Hrsg.: H.Albrecht, D.Dehm, J.Egert †, K.Fuchs, J.Hindels †, K.P.Kisker, H.Lienker, S.Möbbeck, U.Pausch-Gruber, C.Wülther, K.Wind, K.P.Wolf, B.Zimmermann. – Redaktion: J.Arend, G.Becker, U.Kremer, F.Saß, R.Zeuner. – Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ansland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Straße 13, 51065 Köln

# vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte  
und Gesellschaftspolitik

123

*Zeitfragen, Kommentare*

G.Saathoff: Plädoyer für eine »gläserne Verwaltung«

T.Jäger: Transnationale Gesellschaften und nationale Minderheiten

C.-W.Macke: Die Provokation der »Lega Nord«

Ch.Weller: Demokratie statt Beleidigung

J.Wüst: Rechte Ökologen oder bürgerliche Umweltschützer

R.Giordano: In memoriam Ulrich Klug

*Essay*

A.Schmeling: »Heimatlose Ausländer« 1945 und 1993

*Thema: Scheitert Politik?*

H.-J.Giegel: Demokratie in der Krise

M.T.Greven: Die politische Gesellschaft als Freiheit und Zwang zur Entscheidung

M.Kieserling: Nationalismus

A.Roos: Die Bürgerrechtspolitik der Humanistischen Union

J.Seifert: Die gescheiterte Erneuerung des Grundgesetzes

S.Heumüller: Die Staatsgewalt auf dem Weg nach Karlsruhe

K.Tudyka: Europäisierung der Wirtschafts- und Sozialpolitik

S.Papcke: Hat die Linke ausgeträumt?

32. Jg. 1993

Hrsg.: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: M.Th.Greven, A.-A.Guba, D.Hoffmann, J.Seifert. — Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 16 DM; Jahresabo 58 DM, erm. 46,40 DM zzgl. Versand 4,80 DM. — Verlag: Leske+Budrich, Gerhard-Hauptmann-Str.27, 51379 Leverkusen

**WECHSEL  
WIRKUNG**  
TECHNIK NATURWISSENSCHAFT  
GESELLSCHAFT

63

*Neue Wege im Verkehr – Der intelligente Stau*

M.Spitzner: Ökologische Verkehrswende

K.-O.Schallabök: Technik im Verkehr

R.König: Informatisierung des Verkehrs

D.Bieber/D.Sauer: Zum Strukturwandel des Güterverkehrssystems

W.Canzler: Das Auto von Morgen: Haben alternative Konzepte eine Chance?

*Naturwissenschaft und Technik*

W.Hien: Über Definitionsmacht und Rationalität. Kritische Nachlese zum Störfall im Hoechst-Werk Griesheim

W.Preßl: Hirnverpflanzung – Ein Interview mit Detlef B. Linke

*Gesellschaft & Politik*

B.Gill: Partizipative Technikfolgenabschätzung

M.Quante-Oertel/G.Strina: Technikfolgenabschätzung im Studium

M.Mai: Politische Aspekte technischer Risiken

*Frauen*

G.Fischer: Frauen und Herrschaftswissen. Interview mit Londa Schiebinger

15. Jg. 1993

Redaktion: Eva Wußing, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. — Erscheint zweimonatlich. — Einzelheft 9 DM, Jahresabo 54 DM. — Verlag und Redaktion: remember e.G., Mariabrunnstraße 48, 52064 Aschen

# WIDER SPRÜCHIE

Zeitschrift für sozialistische Politik im  
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

47

## *Ab- und Entwicklung in Deutschland*

M.Nelken: Transformation in Deutschland?

U.Ewald: Gewalt und Gewaltdiskurs nach der Vereinigung als Symptome eines »Steuerungsproblems« der Gesellschaft?

R.Alt/H.-J.Althaus/W.Schmidt: »Wir waren eine gute Truppe ...« Sozialpolitik in ost-deutschen Betrieben

I.Ostner: Frauenleben und Frauenpolitik im vereinten Deutschland

M.Lindenberg: Praktizierte Diversion? Die gesellschaftlichen Gerichte der DDR

T.Kunstreich: Soziale Gerechtigkeit und regionale Spaltung der Gesellschaft

R.Land/R.Possekel: Namenlose Stimmen waren uns voraus. Politische Diskurse von Intellektuellen aus der DDR

## *Forum*

G.Hurrle: Gewerkschaften und Taylorismus. Von einer Politik der Objektivierung zu einer Politik der Resubjektivierung

T.v.Freyberg: Zur Untersuchung ethnischer Konflikte

13. Jg. 1993

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: M.Bitzan, E.Boley, K.A.Chassé, N.Diemer, F.Düchting, D.Gipser, U.Hirschfeld, T.Kunstreich, F.Manke, G.Pubst, F.Peters, W.Plum, B.Rose, A.Schaarschuch, F.Schütte, V.Schöneberg, H.Sünker, W.Völker, U.Wolf, H.Zillmer. – Jährlich 4 Hefte. Einzelheft 16 DM W/10 DM O, Jahresabo 63 DM W/40 DM O, incl. Versand. – Redaktion und Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 63020 Offenbach

# Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

15

## *Macht und Herrschaft im Metropolenkapitalismus heute*

K.Hayasaka: Macht und Herrschaft in Japan

W.Seppmann: Ausgrenzung und Anpassung

H.G.Helms: Die vom High-tech- und Konjunkturwellen gebeutelte Stadt

W.Ruf: Die Vereinten Nationen zwischen Ordnungsmacht und Legitimationsverlust

M.Berndt: Zur Remilitarisierung deutscher Außenpolitik

H.Klenner: Menschenrechte vs. Grundrechte, Grundrechte vs. Menschenrechte?

K.Dammann: Berufsverbote, Einigungsvertrag und Abwicklung

D.Joseph: Macht, Recht, Rechtsstaat

H.Böke: Macht und Dissidenz: Michel Foucault und die Politik

T.Collmer: Marx und Adorno mit Lacan lesen

## *Die Renaissance des Nationalismus und die deutsche Linke*

F.O.Wolf: On the road. Deutschland Transit

J.Reusch: Nationalismus, Rassismus und die Linke. Tagungsbericht

C.Stellmach: Nachholbedarf: Rassismus-Theorien. Sammelbesprechung

M.Grieger: Die Zitelmäner oder Vom Verschwinden der nationalsozialistischen Verbrechen

L.Peter: Gibt es in den Betrieben noch Solidarität?

4. Jg. 1993

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Henrich von Heseler, Heinz Jung. – Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 60327 Frankfurt/M.

# Z.

*Nr. 12, Dezember '92:*  
**Zusammenbruch des  
 Realsozialismus:  
 Annäherungen (I)**

*Nr. 13, März '93:*  
**Alte Grenzen - neue Ufer:  
 Gewerkschaftsfragen  
 Zusammenbruch des  
 Realsozialismus:  
 Annäherungen (II)**

*Nr. 14, Juni '93:*  
**Zusammenbruch des  
 Realsozialismus:  
 Annäherungen (III)  
 Nationalismus und Linke**

*Nr. 15, September '93:*  
**Macht und Herrschaft im  
 Metropolenkapitalismus  
 heute**

*Nr. 16, Dezember '93:*  
**Sozialismus: Erfahrungen  
 - Konzeptionen - Diskus-  
 sionen. Erste Zwischen-  
 bilanz nach dem Crash**

*Nr. 17, März '94:*  
**Anthropologische Lücke  
 im Marxismus?**

176-256 S., Einzelpreis: 15 DM  
 Abonnement: 45 DM (4 Hefte/Jahr)  
 Bezug: Buchhandel (ISSN 0940-06480)  
 oder direkt  
 Z.-Vertrieb, Kölner Str. 66, 60327  
 Frankfurt/M. 1, Tel. (069)7392934

Die Zeitschrift für  
**Philosophie  
 und  
 Sozialwissen-  
 schaften im  
 35. Jahrgang**



*Elfriede Jelinek:*  
 Wie Bäche ver-  
 einigen sich jetzt  
 die Reden.

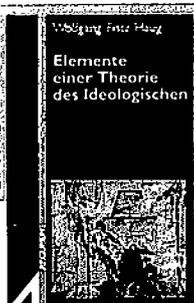
*Oskar Negt im  
 Gespräch mit Wolfgang Fritz Haug:* Ende der  
 Nachkriegszeit - Ende des Antifaschismus?  
*Lothar Bajer, Pierre Bourdieu, Reinhard Rürup:* Prü-  
 fende Blicke auf die Gefahr und ihre Abwehr.  
*Klaus Michael Bogdal:* Von Glatzen und Gaffern.  
*Zygmunt Bauman:* Rassismus, Antirassismus und  
 moralischer Fortschritt.

*Wolfgang Bielas:* Antifaschismus in der DDR.  
*Wolfgang Kowalsky:* Nicht Antifaschismus, son-  
 dern Antirechts extremismus?

*Arno Klönne:* Abschied vom Antifaschismus?  
*Thomas Laugstien:* Das Heiber-Syndrom. Reak-  
 tionen auf eine Faschisierung der Faschismus-  
 deutung.

Einzelpreis DM 14,-. Jahresabonnement DM 72,-

**Neu:  
 Argument  
 Sonderband  
 Neue Folge  
 Band 203  
 304 Seiten  
 DM 25,00**



Die hier gesammelten  
 Arbeiten eignen sich als  
 Studienbuch zur Einfüh-  
 rung in die Ideologie-  
 Theorie. Ausgehend vom Begriff der "ideologi-  
 schen Mächte" werden Funktionen, Praktiken  
 und Effekte des Ideologischen durch die ver-  
 schiedenen gesellschaftlichen Sphären verfolgt.  
 Das Ideologische wird gefaßt als widersprüch-  
 liches Kampffeld und institutioneller Rahmen  
 hegemonialer Herrschaftssicherung. Die Auf-  
 sätze untersuchen Zusammenhänge von Ideo-  
 logie und Arbeitsteilung, Geschlechterverhält-  
 nisse, Subjektkonstitution, Moral, Ästhetik und  
 Philosophie und bringen exemplarische Studien  
 zum Antisemitismus und zum "ideologischen  
 Klassenkampf von oben."

 **Argument Verlag**

Rentzelstraße 1 · 20146 Hamburg · Tel. 040 45 36 80

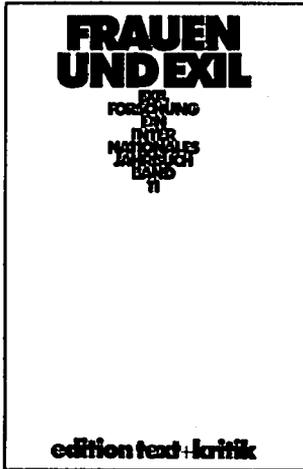
# EXILFORSCHUNG

in der edition text+kritik

Verlag  
edition text + kritik  
Levelingstraße 6a  
81673 München

## Exilforschung Ein internationales Jahrbuch

Herausgegeben von  
Claus-Dieter Krohn, Erwin  
Rotermund und Lutz Winckler  
unter Mitwirkung von  
Wulf Köpke



Band 11/1993  
**Frauen und Exil**  
etwa 250 Seiten, ca. DM 50,--  
ca. öS 390,-- / sfr 51,--  
ISBN 3-88377-446-4

Der Band trägt zur Erforschung der Bedingungen und künstlerischen wie biographischen Auswirkungen des Exils von Frauen bei. Literaturwissenschaftliche und biographische Auseinandersetzungen mit Lebensläufen und Texten ergänzen feministische Fragestellungen nach spezifisch »weiblichen Überlebensstrategien« im Exil.

### Bisher sind erschienen:

**Stalin und die Intellektuellen**  
391 Seiten, DM 34,--  
öS 265,-- / sfr 35,--  
ISBN 3-88377-142-2

**Erinnerungen ans Exil –  
kritische Lektüre der  
Autobiographien nach 1933**  
415 Seiten, DM 36,--  
öS 281,-- / sfr 37,--  
ISBN 3-88377-178-3

**Gedanken an  
Deutschland im Exil**  
400 Seiten, DM 38,--  
öS 297,-- / sfr 39,--  
ISBN 3-88377-205-4

**Das jüdische Exil**  
310 Seiten, DM 38,--  
öS 297,-- / sfr 39,--  
ISBN 3-88377-244-5

**Fluchtpunkte des Exils**  
260 Seiten, DM 37,--  
öS 289,-- / sfr 38,--  
ISBN 3-88377-263-1

**Vertreibung der Wissen-  
schaften**  
243 Seiten, DM 38,--  
öS 297,-- / sfr 39,--  
ISBN 3-88377-286-0

**Publizistik im Exil**  
249 Seiten, DM 42,--  
öS 328,-- / sfr 43,--  
ISBN 3-88377-321-2

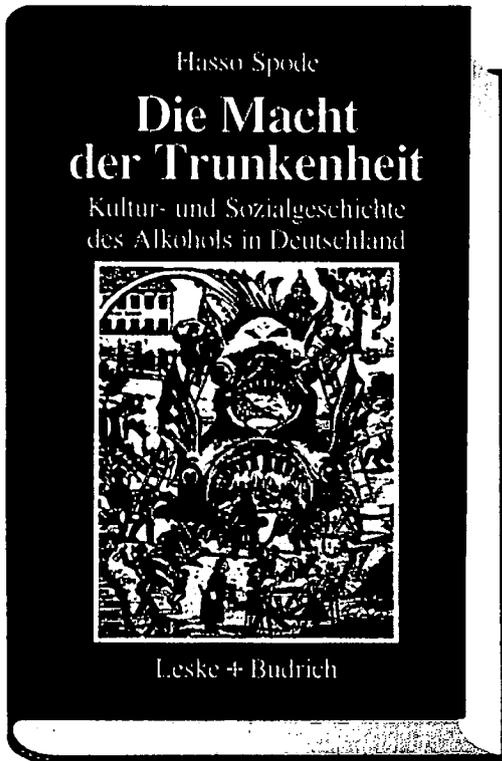
**Politische Aspekte  
des Exils**  
243 Seiten, DM 44,--  
öS 343,-- / sfr 45,--  
ISBN 3-88377-366-2

**Exil und Remigration**  
263 Seiten, DM 51,--  
öS 398,-- / sfr 52,--  
ISBN 3-88377-395-6

**Künste im Exil**  
212 Seiten, zahlr. Abb.,  
DM 48,--  
öS 375,-- / sfr 49,--  
ISBN 3-88377-421-9

# Von der tiefen **Geschichtlichkeit** des **Phänomens Alkohol.**

---



---

## **Eine faszinierende Darstellung:**

Hasso Spode. Die Macht der  
Trunkenheit. Kultur- und Sozial-  
geschichte des Alkohols in  
Deutschland. 388 Seiten.  
Leinen mit Schutzumschlag.  
48,—DM.  
ISBN 3-8100-1034-0

**Leske + Budrich**

*Aldo Natoli*

## TANJA SCHUCHT UND ANTONIO GRAMSCI EINE MODERNE ANTIGONE

*Übersetzt und eingeleitet von Peter Kammerer*

Die Werke Antonio Gramscis gehören zu den großen Ereignissen der europäischen Literatur, Philosophie und Politik in diesem Jahrhundert. In ihrer inzwischen weltweiten Rezeption blieb jedoch – für uns heute fast unerklärlich – ein Aspekt im Dunkeln, dem wir seit dem Erscheinen des vorliegenden Buches eine zentrale Bedeutung zumessen müssen: die Rolle, die Tanja Schucht gespielt hat und natürlich auch die Figur dieser Frau.

Der größte Teil der Korrespondenz Gramscis während seiner zehn Gefängnisjahre vom 8. November 1926 bis zu Gramscis Tod im Jahre 1937 ist an sie, seine Schwägerin, Naturwissenschaftlerin und emanzipierte Frau, gerichtet, und dieser Teil der Korrespondenz ist menschlich und politisch auf eine dramatische Weise höchst bedeutungsvoll. Sensationell war Aldo Natolis Fund von 1988, daß weit über 600 Briefe, die Tanja in den Jahren 1926 bis 1934 an Antonio schrieb, unentdeckt im Gramsci-Archiv lagen.

Natoli deckt minutiös auf, daß Tanja keineswegs nur unermüdliche Betreuerin war, sondern die zentrale Figur, die den geistigen Dialog mit Gramsci aufrechterhielt, ohne den Gramsci jeden Stimulus zu intellektueller Arbeit zu verlieren fürchtete.

Vor allem anderen aber begegnete Tanja Schucht Gramsci mit einer großen selbstlosen Liebe, in deren Konsequenz sie 1937 nach Gramscis Tod angesichts von Faschismus, Stalinisierung und sich zuspitzender Weltlage um die Aufklärung jener Obsession zu kämpfen sich anschickte, die Gramsci in den Gefängnisjahren gequält hatte: die Vorstellung, nicht nur vom faschistischen Regime, sondern auch von der eigenen Partei und der eigenen Familie in Moskau als Dissident verurteilt und kaltgestellt worden zu sein.

Im Versuch dieser Treue über den Tod hinaus wird Tanja Schucht für Natoli zu „Antigone“.

272 Seiten, Pb., ISBN 3-88442-026-7

Cooperative-Verlag Frankfurt am Main

## Summaries

### **Armand Mattelart: New Horizons of Communication**

The essay analyzes the structural change of global communications systems. What could once be represented as media or cultural imperialism, today demands a detailed description of the interaction of local public spheres with the marketing strategies of multinational corporations.

### **Jörg Becker: The »Latin-Americanization« of the Eastern Europe Public Sphere after 1989**

Privatization and the opening to the world market are the two most important parameters for analyzing the structural upheavals in the mass media and the public sphere in Eastern Europe since 1989. The characteristic forms of these changes suggest that they should not be described as capitalist, but as crypto-capitalist or »Latin-American«.

### **Juha Koivisto and Esa Välierronen: The Comeback of Critical Theories of the Public Sphere**

In the light of the English-speaking world's increasing interest in theories of the public sphere, the authors critically examine the theories of Habermas, Negt and Kluge. The main problem of the English-language reception is the exaggerated status of the idea of the public sphere. Attention should rather be turned to how public forms of socialization originate, how they differ from private forms, and how they can be influenced by struggles for hegemony.

### **Marie Luise Angerer: The Pleasure of the Interface: Relational Networks in a Telematic Culture**

The current processes of development taking place in biotechnology and information technology make one fact very clear: the body and its sexual identities have been »attacked« in a completely new way. The model of the »cyborg« – half-man/half-electronic-machine – is a sign of these developments. A discussion is beginning which takes these changes into consideration, which tries to name the difference and to develop other/new terminologies, which can grasp the medial processes in which we are trapped.

### **Carsten Klingemann: Mass Realities and Mass Constructions in the »Third Reich« and in Media Society**

Traditional theoretical interpretations of mass society mythologize the actions of individuals »in the mass«. As a rule, many negative qualities (psychopathologies) derived from the psychology of the individual are attributed to »the mass«, which must be compensated for by »leadership«. This essay makes a plea for a systematic examination of the autonomous components of the behavior of individuals in groups, behavior upon which politicians and those involved in the media are dependent.

### **Karen Ruoff: Local Observations of Clinton's America**

Among other places, the essay examines Orange County, with its religious and political fundamentalism, and Chicago, with its opposition between a black ghetto and a university. The authoress explores both the causes of Clinton's popularity during the election campaign and the conflicts of today.

### **Ursula Menzer: Georg Simmel's Philosophy of the Sexes**

The examination of male philosophical tradition from the viewpoint of Gender Studies represents an important part of feminist philosophy. This essay about one of the most famous theorists of the modern age, Georg Simmel (1858-1918), is to be seen in this context. Menzer demonstrates paradigmatically how metaphysical constructions help to petrify and perpetuate sexist prejudices rather than enlighten them through reasonable criticism. Against the oneness of the male perspective, the authoress takes the side of the female critical subject and her deconstruction of traditional gender-dichotomies.

**Psychologie**

<i>Goldmann, Harald, Hannes Krall und Klaus Ottomeyer: Jörg Haider und sein Publikum (K.Weber)</i> .....	821
<i>Bielicki, Julian S.: Der rechtsextreme Gewalttäter. Eine Psycho-Analyse (K.Weber)</i> .....	823

**Geschichte**

<i>Kuhn, Annette (Hrsg.): Chronik der Frauen (U.Menzer)</i> .....	824
<i>Dux, Günter: Die Spur der Macht im Verhältnis der Geschlechter. Über den Ursprung der Ungleichheit zwischen Frau und Mann (S.Lettow)</i> .....	825
<i>Wunder, Heide: »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit (A.Franz)</i> .....	826
<i>Lange, Sigrid (Hrsg.): Ob die Weiber Menschen sind. Geschlechterdebatten um 1800 (K.Michalik)</i> .....	827
<i>Kerchner, Brigitte: Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848-1908 (A.Weberling)</i> .....	829
<i>Fieseler, Beate, und Birgit Schulze (Hrsg.): Frauengeschichte gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der Historischen Frauenforschung (A.Franz)</i> ...	831
<i>Pappenheim, Bertha: Sisyphus: Anna O. gegen den Mädchenhandel (B.Kerchner)</i> .....	831

**Soziale Bewegungen und Politik**

<i>Silverman, Maxim: Deconstructing the Nation. Immigration, Racism and Citizenship in Modern France (U.Mehlem)</i> .....	833
<i>Kollmann, Doris, Jochem Kollmer, Klaus Rees und Hans-Peter Steffen (Hrsg.): Neofaschismus – (k)ein langfristiges Problem? Theoretische Grundlagen und Anregungen für die pädagogische Praxis (R.Sorg)</i> .....	835
<i>Jäger, Margret, und Siegfried Jäger (Hrsg.): Aus der Mitte der Gesellschaft (I), (III) u. (IV). Zu den Ursachen von Rechtsextremismus und Rassismus in Europa (R.Sorg)</i> .....	835
<i>Benz, Wolfgang (Hrsg.): Jahrbuch für Antisemitismusforschung. Bd. 1 (W.Grode)</i> .....	837
<i>Grebing, Helga, und Thomas Meyer (Hrsg.): Linksparteien und Gewerkschaften in Europa (K.Wardenbach)</i> .....	839